

Thal. 2.

No. 2.



Regensburg

Eine Elster in ihrem Pracht-
schmucke.

Ehstland
und
die Ehsten,
oder

historisch - geographisch - statistisches Ge-
mälde von Ehstland.

Ein
Seitenstück zu Merkel

über die Letten,

von

Johann Christoph Petri,

Doktor der Philosophie und Professor am Evangelischen
Gymnasium zu Erfurt.

Erster Theil.

Mit vier Kupfern.

G o t h a,

in der Ettingerischen Buchhandlung

1 8 0 2.

BIBLIOTHE
ACADEM
DORPAT

Da, wo ein großer Kaiser thronet,
Der Hoheit straft, die Tugend lobt,
Die Künste hehrt und gern verzeiht,
Da blüht die goldne Zeit! —

Weiße.

Ent.

TRU Saamatukogu

17

Seiner Durchlaucht

d e m

Fürsten und Vice - Kanzler

Alexander Kurakin,

Ritter des St. Andreas - und mehrerer Russischen
Ordnen, Senateur im ersten Departement des
dirigirenden Staats, etc. etc.

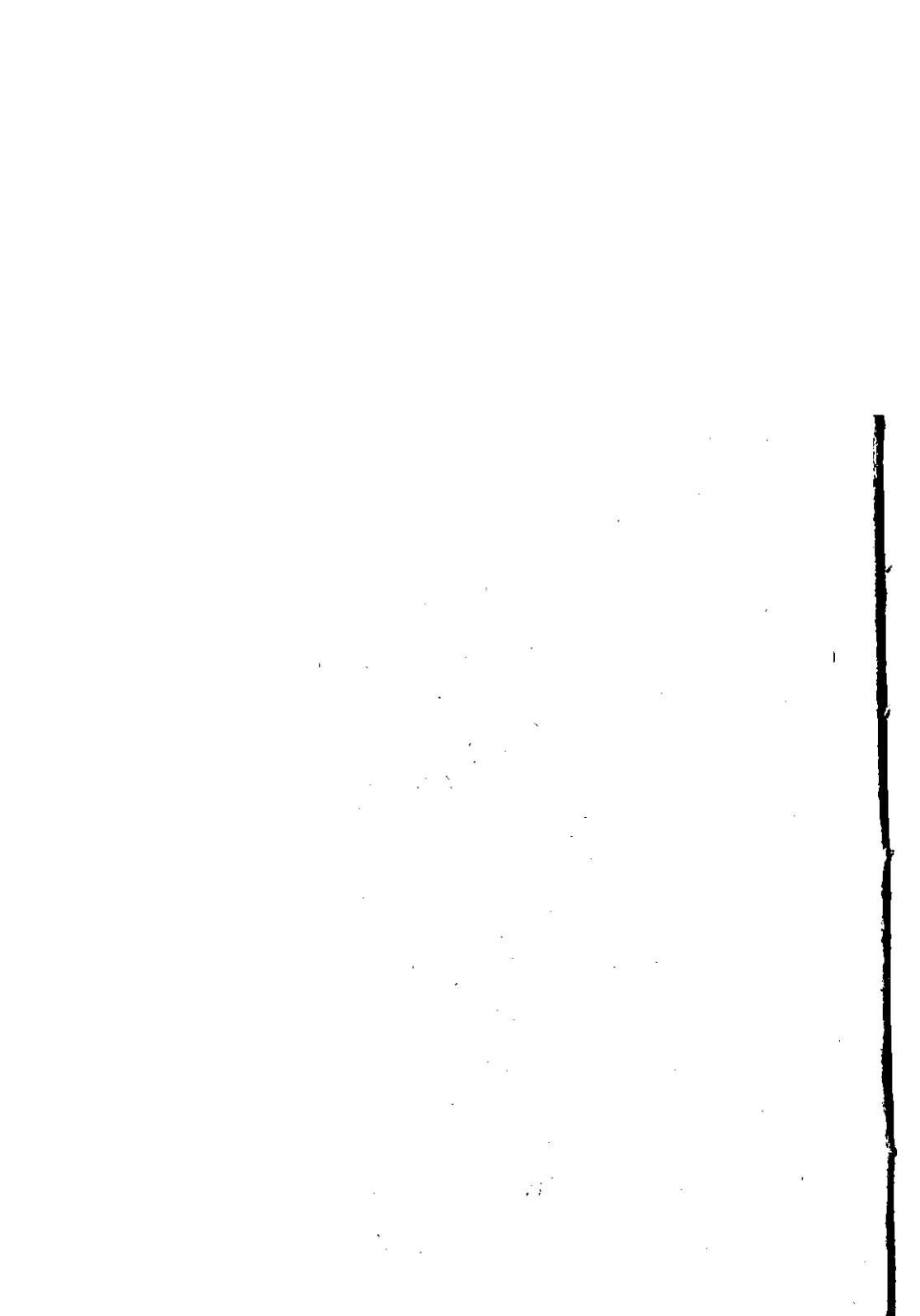
widmet

in tiefster Ehrfurcht

und mit hochachtungsvollester Ergebenheit dies
ses Werk

zum öffentlichen Zeichen seiner Dankbarkeit

der Verfasser.



Durchlauchtigster Fürst,

Gnädigster Herr Vice-Kanzler.

Die Kühnheit, dieser Schrift den erlauchten Namen eines Mannes vorzusetzen, der allgemein als einer der Besten seines Zeitalters bekannt ist, und als ein erhabener Freund der Musen und Beschützer derselben verehrt wird, kann blos mit dem Wunsche des Verfassers entschuldigt werden, seinem Buche erst hierdurch in den Augen der Welt eine Zierde und einen Glanz zu geben, den es ohne diese schützende Regide vielleicht entbehren würde.

Gerühen Ew. Durchlaucht, diese öffentliche Huldigung, welche ich Ihrer Größe

aus den ehrerbietigsten Gesinnungen darbringe,
mit gnädigen Augen anzusehen, und diesem
Buche I h r e n hohen Schutz nicht zu versar-
gen, das, wenn es auch fern vom Ziele der Volk-
kommenheit seyn sollte, doch darauf berechnet ist,
den Zustand eines merkwürdigen Landes und eines
unglücklichen Volkes in dem Umfange des uner-
messlichen Russischen Kaiserthums der Welt zu
enthüllen, und ihm vielleicht eine Erleichterung
seines Schicksals — ach möchte es bald geschehen!
— zu bewirken.

S i e, der verehrte, der edle Menschen-
freund, nahe dem Throne des weisen, gerechten

und milden *Alexanders I.* können viel, sehr viel dazu beitragen, das Jammern der leidenden Echten und Letten zu stillen, ihr Trauern in Freude zu verwandeln und sie zu beglücken, sie, die keinen Fürsprecher haben. Und welch ein edler Beruf, welches selige Geschäft, Menschen zu beglücken! —

Der allgemein anerkannte preiswürdige Charakter, die mit Recht gerühmte hohe Menschenliebe, Wohlthätigkeit und Großmuth eines *Alexanders Kurakin*, bürgt mir für die huldreiche Aufnahme dieses Werks und sichert

mit verzeihende Nachsicht zu ; in welcher süßen,
schmeichelnden Hoffnung ich mit ehrfurchtsvollem
Respekt mich nennen darf

Erfurt, den 3ten Julius
1802.

Ew. Fürstlichen Durchlaucht

unterthäniger,

allergetreuester Verehrer

Dr. Johann Christoph Petri.

 V o r b e r i c h t .

Ich hatte bei meinem Aufenthalte in Piefz und Ehstland gleich Anfangs den Vorfaß geſaßt, meine über dieſe Provinzen und ihre Bewohner etwa zu ſammelnden Bemerkungen dereinſt durch den Druck bekannt zu machen. Ich ſchrieb daher alles auf, was ich dieſe Gegenſtände Betreffendes und mir als merkwürdig Vorkommendes nur irgend ſah, las und hörte, ſo daß ich bei meiner Zurückreiſe einen anſehnlichen Vorrath von Papieren in meinem Koffer hatte. Mancherlei Geſchäfte und Arbeiten, Beſuche und andere Hinderniſſe, die nach einer langen Abweſenheit vom Vaterlande bei der Rückkehr in daſſelbe unvermeidlich ſind, hielten mich eine geraume Zeit ab, die Materialien zu ordnen, und mich nach einem braven Verleger umzuſehen. Endlich machte ich mich darüber und entwarf den Plan, hatte auch ſchon über die Hälfte in den erſten Band hinein gearbeitet, als neue Verhältniſſe, die das Publikum wenig intereſſiren, mich davon abzogen, ſo daß ich das Werk wieder auf einige Zeit liegen ließ. Ich arbeitete in-
 deſſen

Dessen einzelne Aufsätze und Abhandlungen für den Druck aus; welche in mancherlei Journa-
len und gelehrten Tagblättern erschienen, und
zum Theil hier vollständiger und im Zusam-
menhange mit eingeschaltet sind. Es kam
auch indessen manche reichhaltige Schrift über
Rußland, und Liefland ins besondere heraus,
welche dankbar von mir benutzt worden ist,
und hier und da eine kleine Abänderung des
Plans nothwendig machte. Ich nenne darun-
ter nur. z. B. Mertels Letten, Snel
Beschreibung der Russischen Provinzen
an der Ostsee, und unter den älteren,
Hupels Topographie von Lief; und
Ehstland, welches Buch bei weitem als die
Hauptquelle betrachtet werden kann. Aber
eben diese Schriften erneuerten in mir den
Voratz, meine angefangene Arbeit wieder vor-
zunehmen und dem Drucke zu übergeben, weil
ich fand, daß lange noch nicht Alles erschöpft
sey, und vieles zu sagen übrig bleibe, was
entweder gar nicht berührt oder falsch vorge-
stellt worden war. Zudem erstreckte sich Mer-
tels Schrift, — allerdings die merkwürdigste
von allen, — blos über Liefland, und über Ehst-
land war eigentlich noch gar kein besonderes
Buch da.

Weise hier mitgetheilten Nachrichten gebe
ich keinesweges für vollständig und untrüglich
aus;

aus; aber das darf ich wohl sagen, daß sie, in so fern sie selbst erfahren, und an Ort und Stelle größtentheils niedergeschrieben sind, mit angesehenen und im Lande selbst gehörte Dinge betreffen, nicht neue Märchen, sondern zuverläßige, wirklich aus dem Umgange und eigenem Anschauen gehobene Wahrheiten sind. Was der Leser für Resultate und Schlüsse daraus ziehen will, überlasse ich seinem eigenen Urtheile, dem ich nicht vorgreifen mag. Ich gebe als ein redlicher und treuer Menschenbeobachter die Dinge, wie ich sie gefunden habe und mache blos den Referenten, der das, was er sah und hörte, erzählt, ohne sich darum zu bekümmern, welcher Gebrauch sich davon machen läßt. Es hat sich auch seit sechs Jahren Manches geändert; aber ich beschreibe das Land und seine Verfassung so, wie ich beides unter Katharina II. in einer langen Reihe von Jahren fand, die ich dort zubrachte. Ob nicht noch Manches stehen geblieben ist, was, als bekannt, hätte wegzbleiben können, überlasse ich den Lesern und Recensenten zur billigen Beurtheilung. Doch bitte ich beide, zu bedenken, daß ich nicht blos für Männer vom Handwerke schrieb, die Alles das schon wissen, was hier gesagt ist, und daß Vieles, was Manchem nicht neu ist, einem Andern wohl noch unbekannt seyn kann. Ueberdies können man

manche Dinge nicht oft genug gesagt werden, und verdienen theils schon deswegen, theils um der Zusammenstellung willen, allerdings eine Wiederholung.

Eonst habe ich mich überall beflissen, der Wahrheit getreu zu bleiben, und es mir zum Gesetz gemacht, nicht nur das Böse, die Fehler und Misbräuche zu rügen, sondern auch das Gute an das Licht zu ziehen und gebührend zu würdigen. Wenn ich von dem letztern Etwas sollte weggelassen oder nur oberflächlich rührt haben, so geschah es nicht geflentlich oder aus böser Absicht, sondern blos deshalb, um nicht zu viel Bekanntes zu wiederholen; daher bitte ich, versichert zu seyn, daß ich es deswegen immer und überall anerkenne und mich darüber freuen werde, sobald man mich darauf hinweist. Ueberhaupt war nicht mein Wille, dem guten Lande, das mir zwölf Jahre reichlich Brod gab, und der Schauplaz meiner Freuden und eines frohen Genusses derselben in den schönsten Jahren meines Lebens war, wehe zu thun, oder hinterher eins anzuhängen; sondern zur Belehrung meiner Landsleute, die häufig nach Lief- und Ehland reisen, und als einen Beitrag zur Völker- und Länderkunde, brachte ich diese Materialien in Ordnung. Sollte man mir daher auch allenfalls Unrichtigkeiten vorwerfen, wie das gar wohl mög-

möglich ist, so hoffe ich doch nicht, daß man mich gestifteter Unwahrheiten bezüchtigen werde. Gerechter Tadel wird mir allemahl willkommen seyn, da er für mich lehrreich ist; auf ungerechten werde ich aber so wenig Rücksicht nehmen, daß ich mir nicht die Mühe geben will, ihn zu beantworten, weil Betrachtung hier die beste Antwort ist.

Ich habe nicht als ein flüchtig Durchreisender das Land und dessen Einwohner nur so obenhin beschauet, und hier und da zerstückte Nachrichten aufgefangen, sondern zwölf Jahre in sehr verschiedenen Gegenden und Provinzen desselben mich aufgehalten. Hier und Ehstland, Ingermannland und selbst St. Petersburg waren der Schauplatz, wo ich als Privatlehrer, Erzieher und Gesellschafter in den vornehmsten Häusern Zutritt fand und Gelegenheit genug hatte, zuverlässige und richtige Nachrichten einzuziehen, und manche sehr interessante Beobachtung zu machen. Ohne selbst Edelmann zu seyn, war ich diese ganze Reihe von Jahren hindurch täglich in adlichen Gesellschaften, und hatte täglich auch Gelegenheit, den Geist und die Handlungsweise dieses Standes zu bemerken, so wie auf der andern Seite die unglücklichen Ehsten und Letten in ihrem Elende kennen zu lernen. Diese beiden wie zwei entgegengesetzte Elemente stets wieder

der einander kämpfenden Klassen von Menschen waren der vornehmste Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, daher auch von ihnen die meisten Nachrichten vorkommen. Zwar ist schon viel über sie geschrieben worden, aber meistens unter dem Zwange von mancherlei Rücksichten und Verhältnissen, mit Schonung, Kommißion und Sanftmuth. Ich werde aber, fern von jenen Verbindungen und Fesseln, obgleich immer dankbar gegen das genossene Gute, ohne Schonung und frei sprechen, und alles aufdecken, was das Licht scheut, aber doch, so viel mir möglich ist, ohne Bitterkeit und hämischen Sinn. Sollte man hier und da eine heftige Sprache finden, so wird der aufgeregte Unwille über so viele Schmach und Leiden der zu Boden getretenen Menschheit allein davon die Schuld tragen, und hoffentlich Verzeihung finden. Ich wollte den Adel und die Geistlichkeit jener Länder sich in einem Spiegel beschauen lassen, (wenn sie ihn anders in die Hand nehmen und sich vorhalten wollen,) und ihnen, zu ihrem eignen Besten, Gelegenheit geben, die häßlichen Flecken abzuwaschen, welche sie beschmutzen und in den Augen reiner Menschen verächtlich machen. Ich wollte zugleich die nie verjährenden Menschenrechte einer unterdrückten und unglücklichen Nation vindiciren, und so vielleicht ein Scherflein

lein zur Verbesserung ihrer bürgerlichen und moralischen Existenz mit beitragen. Möchte doch diese Absicht und mein herzlichster Wunsch desfalls auch nur einigermaßen erreicht werden! —

Noch bedarf vielleicht die Ordnung und Wahl der Sachen, so wie die ganze Einrichtung des Buches einige Rechtfertigung, weil ich dagegen im Voraus schon manche Erinnerung zu lesen glaube. Mein Gefühl sagt mir, und einige Winke von ein Paar Freunden, denen ich mein Manuscript mittheilte, bestätigten es, daß ich hier und da kürzer hätte seyn können. Ich bitte deswegen um Nachsicht; nicht jeder Abschnitt ist für Jedermann, auch können nicht alle Arten von Lesern befriedigt werden. Was Einem zu weitläufig und minder wichtig scheint, kann dem Andern vielleicht sehr interessant seyn und ihm Unterhaltung gewähren. Der Ausländer findet Manches überflüssig und unbedeutend, was dem Einheimischen als erheblich und notwendig zu bemerken vorkommt; und ich zweifle nicht, daß auch Tief- und Ehrländer mein Buch lesen werden. Diese Rücksichten wünsche ich bei der Beurtheilung des Werks nicht aus der Acht zu lassen, damit es aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet werde, und das Urtheil selbst glimpflich und nicht ungerecht ausfalle.

Die

Die Zeichnungen, welche den neun Kupfern zum Grunde liegen, sind an Ort und Stelle im Lande selbst, von einem geschickten Zeichner aufgenommen. Wer in jenen Gegenden gewesen ist, wird sie als getreue Kopien ihrer Originale anerkennen, bei Schloß Weissenstein sich des dicken schwarzen runden Thurms erinnern, in Kloster Padiß die hohen Zinnen der Mauern sich vergegenwärtigen, und bei Baltischport den Hafen mit seinen einzelnen Schiffen nicht verkennen. Die Ebstnischen Bauernhöfe, Häuser und Wiegen gleichen sich wie ein Ei dem Andern, und man wird auch bei diesen Vorstellungen die Wahrheit und den Stempel der Originale in sehr treuen und wohlgetroffenen Zügen wahrnehmen. Ich würde die Zahl der Kupfer leicht noch haben vermehren können, wenn ich das Werk hätte vertheuern wollen. Die übrigen Zeichnungen mögen zu einem andern Gebrauche in der Kapsel liegen bleiben.

Erfurt im Julius 1802.

Dr. Johann Christoph Petri.

Uebersicht des ganzen Werks.

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Einleitung — Geographische Eintheilung und natürliche Beschaffenheit von Estland — Bächen, Gewässer, Flüsse und Seen, Wälder, Moräste und Berge — Reise, Kirchspiele und Bevölkerung — Klima, Witterung, Sommer und Winter, Schlittenfahren — Einfluß des Klima auf die Gesundheit — Boden und Fruchtbarkeit — Produkte und Bedürfnisse des Kevalischen Gouvernements — Thiere, Vögel, Amphibien, und Fische — Jagd und Fischfang — Pflanzenreich — Mineralien — Alte Bewohner Estlands und Vergleichung mit den jetzigen — Werkwürdigkeiten und Alterthümer, — Ruinen von Städten, Rittersn und Scaabsteinen — Lage und Beschreibung von Keval, Pernau, Narwa, Habfal, Baltischport, Weissenstein, Weseenberg, Leal, der Insel Desel und Kühn.

Zweiter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik der Esten. — Ländliche Verfassung und trauriger Zustand der Sklaverei — Kultur und natürliche Anlagen der Esten — Ihre Frohdienste und Abgaben — Eingeschränkte Rechte — Sklavensinn und Sklaventücke — Trieb und Wunsch nach Freiheit und Versuche, sie zu erlangen, Empörung und Weglaufen —

Zwei-

Zweiter Theil.

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung — Laster der Ehren — Ihr Hang zu kleinen Diebereien, Trägheit, Sodomiterei, Widerspenstigkeit u. s. w. — Seltenheit des Kindermords — Chinesische Sprache, Sprüchwörter und Räthsel — Deutsch in Ehstland und andere geredete Sprachen — Aberglaube und Vorurtheile der Ehren — Mannichfaltige Versuche, ihren Zustand zu verbessern — Ihre Sitten und Lebensart, Dörfer Wohnungen und Wadstuben — Gesang, Musik und Kleidung — Landwirtschaft, Aernte, Talkus; oder Aerntefest, Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei — Sonstige Gewerbe und Nahrungszweige — Krüge und Wirtshäuser — Ihre Spiele und Vergnügungen, Volkstänze, besonders auf Johannistag — Krankheiten und Mittel dagegen — Ihre Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniße — Öffentliche Sicherheit und Seltenheit großer Diebstähle, des Mordes und Straßenraubes — Sogenannte Halbdeutsche und freie Leute in Ehstland — Professionisten und Handwerker in den Städten und auf dem Lande —

Vierter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik des Adels — Privilegien desselben — Lebensart, Luxus und Schwelgerei in Essen und Trinken — Grad der Aufklärung und Kultur unter demselben — Hindernisse eines weitem Fortschritts in beiden, schlechte Erziehung, zu frühes Anstellen beim Militär und Avancement, zu häufige Belohnungen ohne Verdienste — Bedrückung der Bauern, und gesetzmäßiges oder gesetzwidriges Verhältniß zu den Leibeigenen — Güterwesen und Oekonomie — Hoflager, Gärten, Brandreueinbrennereien — Aus-

schluß.

Schließliches Recht, Krüge und Wirthshäuser zu halten — Beschreibung eines Guts — Landtag des Adels und Immatrikulation auf demselben — Verzeichnis der vornehmsten Güter und adelichen Familien in Ehstland —

Dritter Theil.

Fünfter Abschnitt.

Kirchliche Verfassung in Ehstland — Eintheilung in Kirchspiele — Schlechte Beschaffenheit der meisten Kirchen und Kapellen — Schilderung der Prediger — Charakter des Probsts Glanström — Generalsuperintendent Lenz in Riga — Drei Originalbriefe von ihm — Ehstländische Predigerkritik in Knittelversen — Geschäfte eines Predigers und seine Einkünfte — Kirchen- und Lokalvisitationen, Dokatechianonen — Religion und kirchliche Strafen der Ehsten — Toleranz und liberaler Geist des Protestantismus in Ehstland. Konsistorium in Reval. Geist und Grad der Aufklärung desselben — Alljährlicher Synodus am Johannis-tag. — Milde Einfungen und Kollegium der allgemeinen Fürsorge. —

Sechster Abschnitt.

Öffentlicher Schulunterricht und Erziehung der Jugend — Volks- und Bauernschulen — Elende Beschaffenheit des Unterrichts in denselben — Privaterziehung und Hofmeisterwesen — Domschule und Gymnasium in Reval — Folgen einer allzustrengen Erziehung in der Geschichte des Herrn von M. — Institute — Schulen in Pernau, Narwa, Hobsal — Untauglichkeit und Pflichtvergessenheit vieler Lehrer — Neuerrichtende Universitäts in Dorpat — Plan derselben — Warum sich in Lief- und Ehstland so wenige Studierlustige finden — Zustand der Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften — Beschluß. —

Inhalt des ersten Theils.

Erster Abschnitt.

Einleitung — Geographische Eintheilung und natürliche Beschaffenheit von Estland — Grenzen, Gewässer, Flüsse und Seen, Wälder, Moräste, und Berge — Kreise, Kirchspiele und Bevölkerung — Klima, Witterung, Sommer und Winter, Schlittensfahren — Einfluß des Klima auf die Gesundheit — Boden und Fruchtbarkeit — Produkte und Bedürfnisse des Revalischen Gouvernements — Thiere, Vögel, Amphibien und Fische — Jagd und Fischfang — Pflanzenreich — Mineralien — Alte Bewohner Estlands und Vergleichung mit den jetzigen — Merkwürdigkeiten und Alterthümer. — Ruinen von Städten, Klöstern und Schlössern — Lage und Beschreibung von Reval, Pernau, Narwa, Habsal, Paltischport, Weissenstein, Wesenberg, Leal, der Insel Dessel und Kühn.

Zweiter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik der Esten — Ländliche Verfassung und trauriger Zustand der Sklaverei. — Kultur und natürliche Anlagen der Esten — Ihre Frohdienste und Abgaben — Eingeschränkte Rechte — Sklavensinn und Sklavensücht — Trieb und Wunsch nach Freiheit, und Versuche, sie zu erlangen, Empörung und Weglaufen. —

Erster Theil

Erster Abschnitt

Einleitung — geographische Eintheilung und natürliche Beschaffenheit von Ehstland — Grenzen, Gewässer, Flüsse, und Seen, Wälder, Moräste und Berge — Kreise, Kirchspiele und Bevölkerung — Klima, Witterung, Sommer und Winter, Schlittenfahren — Einfluß des Klima auf die Gesundheit — Boden und Fruchtbarkeit — Produkte und Bedürfnisse des Reval'schen Gouvernements — Thiere, Vögel, Amphibien und Fische — Jagd und Fischfang — Pflanzenreich — Mineralien — Alte Bewohner Ehstlands und Vergleichung mit den jetzigen —
158 Merkwürdigkeiten und Alterthümer, Ruinen von Städten, Klöstern, und Schlössern — Lage und Beschreibung von Reval, Pernau, Narwa, Habsal, Baltischport,
A Weisp

Weissenstein, Wefenberg, Leal, In-
sel Oesel und Rühn.

Ungeachtet Lief; und Estland zu dens-
jenigen Provinzen des Russischen Reichs ges-
hört, welche man die Deutschen zu nennen
pfeget; ob sie gleich großen Theils von Deuts-
schen bewohnt werden, und Deutsche Sitt-
ten und Sprache in denselben herrschen; so ha-
ben sie doch so vieles Eigenthümliche und hier-
ten dem aufmerksamen Beobachter so reichen und
mannigfaltigen Stoff zu den interessantesten Res-
ultaten dar, daß es kein unverdienstliches Un-
ternehmen ist, diese beiden Provinzen nach ihr-
rer physischen Beschaffenheit, Regierung und
innern Verfassung, so wie ihre Bewohner nach
dem moralischen Standpunkte, auf dem sie sich be-
finden, nach ihren Sitten und Charakter zu un-
tersuchen und aus dem Dunkel hervorzuziehen,
in dem sie bis daher großen Theils vor den Augen
des übrigen Europa noch immer eingehüllt waren.

Die Zeiten sind vorbei, da man es nicht wa-
gen durfte, laut über die schreiendsten Ungerech-
tigkeiten zu klagen, welche von großen und
kleinen Herrschern gegen ihre Unterthanen verübt
würden, wo man es einem Schriftsteller zum Ver-
brechen anrechnete, wenn er seine Stimme ge-
gen brutale Menschenverachtung und willkührli-
che Unterdrückung der geheiligtesten Menschen-
rechts

fe den Fall hinauf zu werfen bestreben, werden
 sie mit leichter Mühe gefangen. Im zweiten
 Arme fällt der Fluß noch um fünf Stufen höher
 und verwandelt dadurch sein Wasser in kochenden
 Schaum. Der Anblick und das Geräusch von
 beiden ist fürchterlich prächtig, besonders beim
 Sonnenschein, wie das Wasser da tobt, allerlei
 Farben spielt und wellenförmig schäumt, gleich
 dem Meereschaume, aus dem Venus entstand.
 Das Geräusch ist betäubend und bei stillen Wetz-
 ter kann man das Losen ziemlich vernehmlich in
 der Stadt hören. Die Insel zwischen den beiden
 Wasserfällen hat eine Sägemühle. — Drei Meis-
 len von Rebal fließt der Jaggowalsche
 Bach, der so von den Gute Jaggowal benannt
 wird. Er hat einen ähnlichen Wasserfall, kaum
 800 Schritte von der großen Petersburgs-
 chen Poststraße entfernt. Der Sturz geschieht
 in einer Höhe von 16 bis 18 Fuß, und das Rau-
 schen des fallenden Wassers ist so groß, daß man
 es eine halbe Stunde weit hört. Weil aber der
 Fall nicht wie in der Narowa über Felsenklip-
 pen, sondern perpendikulär geht, so ist sein An-
 blick prächtiger, schwindelnder, sein Geräusch bes-
 täubender, und der Sturz selbst weit rapider.
 Die Höhlung des Felsens, über den sich die Fluth
 herab stürzt, ist so weit, daß man darunter, oh-
 ne naß zu werden, weggehen kann, weil sich der
 Felsen über eine große Ecke herüber biegt. In
 diesem

Diesem Flusse werden die größten Krebse in Esthland gefangen. Er ergießt sich, so wie die übrigen, nach einem Laufe von etwa 15 Meilen in den Finniſchen Meerbuſen. Der Sembach, 15 Meilen von Reval, und eben ſo weit von Narwa, da wo er in die See fällt, iſt kleiner als der vorige und bloß deswegen merkwürdig, weil ſich der Dichter Arvelius, der aus jener Gegend gebürtig iſt, unter ſeinen Liedern nach ihm den Sembarden unterſchreibt. Der Kegelſche Bach hat auch einen nicht ganz unbedeutenden Waſſerfall, der ſich einige Meilen von dem Gute Kegel über die hohe Klippe *) in die See ſtürzt und dort einen reichen Laſchfang giebt. Der Kaſſariſche Bach, unweit eines Gutes gleiches Namens iſt anſehnlicher, ſchwülmt im Herbſte und Frühjahre faſt alle Jahre ſehr an, ſetzt die umliegende Gegend unter Waſſer und fällt in einigen Armen nahe bei dem Gute Selsli in einen Buſen der Oſtſee gegen Weſten. Der Pernaufluß kommt aus dem Wurzerſee, fließt bei Töllin und Torgelhof vorbei, und ergießt ſich nach einem Laufe von mehr als 20 Meilen bei Pernau in den Pernauſchen Meerbuſen. Er iſt groß genug, um Barken zu tragen, und bei ſeiner Mündung nimmt er ziem-

lich

*) Ufer der Oſtſee.

lich große Kauffahrteischiffe auf. Mehr von ihm führe ich bei der Beschreibung der Stadt Pernaú an.

Ein Paar andere bemerkenswerthe kleine Flüsse sind: der K u i w a j d g g i s c h e, d. i. der trockene Bach, und ein noch kleinerer, beide im Neval'schen Kreise. Ich führe sie deswegen an, weil sie sich beide, jener zwei und dieser eine halbe Werst *) unter der Erde verbergen. Jener fließt 4 Meilen von Neval und wird eine Strecke weiter hin auf ein Mal ganz unsichtbar, schleicht eine viertel Meile unter Feldern, Wiesen und der Dorpat'schen Straße weg, wo man ihn hier und da durch kleine Oeffnungen des darüberliegenden Flißsandgrundes erblickt; dann kommt er wieder hervor. Den Sommer hindurch ist er ganz flach, im Frühjahre und Herbste aber schwillt er dergestalt an, daß man ihn bisweilen kaum ohne Lebensgefahr passieren kann. Weil die hiesigen Flüsse und Bäche ihren Namen immer von den daran liegenden Gütern, und Dörfern bekommen, so ist es kein Wunder, wenn sie ihn alle zwei oder drei Meilen verändern. In einigen hat man nach der Versicherung und Untersuchung sachkundiger Personen wirklich gute

Wers

*) Ein Werst ist 1500 Schritt und der 7te Theil einer Deutschen Meile.

Perlen, manche von der Größe einer Erbse, aber freilich die meisten noch unreif, gefunden. Weil aber die Perlenfischerei dem Lande wenig Gewinn bringt, so ist sie gänzlich abgestellt und den Bauern bei schwerer Leibesstrafe verboten worden. Der Adel hat auch freiwillig die Abrede getroffen, den Perlenfang gänzlich einzustellen, weil man an dessen Statt etwas Nützlicheres und Besseres thun kann.

Der Finniſche Meerbuſen beſpült den ganzen nördlichen Theil von Eſtland. Seine Ufer ſind bis weit in die See hinein ſeicht und der Grund iſt überall mit Sande bedeckt, der auch an manchen Orten über eine halbe Werſt das Land noch einnimmt. Sein Waſſer iſt wenig gefalzen und hat die Thiere der Oſſee. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß ſich der Buſen von Zeit zu Zeit etwas zurück zieht und dadurch das Vorland vermehrt. Die Ufer ſind an vielen Orten, beſonders weiter nach Narva hin, zwiſchen 5 und 20 bis 30 Klaftern hoch und gewähren von oben herab einen ſchauerlichen, majeſtätischen Anblick auf die toſenden Fluthen und vorbei ſegelnden Schiffe. Die an denſelben liegenden Güter haben das Strandrecht und ziehen aus der Fiſcherei beträchtliche Einkünfte.

Unter den ſtehenden Seen bemerke ich vor allen andern den Peipusſee. Er begrenzt den ſüdlichen Theil der Provinz Alenſta in
Wien

Wierland, und ist 10 Meilen lang und an manchen Orten 5 bis 7 Meilen breit. Er ist ungemein fischreich und die Fischerei desselben gehört verschiedenen daran wohnenden Gutsheeren zu. Hechte und Brachsen von ungemeiner Größe werden in demselben gefangen. Im Winter friert er ganz zu und erleichtert das Reisen mit Schlitten nicht wenig. In dem gelinden Winter 1795 brach das Eis ein, als eben einige 30 Bauer Schlitten mit Branntwein und Flachs darüber führen. Die Menschen retteten sich noch mit genauer Noth, aber die meisten Pferde und Schlitten giengen unter. Einige andere minder große Landseen sind der Werpelsche und Kelsasche im Habalschen Kreise; der Lodensche, Murnsche, Pachelsche, Rackelsche, Munksche, Ligolsche und Kaalsche im Nevalschen Kreise; der Sursche, Kiskelsche und ein großer See unweit der Marienkirche, dessen Name mir nicht bekannt ist, im Wesenbergischen Kreise, endlich der Weinjerwische im Weissensteinischen Kreise. Alle sind sehr fischreich und gehören meistens Theils einem Herrn zu, in dessen Gebiete sie liegen. Doch können auch die Bauern fischen, so oft und so viel sie wollen, und so weit ihre Grenze geht. Es ist seit etwa 20 Jahren eine allgemeine Klage, daß die Seen nicht mehr so fischreich sind als ehemals, weil die Laichzeit

nicht ordentlich abgewartet wird und viele Guts-
herren die Unvorsichtigkeit begangen haben, ihre
Seen an Russische Fischer zu verpachten. Die-
se verstehen die Kunst, die Seen in kurzer Zeit
rein auszufischen. Sie wissen die Fische zu schel-
lern und durch hineingeworfene glühende Steine
und andere Mittel so zu locken und an gewisse
Stellen zusammen zu treiben, daß der See bald
ausgefischt wird, und für das folgende Jahr
kaum die Art übrig bleibt. Daher wird auch
jetzt ausdrücklich in den meisten Pachtkontrakten
die Klausel hinzugefügt, daß kein Russischer
Fischer auf der See zugelassen werden solle.

Ehstland ist nach der Statthalterschafts-
Verfassung von 1783 in fünf Kreise eingetheilt.
Die alte Eintheilung liegt dabei zum Grunde
und nur die Namen sind verändert, daher auch
nach der Abschaffung der Statthalterschaftsver-
fassung unter der jetzigen Regierung die alten
Namen wieder eingetreten sind. Diese waren
Harrien, Wierland, Wiek und Jerwen.
Man nennt sie aber lieber seit 1783 den Ke-
vallschen, Baltisportschen, Wesenberg-
schen, Habfalschen und Weissensteins-
schen Kreis.

Der Kevallsche Kreis oder das ehema-
lige Harrien hat zu seiner nördlichen Gren-
ze den Finniſchen Meerbusen; östlich stößt er
an den Wesenbergſchen und Weiſſenſtein-
ſchen

fchen Kreis; in Süden an das Rigasche Gouvernement und namentlich an den Pernauschen Kreis; gegen Westen an den Baltischportschen und Habsalschen Kreis. Er enthält sieben ziemlich große Kirchspiele außer der Haupt- und Kreisstadt Reval, deren Beschreibung unten folgt, nämlich: Zegelecht, Kusall, St. Johannes, Jürgens, Kosch, Regel und Ampel. In denselben leben, nach der neuesten Zählung von 1795, 40212 Seelen. Reval enthält ohne den Adel, die Geistlichkeit und das sehr periodische Militär über 11000 Menschen; mithin ist die Menschenzahl im Revalschen Kreise 51212 Seelen.

Der Baltischportsche Kreis, dessen Kreisstadt das kleine Städtchen Baltischport mit 340 Einwohnern ist, grenzt nördlich und westlich an die See, östlich an den Revalschen und südlich an den Habsalschen Kreis. Er begreift sieben ansehnliche Kirchspiele, Mathias nebst dem Filiale Kreuz, Hagers, Nissi, Kappel, Jörden, Merjama und Goldenhgt. Seine Volkszahl steigt über 40000 Seelen und mit den Bewohnern der Kreisstadt kann man sie nach der letzten Revision süglich auf 40400 Menschen anschlagen. Die Beschreibung der Kreisstadt folgt weiter unten.

Der

Der Wesebergische Kreis, der zu seiner Kreisstadt das Städtchen Weseberg hat, und vormals Bierland hieß, grenzt nach Norden an den Finnischen Meerbusen, gegen Süden an den Peipussee und einen Theil des Pernauschen Kreise, gegen Osten an das Nowgorodsche und Petersburgsche Gouvernement, und gegen Westen an den Revalschen und Weissensteinschen Kreis. Die Kreisstadt zählt 500 Einwohner und die neun Kirchspiele, Weseberg, Jewe, Waiswara, Luggenhusen, Maholm, Halljall, Katharinen, Simonis und Jakobbi, enthalten 51300 Seelen, das wären auf den ganzen Kreis 51800 Menschen.

Der Habfalsche Kreis, oder die vormalsige Wiek, welche in die Lands und Strandwiek eingetheilt wurde, faßt die an der See liegende Stadt Habfal, den Flecken Leal, das umliegende Land, die Insel Dagen oder Dagb und noch sieben andere kleinere Inseln in sich. Seine Grenzen sind gegen Norden und Osten der Baltischportsche und Revalsche Kreis, gegen Süden ein Stück vom Pernauschen Kreise und gegen Westen die Ostsee, darin die Inseln Dagen, Worms, und Muckb liegen. Dagen ist etwa 12 Quadratmeilen groß, enthält ein Kirchspiel und hat einen kleinen Hafen bei dem Dorfe Paden.

Bei

Bei der westlichen Spitze Dagerort steht ein Leuchtturm, der auf Kosten der Krone unterhalten wird. Habsal hat nach der Zählung von 1795 beinahe 750 Einwohner; Leal, eine halbe Meile von der See, 280 Einwohner, die zwar keine Bürger, aber doch freie Leute, meistens Handwerker und Fischer sind, und die übrigen Kirchspiele, 13 an der Zahl, 45194 Seelen. Das gäbe zusammen die Summe von 46224 Menschen. Die Namen der 13 Kirchspiele sind: Habsal, Leal, mit seinem Filiale Kirrefor, Karusen, Hanehl mit dem Filiale Werpel, Fickel, Martens, Röbbtel, St. Michaelis, Ruckb, (Insel) Dagden, Keko, (auf der Insel Dage) Woems, Piersal und Pühalep.

Der Weissensteinische Kreis, oder das alte Jerwen, worin die Kreisstadt Weissenstein liegt, ist unter den fünf Kreisen der kleinste, denn er enthält nur 26780 Einwohner in sieben Kirchspielen, oder überhaupt mit den Bewohnern der Kreisstadt, die 530 Bürger zählt, 27310 Seelen. Die Kirchspiele heißen: Weissenstein mit dem Filiale St. Annen, Johannis, Maria Magdalena, Peter, Klein-Marien, St. Matthäi, und Lurgel.

Hieraus läßt sich nun die Bevölkerung von ganz Estland sehr leicht bestimmen. —

Re:

Refapitulation.

Der Nevalsche Kreis enthält	51212	Seelen,
Der Baltischportsche Kreis	— 40000	—
Der Wesenbergische Kreis	— 51800	—
Der Habfalsche Kreis	— 46224	—
Der Weissensteinsche Kreis	— 27310	—
	<hr/>	
	216346	Seelen.

Rechnet man nun hierzu noch das zahlreichste Militär, den Adel, die Geistlichkeit und die Einwohner der Stadt Narwa mit den dazu gehörigen Gütern und Dorfschaften, so kann man die gesammte Volksanzahl von Estland füglich auf 250000 Menschen ansetzen. Da nun das ganze Land 600 Quadratmeilen groß ist, so kommen mithin auf eine Quadratmeile beinahe 417 Menschen.

Die sehr nördliche Lage Estlands, da es zwischen dem 58sten und 60sten Grade nördlicher Breite liegt, und noch dazu in einer niedrigen, theils morassigen und waldigen Fläche, mit vielen Gewässern und stehenden Seen, macht das Klima mehr feucht als trocken, kalt, rauh und die Witterung abwechselnd. Es regnet und schneiet viel, der Herbst und Winter ist lang, der Sommer ist kurz und fast gar kein Frühling. Mit dem weggeschmolzenen Schnee im April ist der Uebergang vom Winter zum Sommer sehr schnell, und der Mai oft schon

schon heiß. Dennoch fallen in demselben gar häufig noch Nachtfroste ein, ja ich fand noch am 8ten Juni alten Stils 1788, (also am 10ten nach dem neuen Kalender) nah am See-Strande in einigen Schluchten eine Menge Schnee. Gewöhnlich heizt man bis gegen den 13ten Mai noch ein, und im September kommen schon die ersten Nachtfroste wieder. Im Oktober giebt es alle Jahre genug Schnee, und Eis zeigt sich auch. Alles dieß erschwert den Saaten, und Ackerbau so wie die Viehzucht, denn gegen Michael muß gewöhnlich das Vieh schon in die Ställe getrieben werden. Auch die Ernten leiden darunter. Doch aber wird der auf den Landbau gewendete Fleiß reichlich belohnt, und es haben auch dort alle Theile der Landwirthschaft Statt. — Die längste Zeit des Jahres nimmt der Winter ein, denn dieser pflegt gewöhnlich sieben auch wohl acht Monate zu dauern. Mit dem Ausgange des Augusts fängt man schon zu heißen an, und das währt bis in die Mitte des Maies. So schön dieser bisweilen ist, so darf man sich in der Regel unter ihm doch nicht jenen schönen, lachenden Wonnemond vorstellen, wie er im südlichen Deutschlande und Frankreich ist, denn es wehen da gemeiniglich noch rauhe, kalte Winde mit abwechselnden Nachtfrosten. Der Juni und bisweilen gar nur die letzte Hälfte, der ganze
Juni

Juli und der August, sind der Estländische Sommer. Man freut sich daher auch den ganzen Winter hindurch mit sehnsuchtsvollen Wünschen auf ihn, und genießt ihn in der Stadt und auf dem Lande mit nie gestillter Sättigung. So unangenehm im Winter die allzukurzen Tage sind, so vielen Reiz haben die langen Sommertage, besonders für den Ausländer, denn es ist fast die ganze Nacht hindurch helle. Der längste Sommertag hat 18 Stunden und in der Dämmerung der hellen Nächte kann man bequem lesen. Schon im März bleibt es bis gegen 8 Uhr Tag und wird früh nach 4 Uhr helle. In den längsten Tagen des Juni steht die Sonne noch halb 10 Uhr am Himmel, und 2 Uhr früh steigt sie schon wieder am östlichen Rande des Himmels heraus. Es bleibt kaum 3 Stunden Nacht, und auch diese 3 Stunden sind nicht als eigentliche Nacht anzusehen, sondern als eine schwache Dämmerung, bei der man immer noch lesen, ja zur Noth auch schreiben kann. Aber nun geht es nach und nach auch bald wieder Berg ab, und das in eben dem Verhältnisse, als es vorher Berg auf gegangen war. Die Hitze ist im Sommer in manchen Jahren sehr groß, bisz weilen unerträglich, und nur die frischen Abende, Nächte und Morgen vermögen sie in etwas abzufühlen. Sehr schwüle Nächte sind nur selten

ten und wenige ohne starken Thau; eine sehr weise und wohlthätige Einrichtung der Natur, durch welche sie die drückende Tageshize mildert, und Bäumen, Früchten und Pflanzen eine stärkende Erfrischung giebt. Würde man, wie in Deutschland, unter erheizenden Federdecken schlafen, warlich, man müßte ersticken! so aber bedient man sich im ganzen Lande, Sommers, und Winters (denn da schläft man in mäßig geheizten Zimmern) dünner mit Baumwolle oder mit feinem gebleichten Werge durchnähter Decken, die nicht so erhitzen und gesünder sind. Es giebt Tage, besonders wenn Gewitter am Himmel stehen, die so schwül sind, daß man auf zehn Schritte weit ersticken möchte und ganz matt niedersinkt. Es kostet Mühe, wenn man zur Abkühlung das Bad oder einen schattigen Birkenwald, deren es viele und große giebt, erreichen will. Im Juni wehen bisweilen noch sehr kalte Winde, so daß man wirklich friert und wieder heizen lassen möchte. Einige Sommer sind sehr naß, kalt und windig, wie besonders der 1786 war. Im August finden sich schon wieder kühle Nächte ein und der September mit dem Oktober machen den Herbst aus. Zuweilen sind noch im September recht warme und schöne Tage; im Durchschnitt aber ist der Herbst mehr trübe, naß und stürmisch, als heiter und freundlich. So schöne Herbst-

als

als der 1789 war, und überhaupt so schöne Jahre, als dieses war, erlebt man selten. Das helle, freundliche Wetter dauerte bis zum 20 October fort, und alles war noch ziemlich grün. Am 12ten September 1785 erlebte ich an diesem einzigen Tage alle vier Jahreszeiten. Herbst war es ohnehin; Winter, denn früh schneite es; Sommer, Mittags schien die Sonne ziemlich warm und es wurde noch Haser eingefahren; Frühling, weil es eine Art Beeren giebt, die im Frühjahre und im Herbst reifen, und die man mir eben brachte. Sie heißen Graansbeeren. Am 25ten October 1794 sah ich noch die Schafherden auf die Weide treiben, als ein Wolf vor meinen Augen eins weg holte. Der arge Räuber kam im Trötte, seinem gewöhnlichen Gange, gelaufen und that über den Zaun einen Sprung zur Heerde. Die Hunde lagen eben im Busche. Er faßte das wehrlose geduldige Thier und trug es in vollem Gallop, Trotz alles Schreiens und Werfens der Hüter, davon. Auf das Geschrei kamen endlich die Hunde herbei, fielen aber in die eigene Heerden, die sie schützen sollten, und rissen 6 Schafe nieder, die hernach alle geschlachtet werden mußten. Sie hatten das Kufen wahrscheinlich für ein Hezen auf die hier und da zerstreut herumlaufenden Schafe gehalten. Kein Gewehr war da, und alle sahen

hen den Wolf mit seiner Beute ruhig in dem Wald jagen, wo er sie sich unfehlbar wird haben wohlschmecken lassen. Doch ich komme zu meinem Zwecke zurück.

Den Sommer hindurch reißt man gern bei Nacht, weil es da kühler und ebenfalls hell ist. Der Gesang der Nachtigall begleitet den Reisenden überall und die vielen waldigen Gegenden gewähren ein romantisches Ansehen, verbunden mit einem melancholischen Gefühle in der tiefen mitternächtlichen Stille. So wie der kurze Sommer, durch die größere Tageslänge ungemein verschönert, und sein Reiz durch die helle Nächte erhöht wird, so hat auch die Sonne dadurch, daß sie von früh 2 Uhr bis beinahe um 10 Uhr des Abends am Horizonte steht, für die Gewächse eine verstärkte Wirkung, indem sie alle in wenig Monaten eben so bald reif werden als in Deutschland, wo die Tage nicht so lang sind. Die Gerste wird erst kurz vor oder gleich nach Pfingsten gesät, und ist in 10 bis 11 Wochen so reif, wie in den Südländern. Nur das Vieh ist übel daran. Die Weide geht mit dem Anfange des Oktobers zu Ende, und von da bis in den Mai muß es mit trockenem Futter vorlieb nehmen, und da geschieht es wohl bisweilen, daß die Bauern aus Mangel an Stroh und anderer Fütterung die Strohdächer abdecken, und

und ihrem Viehe in die Streue und Krippe werfen, so wie sie selbst aus Mangel an Korn gegen das Frühjahr unter ihren Roggen alle Spelzen, Spreu, ausgedroschene Kornähren und Mehlstaub mahlen. Wie kräftig solches Brod seyn müsse, läßt sich denken, und dens noch sind sie dabei, wenn sie es nur immer haben, frisch, gesund und vergnügt, ut ne illis v^oo quidem opus sit. Gebeuteltes Mehl kennt der Esel überhaupt nicht, er ißt kein anders als geschrotenes Brod.

Der Winter ist immer strenge und die Kälte, mit Ausnahme einzelner Jahre, weit heftiger und anhaltender als in Deutschland. Weil bei Schneewetter die Atmosphäre mehrertheils trocken ist, so ist er der Gesundheit so zuträglich, daß in demselben von den wenigsten Krankheiten und Todesfällen zu hören ist. Die trockene Kälte, wenn sie nicht durch ihren hohen Grad zu empfindlich ist, der heitere Himmel und das häufige Schlittenfahren kühlt die Nerven, macht frisch und munter und stärkt Menschen so wohl als Thiere. In Esstland steigt sie selten über 22 Grad und ich habe sie seit meinem zwölfsährigen Aufenthalte daselbst nur ein einziges Mal, im Februar 1792, über 22 Grad (Reaum.) erlebt. Es war vom 22sten bis 24sten, wobei ein so schreckliches ungesümes Wetter mit Schneegestöber wüthete

te, als es bei Menschengedanken nicht erlebt worden war. Der Nordostwind wehte so heftig und kalt, daß selbst in steinernen Häusern kein Zimmer Wärme hielt. Die Vögel fielen todt aus der Luft, und viele Bauern unter Weges und Soldaten auf ihren Posten erfroren. Auszugehen war unmöglich, und wenn man ins Freie trat, so wollten die Augen zufrieren, wenn man nicht immer blinzelte. Der Speichel froh zu einem Klümpchen, ehe er auf die Erde fiel. Keine Kleider, kein Pelzwerk war erwärmend genug, um sich gegen diese Kälte zu schützen. Doch kommt sie, wie gesagt, in solchen Grade nur selten; in Petersburg aber steigt sie bisweilen bis zum 28. ja 30. Grad. Dann, und schon, wenn sie über 18 Grad geht, sind alle öffentliche Lustbarkeiten und Assembles verboten, weil die Bedienten und Pferde dabei zu viel leiden müssen. Die Schildwachen werden alsdann alle halbe Stunden abgelöst und auf den Straßen sind viele besonders dazu erbaute Kamine und Oefen geheizt, an denen sich die armen Leute, welche auf den Gassen zu thun haben, die Kutscher und Bedienten, Soldaten, Polizeiwächter, Zollbeamte u. s. w. wärmen. In Riga, Reval, Dorpat, Pernau und Narwa sind dergleichen Gassenöfen nicht, theils, weil die Kälte hier nicht so heftig ist, theils weil dazu die Straßen zu eng

ge

ge sind. Die Stubendfen sind durchgehends von breiten Kacheln und vortrefflich gebaut, mit vielen Zügen und Zugröhren, die, so wie das Feuer ausgebrannt ist, gleich zugesezt werden, damit die Wärme nicht in den Schornstein fliegt, sondern in dem Ofen zusammen bleiben, und in die Stube dringen muß. Dergleichen töpferne, oft mit Pracht und Geschmack erbaute Oefen, halten die Wärme weit länger als die eisernen, und unsere Töpfer können in diesem Stücke von den Russischen noch lernen.

Der kürzeste Tag im Winter ist nur 6 Stunden lang, und wenn in November und December trübe Tage einfallen, so kann man, ungeachtet der Heüigkeit vom Schnee und häufigen Nordlichtern, der Lichter doch nur auf eine kurze Zeit entbehren. Bis 9 Uhr des Morgens brennt man um diese Zeit gewöhnlich Licht, und 3 Uhr Nachmittags muß schon wieder welches angezündet werden. Diese Unannehmlichkeit ersetzen aber die herrlichen langen Tage im Sommer wieder reichlich. Die strengste und anhaltende Kälte tritt gemeiniglich mit dem December ein und dauert den Januar und Februar, bisweilen auch noch den halben März hindurch, mit wenig unterbrechendem Thauwetter, fort. Selten hält sie in gleichem Grade über 10 Tage an. An manchen Tagen, wenn sie durch Stürme, die mit grausamen Schneegestöber

vers

vergesellschaftet sind, vermehrt wird, wie es von 22ten bis 24ten Februar 1792 war, ist sie für Menschen und Vieh wirklich schrecklich. Viele Kühe erfrieren in nicht wohlverwahrten Ställen, und die Wölfe kommen an solchen Tagen häufig auf die Höfe der Güter und in die Schafställe der Bauernhöfe, ja sie gehen über das Eis auf die Inseln der Eisseer, um Raub zu suchen. Sie holen da manchen Hund vom Hofe weg, und manches Schaf, Kalb und Füllen aus dem Stalle. Bei einem so hohen Grade von Kälte erfriert man, besonders auf Reisen, gar oft Nase und Ohren, Backen, Kinn, Finger und Zehen. Man erkennt den Frost daran, daß die verletzten Theile weiß werden. So lange man im Freien und in der Kälte bleibt, empfindet man nichts. Der Frost schadet auch weiter nicht, wenn man die beschädigte Stelle nur gleich mit Schnee reibt, so lange bis das Gefühl wieder kommt, und bis alle dadurch verursachte Schmerzen vorbei gehen. Kommt man aber mit einem erfrorenen Gliede in die warme Stube und es thauet auf, so entstehen daraus die heftigsten Schmerzen. Das Fleisch fault von den Knochen und es erfolgt gemeinlich ein unheilbarer Schade. Selbst die Russen, die doch sonst die schnelle Abwechslung zwischen Kälte und Hitze sehr gut vertragen können, hüten sich in solchen Fällen

für warmen Stuben. Brantwein, Wein und andere geistige Getränke unterwerfen dem Körper am meisten den gefährlichen Wirkungen der Kälte. Und doch herrscht auch dort der falsche Wahn, daß man vorher zur Erwärmung ein Glas Brantwein oder Liqueur trinken müsse. Viel besser ist ein Glas kaltes Wasser, gutes Bier oder eine warme Suppe, dieses wirkt mehr als alle erhitzende spirituose Getränke, die hinterher verschlafen. Nur dann trinken Personen, die im Winter viel reisen müssen, mit Nutzen ein Glas Brantwein, wenn sie darauf im Quartiere bleiben und ausruhen können. Uebrigens ist die starke Kälte weder auf Menschen noch Thiere von so gewaltiger und erstarrender Wirkung, als man es nach ihren Wirkungen in südlichen Ländern vermuthen sollte. Der Grund davon liegt theils in der reinen trocknen Beschaffenheit der Luft, während der Kälte, theils in der Abhärtung. Jene macht, daß man viel weniger friert, als bei einem geringern Grade der Kälte, aber mehr Feuchtigkeit im Auslande; diese, daß Rutscher, Banern und Fuhrleute mit ihren Pferden in der strengsten Kälte, halbe Tage auf Gassen und Straßen, mit ganz bereistem Bart und Haaren, ohne Gefahr anhalten, ja daß man sogar bei 18 bis 20 Grad Kälte in den Städten Weiber an den Flüssen und Kanälen Wäsche abspült

spülen sieht, ungeachtet ihre Kleider vor Nässe und Gefeieren starren. — Noch einen Vortheil gewährt die große Kälte, das bequeme Transportiren der gefrorenen Fische. Man läßt nämlich die Fische, ehe man sie fortschicken will, gefrieren, steckt sie in ein Gefäß, das mit Schnee angefüllt ist, oder in gut verwahrte Schlitzen und thut sie dann, wenn sie an Ort und Stelle gebracht sind, in kaltes Wasser, da sie dann wieder aufthauen und zum Essen so schön und wohlschmeckend sind, als wenn sie frisch wären. Doch schränkt sich dieses Verwahrungsmittel auf nicht länger als drei Tage ein. Große Fische bleiben länger auf diese Art gut, und ich sahe in Keval und Pernau welche, die von der Wolga hergebracht worden waren. Die Russen nennen sie *Ussetrina* und *Beluga*, dergleichen *Sterlete*, und sie hatten sie auf ihren Schlitzten und der Erde liegen wie lange Balken, die mit einer Schnee- und Eiskruste bedeckt sind.

Schnee fällt oft schon im Oktober so viel, daß man mit dem Schlitten fahren kann. Es fuhr ich, am 18ten Oktober 1788, da in Deutschland noch die Weinlese war, von Kevalas auf ein benachbartes Gut bei recht hübscher Bahne. Weil aber auch häufige Regen um diese Zeit einfallen, so bleibt der Schnee

selten lange liegen, und schmilzt bald wieder weg. Erst mit dem November kann man dar- auf rechnen, daß er liegen bleibt und die Schlittenbahn beständig ist; aber auch nicht alle Jahre. 1788 war am 7ten November so viel Schnee, daß ich eine Reise von 7 Meilen mit dem Schlitten machte, und dabei eine solche Kälte, daß mein Bedienter den Backen erfror. Gewöhnlich fällt der Schnee 3 bis 4 Fuß hoch, friert im Januar beim Sonnenschein zusammen wie Eis, und schmilzt selten vor dem April weg. Dann ist er eine vortreffliche Decke für die Winterfaat, die er vor den schädlichen Einflüssen der Kälte schützt. Man sagt in Liefland sprichwortsweise, es müsse sieben Mal schneien, ehe der Schnee liegen bleibe. Wenn es gegen das Ende des Augustmonats anfängt, so schneit es manche Jahre wohl mehrere Mal, ehe man auf dauerhafte Bahn rechnen kann. Im Jahr 1786 fiel der erste Schnee am 10ten September und so stark, daß alles weiß war. Da hatte man schon seit 14 Tagen heizen müssen. Im Anfange des Maies fällt gemeinlich der letzte Schnee, und mit dem Ende des Monats hört man auch auf, die Stuben zu heizen. Bei starkem Froste ist die Erde oft 4 bis 5 Fuß tief gefroren und die Todtengräber haben dabei ihre meiste Noth, indem sie gewöhnlich
die

stärksten Brecheisen zu Hülfe nehmen müssen. Auf der flachen Erde, liegt der Schnee selten über 3 Fuß tief, aber an Mauern, Zäunen, Stafeten und in Wäldern, wo ihn der Wind zusammen treibt, auch wohl 3 bis 4 Ellen hoch, und da ist es gar nichts Unerhortes, wenn man mit dem Schlitten über die Zäune oder Feldspforten wegfährt, zumal wenn der Schnee eine harte Kruste hat, welches aber erst im Januar, Februar und März erfolgt. Diese Rinde ist wie Kristall anzusehen, greift aber bei Sonnenschein wegen ihres blendenden Glanzes die Augen sehr an. Die Bauern machen bald auf allen Straßen Vahn, und nun sieht man kein anderes Fuhrwerk als Schlitten. Das hiesige Schlittensfahren gehört mit unter die größten und eigenthümlichsten Vorzüge Ehrlands. Wie schnell und bequem sich es auf diese Art reisen läßt, kann nur der sagen, der es selbst versucht, oder mit angesehen hat. Außer dem Vergnügen ist es von größerem Nutzen und Vortheil, denn man fährt oft in einer Stunde zwei Meilen und drüber, besonders wenn Russische Pferde vorgespannt sind. Von Petersburg bis nach Moskau, eine Strecke Weges von 100 Deutschen Meilen ist die Kaiserin Katharina II ein Mal in 30 Stunden, und der Prinz Heinrich von Preußen mit dem jetzt verstorbenen Könige, der das
mals

wals noch Kronprinz war, sogar nach einer angestellten Wette, in 24 Stunden gefahren, verfehlt sich mit immer abwechselnden Pferden. Dennoch gewann der Kronprinz die Wette von 100000 Rubeln, denn der kaiserl. Kutscher hatte geheimen Befehl, wenn der Zug schon nahe bei Moskau wäre, langsam zu fahren, so daß beinahe 25 Stunden heraus kamen. Ich selbst bin mehrmals 15 Meilen in 8 Stunden gefahren. Die Seen, Flüsse und Moräste halten dann die Reisenden nicht auf. Die Schlittenbahn geht über Land und Wasser, und der Schlitten fliegt, ohne daß der darin Sitzende Gefahr ahndet, über Sümpfe und Gewässer, die unter ihm sonst grundlos sind. Man kann beides nicht mehr vom festen Boden unterscheiden, weil alles mit Schnee bedeckt und mit Eise bedeckt ist. Bei guter Schlittenbahn fliegt ein Kurier von Niga noch Petersburg, dazwischen 86 Meilen Land liegen, in 20 Stunden mit untergelegten Pferden auf jeder Station. Die Russischen Kaufleute bringen im Winter ihre Produkte, Flachs, Hauf, Lein, Theer, Talg, Fische etc. viele hundert Meilen weit auf Schlitten her. Die Schlittenbahn bedeckt die Kommunikation durch das ganze Reich. Da kommen Kuriere, Offiziere, Kaufleute, selbst Gouverneure und Generale aus Sibirien und Kamtschatka an. Von
Ast:

Astrachan werden frische Trauben nach Petersburg, Riga und Reval gebracht, ohne Kustfahrt von 700 Meilen. Aber auch in Estland weiß man die Schlittenbahn zu nützen. Man besucht sich auf 30 bis 40 Meilen weit, und Freunde und Verwandte, die sich das ganze Jahr hindurch nicht gesehen haben, besuchen einander um Weihnachten oder Lichtmess. Dieß ist ein in seiner Art einziges Vergnügen und erhöht den Reiz des Winters, der an sich, ohne das Schlittenfahren, traurig und einsam wäre, nicht wenig. Viele Eingeborne halten daher den Winter für die schönste Jahreszeit und sehen der Periode mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen, da es schneit und die Flüsse zufrieren, und ich selbst wartete mit Verlangen alle Jahre im December auf feste Schlittenbahn, weil ich gewöhnlich um diese Zeit kleine Reisen im Lande unternahm. Man ist des trüben und nebeligen Herbstes mit immerwährenden Regen überdrüssig und sieht dem Winter als seinem Erretter entgegen. Die Luft wird trocken, der Himmel heiter, die schlechten Wege und der Koth auf den Gassen hören auf, man kann wieder heraus, es giebt eine glatte Bahn, der Tag ist heller, man athmet freier, man sieht seine Freunde wieder, die Schlitten begegnen sich und fliegen Straße auf, Straße nieder, die Kreuz und Quere.

Es beginnt ein neues Leben, neue Munterkeit, neue Kräfte, so bald es Schlittenbahn giebt. Und das dauert den ganzen Winter hindurch fort. Da geht es an ein beständiges Fahren, es werden Besuche gegeben, und genommen. Da fährt mancher arme Ritter von Gute zu Gute auf der Wurst herum und thut sich gütlich. Der schönste Monat ist der Februar. Die Spiegelhelle des Schnees, der blaue Himmel, die kandiirten Wälder und bereiften Stauden, die kristallinen Pöche und Seen, das Gewühl der Schlitten auf Straßen und vor Wirthshäusern, Alles erweckt zum Leben und Frohsin. Der Fremde der solche Schlittenfahrten, wie sie besonders der zahlreiche Adel auf dem Lande von einem Orte zum andern anstellt, noch nicht mit angeeignet hat, wird hingerissen, entzückt, gewinnt diesem Vergnügen Geschmack ab, und preiset den nordischen Winter als bezahlter Lobredner.

Man bedient sich in den dortigen Gegenden gar mancherlei Arten von Schlitten. Die gewöhnlichsten sind die leichten Rennschlitten, die ganz klein, flach, niedrig und aus dünnen Brettern zusammen gesetzt sind. Man nennt sie in Estland Vorkschlitten, weil sie aus der innern starken Faumswale, welche dort Vork heißt, in einander gefügt werden. In ihrer Bau

Bauart kommen sie so ziemlich mit den Deutschen überein, nur daß sie vorn nicht die Verzierungen vor Halbgöttern, Herkulesen, Eizrenen, Schwänen oder Fischen, und hinten keine Preitschen haben. Inwendig ist an der Rücklehne ein ganz niedriges, und in vielen gar kein solches Bänkchen. In beiden Fällen werden, wenn man ausfähret, zwei Kissen hinein gelegt und darunter, vornämlich nach den Füßen zu, Heu gestovft, auch wohl noch über die Füße ein besonderes Kissen unter die Decke gelegt. Viele sind überall in- und auswendig mit Fären- oder Wolfsfellen ausge schlagen, und haben ein rauhes Nimrodisches Ansehen. Eine andere Art sind die Kasanschen Schlitten, ein- und zweifüßig. Sie sind höher und schwerer, als jene, mit Leder, Polstern und Pelzwerk ausge schlagen, und werden meistens von zwei Pferden gezogen. Man hat auch ordentliche Kutschkassen, die auf Schlittens gestellen gesetzt und mit Fenstern und Schlägen versehen sind. Sie halten die Kälte ab und man sitzt in ihnen, in Betten und Pelze gehüllt, so warm als in einer kleinen Stube. Man pflegt aber in allen dreien Gattungen von Schlitten mehr wie in einem Bette zu liegen als zu sitzen. Gegen die strenge Kälte verwahrt man sich durch überflüssiges Pelzwerk am Leibe, Kopfe, Händen und Füßen. Man hat

hat große dicke Wolfs- und Bärendecken, welche vorn auf beiden Seiten des Schlittens befestigt werden, und die man bis an den Hals über sich herzieht. Um ihnen ein weniger rauhes und wildes Aussehen zu geben, läßt man sie gemeiniglich mit rothen oder blauen groben Luche überziehen. Mit diesen Schlitten fährt man nun, oder fliegt vielmehr, so schnell wie ein Vogel in der Luft, wozu die kleinen aber dauerhaften Ehstnischen und Russischen Pferde das Ihrige wacker beitragen. Bei schnellem Fahren hat man sich vorzusehen, daß man nicht umfällt. Auf den Landstraßen und im Felde hat es wenig zu sagen, weil die Schlitten niedrig sind und der Schnee tief liegt. Auch pflegen die schon daran gewöhnten Pferde gleich stille zu stehen. Aber in Städten, besonders in engen Straßen, wo die gegen einander rennenden Schlitten nicht so leicht und geschwind ausweichen können, ist die Gefahr größer. Da man niedrig und offen sitzt, kann man wegen das Getümmels der springenden Pferde leicht Schaden nehmen. Die verdeckten und Kasanschen Schlitten vermindern die Gefahr beim schnellen Fahren. Um eben dieser Gefahr willen, ist im ganzen Russischen Reiche obrigkeitlicher Befehl da, daß jeder Fahrende dem andern zur rechten Hand ausweiche, damit sie nicht auf einander rennen.

Ueber

Ueber die kleinen untersehten Pferde habe ich mich oft gewundert und mich an ihnen vergnügt. Sie sind munter und führen mit der größten Leichtigkeit die schwersten Lasten von Steinen, Holz, Heu, Flachs und dergleichen. Besonders giebt es unter ihnen eine eigene Gattung die man Läufer oder Traber nennt. Mit diesen stellt man häufige Wettrennen oder Traberfahrten, zumal im Winter bei Reval, Pernau und Riga, auf der See oder auf einem Flusse an, denen ich oft mit Vergnügen beigewohnt habe. Die Edelleute bieten 30 und mehr Bauern auf, und lassen die See oder den Fluß in einer Strecke von 1 oder 2 Werst vom Schnee reinigen. Diese Fläche ist alsdann so glatt, wie ein Spiegel und giebt eine treffliche Reanbahn. Es werden Wetten dabei angesetzt und der Besitzer eines guten Trabers ist stolz auf sein Thier. Ein solches Pferd wird wohl mit 800 bis 1000, ja in Petersburg bisweilen mit 1500 Rubel bezahlt. Sein Vorzug besteht darin, wenn es einen so schnellen und starken Trab läuft, daß ihm ein anderes, welches daneben gespannt wird, und auf Russisch *Прива́сь* heißt, im stärksten Galopp nur mit Mühe nachkommt. Freilich ist dies eine arge Qual für das arme Thier und ein grausames Vergnügen; auch habe ich oft gesehen, daß ihm der Schaum vor dem Munde gestanden

den

den und der weiße Schweiß vom ganzen Leibe
geflossen ist. Es schnaubt und röthet nach ge-
endigter Traberbahet wohl noch 1 Stunde, da-
her auch die Russen manchen Trabern die
Nasenhöcher aufzuschlagen pflegen, damit sie wei-
ter Athmen holen können. Aber was fragt der
Edelmann darnach! Ihn rührt der Schmerz der
leidenden Thiere nicht. Ich sah einst bei Ne-
wal einen Samoje den, der 80 Rennthiere
mitgebracht hatte, auf eine Wette gegen Pferd
und Rennthier ein solches Traberbahren mit
dem Baron Schw. anstellen. Der letztere be-
hauptete, daß sein Traber schneller lief als ein
Rennthier. Bei Katharinenthal, einem
kaiserlichen Lustschlosse nahe bei Ne-wal, wur-
de auf der Ostsee von etlichen 20 Bauern der
Schnee weggekehrt und so das Wettrennen ge-
halten; allein der Baron verlor die Wette.
Anfangs war das Pferd wirklich voraus, aber
der Samoje de ließ es mit Fleiß sich etwas
ermüden, fuhr weniger schnell und zog dann
mit einem Male wie ein Pfeil los, so daß er
bald über das Pferd weg kam und nach dem
Vertrage die Wette gewonnen hatte: er müßte
jedoch mit 100 Rubeln zufrieden seyn. Ein
anderes Mal fuhr ich selbst mit dem Baron
von Elodt auf einer geebneten Landsee Tra-
ber, wobei es nicht anders war, als würde mir
die Lust vor dem Munde weggeschnitten; ja
ich

ich weiß, daß einmal ein solcher Käufer eine halbe Meile in 4 Minuten machte, aber auch halbrodt niedersank. Dieß ist wohl das höchste, und länger hält es das Thier nicht aus. Das Traberrfahren geschieht mit Schlitten, in denen man sitzt und das Pferd lenkt, im Sommer aber, wo es jedoch nicht so häufig ist, wird das Reittrennen, wie in England, bloß auf dem Sattel gehalten, jenes gemeiniglich von den Edelleuten selbst, dieses durch ihre Reitknechte.

Das Schlittensfahren ist in ganz Liefland eine der angenehmsten Vergnügungen, und es vergeht so leicht keine Woche, daß man nicht zwei bis drei Mal ausfahren sollte, und wäre es nur eine halbe Meile weit, denn es ist dort so der Gebrauch, daß man, wenn auch nur in der Wirthschaft, zu den Miegen und auf der Hoflage herumgefahren werden soll, oder auf dem nahe gelegenen Pastorate ein Besuch abgestattet wird, gleich den Schlitten aufspannen läßt, und nur äußerst selten, im Winter so wohl als im Sommer, zu Fuße geht. Es wird dort wie in Neapel für eine Schande gehalten, seine Füße zu brauchen, und man ist in Gefahr, für einen reisenden Handwerksburschen angesehen zu werden, wenn man auf Edelhöfen und Pastorate Besuche zu Fuße machen wollte. Daher die Frage: ei! Sie kommen gar zu Fuße? und jeder Edelmann, der auf

(F)

Ehre hält, läßt seinen Hofmeister, wenn dieser den Prediger besuchen will, untersucht anspannen und höchst ungern zu Fuße gehen. Bei dergleichen Schlittenfahrten, besonders auf weiten Reisen und wenn der Weg durch Gehölze oder über weite Flächen geht, wird man oft eingestümt, d. h. bei Wind und Schneegestöber, wo man nicht drei Schritte weit sehen kann, vom Wege und von aller Spur abgebracht, geräth in Windwehen und Schneeriften, wird zugeschnielet und im folgenden Frühjahr noch auf dem Schlitten sitzend todt gefunden. Dieß ist, zumahl bei den armen Bauern, die in Wind und Wetter, wo man keinen Hund hinaus treiben würde, fort müssen, gar oft der Fall. Das Pferd rettet sich noch bisweilen dadurch, daß es sich löset. Auch geschieht es öfter bei solchen weiten Reisen mit dem Schlitten, daß einem zwei, drei, vier, ja 20 und noch mehr Wölfe, von welchen unverschämten Gästen das Land voll ist, begegnen, die neben dem Schlitten herlaufen, bald auf der Seite, bald vorn, bald hinten, besonders nach dem Pferde zu, und oft selbst quer über den Schlitten verschiedene Sprünge wagen, die Menschen aber unangefochten lassen und, selbst beim äußersten Hunger, eher das Pferd anfallen. Hat man einen Hund bei sich im Schlitten, so giebt man ihnen denselben zuerst Preis.
Thut

Thut man es nicht, so wagt man oftmals sein Leben. Mehr hiervon, wenn ich auf die Dörfer komme, welche in Ehstland, so wie in Kertland, einheimisch sind.

Mit dem Ende des März's geht es auch mehrentheils mit der Schlittenfahrt zu Ende. Der Schnee schmilzt zusammen und verwandelt sich in Wasser und Koth. Um diese Zeit ist es in Städten und auf dem Lande am schmutzigsten, alle Kommunikation hört, so lange das häßliche Thauwetter währt, auf, die Wege sind so schlecht, daß man nicht durchkommen kann, und man führt, besonders auf dem Lande, das Leben eines Gefangenen. In Städten geht man ungern und so wenig als möglich aus, weil die Straßen äußerst kothig sind, und das viele Wasser und der zur Eiskeuse gewordene Schnee das Gehen, vornämlich des Abends gefährlich macht. Es sollen zwar Laternen brennen, aber die meisten löschen schon um 9 Uhr aus, wegen Mangel an Oel. Am Tage reinigen die Bürger ihre Höfe, und Dächer von Schnee, und es stürzen oft große Eiskücher herab, denen man kaum entrinnen kann. In den Gassen strömt dann das Wasser und man wadet an vielen Orten bis an die Knöchel darin. Mit Mühe drängt man sich durch die vielen Fuhrn, Pferde und Schlitten, Menschen und Thiere allerlei Art hindurch, die alle noch die letzte abgehende Schlitten:

tenbahn benutzen wollen; wird oft hin und her
gestoßen, bespritzt, weggeschoben und getreten.
Auf beiden Seiten der Straßen, wo die Buden
und Kraamladen nebst den hervor stehenden Kellern
geschossen sind, geht der Schnee über eine Els-
le tief abhüßig, und in abhängig laufenden
Straßen gleitet man oft mehr als man geht.
So angenehm daher auch im Sommer der Aus-
fenshalt in Reval, Pernau, Riga ist; so
unangenehm ist er im Winter, besonders gegen
das Frühjahr zu, weshalb ich auch jedes Mal
so sehr als möglich eile, aus den schmutzigen
Gassen herauszukommen. Gleichwohl sind die
Städte des Adels liebster Aufenshalt im Wint-
er, weil es dann Lustbarkeiten und Vergnügen al-
ler Art giebt. Viele lassen da alle Bedürfnisse
se bis aufs Holz vom Lande in die Stadt kom-
men, und verschwenden Tausende im Spiel
und Rausche des Vergnügens aller Gattung.
Besonders ist der Adel sehr zahlreich zu Anfang
des März in Reval, weil da alle Käuf-
fe, Kontrakte, Pachtungen, Geldausleihen und
Geldbezahlen, Pfand- und Kreditcheine u. s. w.
aufs neue geschlossen und berichtigt werden.
Er bleibt gemeiniglich so lange in der Stadt,
bis das einfallende Thauwetter, das alle We-
ge, Flüsse und Seen unsicher macht, ihn zum
Wegreisen nöthigt. Dies kommt zuweilen plöz-
lich und geht so schnell, daß eine große Quan-
tität

tität Schnee in weniger als 14 Tagen weg ist, und die Erde von der blendendsten Weiße so schwarz und weich wie ein Sumpf wird. Das Eis auf den Seen und Flüssen wird dann rauh, bekommt Risse, wird unsicher und bricht im Anfange des Aprils auf. Dann kommt der schreckliche Eisgang in großen Flüssen. Bisweilen dauert die Kälte länger, bisweilen kürzer. In den Jahren 1783, 1788 und 1793 dauerte sie noch den ganzen März hindurch. 1795 trat schon im Februar ein heftiges Thauwetter ein. Ich war eben in Reval und mußte eilen, damit ich nur noch nothdürftig auf dem Schnee nach Hause kam, denn das Gut Nurmis, wo ich damals lebte, war 7 Meilen von der Stadt entfernt. Ich fand den Weg schon äußerst schlecht, den Schnee und das Eis geschmolzen, und man fuhr mehr im Wasser als auf dem Schnee. Ein so jählinger Thau auf eine so große Kälte, als sie in diesem Winter gewesen war, ist hier etwas seltenes. Am 26ten Februar desselben Jahres kam wieder Kälte, und am 4ten März war sie so heftig, daß das Barometer 18 Grad (Reaum.) stand. So kalt war es in diesem Winter noch nicht gewesen: und ungeachtet nach neuem Styl schon der 15. März war, wo man in Deutschland (den Winter von 1740 und 1799 ausgenommen) überall in Gärten und Weinbergen arbeitet, so

D

schien

schieu in Ehstland der Winter dennoch, statt zu endigen, vielmehr erst recht anzugehen. Seit 1788 war dieß auch der erste strenge Winter wieder, die vorhergehenden waren alle ungemein gelinde gewesen. Dagegen weiß ich auch Jahre, wo im April schon große Wärme war. Am 21ten April 1789 war in der Gegend bei Pernau ein Gewitter und einige Tage darauf eine solche Hitze, als sie oft kaum im Juli ist. Ich hörte damals schon die Nachtigall schlagen, die Frösche quaken und die Lerchen hatten bereits allgemein seit mehreren Wochen ihren Gesang wieder anstimmt. Auch die Schwalben fanden sich ein, und in den Gärten konnte man mit Emsigkeit arbeiten, säen, graben, jäten und pflanzen. In diesem Jahre wechselten Winter und Sommer recht schnell mit einander. Acht Tage vorher war noch Schnee und Kälte, nun auf einmal alles schwarze Erde und Hitze. 1791 waren ebenfalls am 15ten April in der Gegend bei Oberpahlen und Fellin Gewitter. Es war gerade Ostern und das vorzügliche schöne Wetter machte die folgende Zeit um so angenehmer, je weniger man es im April sonst zu erwarten pflegt. Um die Zeit sind just in Ehstland die Tage am einschränktesten und traurigsten. Die Wege werden wegen des schmelzenden Schnees schlecht, man kann nicht fahren, nicht gehen, keine Besuche
ger

ben, und keine nehmen. Man hütet das Zimmer, liest, spielt und schreibt. Und dieß währet oft bis lange nach Ostern, je nachdem viel oder wenig Schnee gelegen hat. 1705 fiel Ostern am 1ten April. Es war schönes Wetter und wärmer secundlicher Sonnenschein. Dennoch mußte man die Feiertage einsam zubringen. Die schlechten Wege, der Eisgang, der die Brücken der Flüsse losriß, hemmete alle Kommunikation, die Nachbarn konnten nicht zu einander kommen. Floß Reiten ist alsdenn das Mittel, aus seinen vier Pfählen zu eilen. Der zweite Feiertag stach aber gegen den heitern, herlichen Himmel mächtig ab, denn ein schneidend kalter Ostwind wehte über die hartgefrorene Erde, der mehr in die warme Stube als in das Freie einlud. Ueberhaupt war dieses Jahr zu merkwürdig, als daß ich mich nicht länger das bei verweilen sollte, weil es das sonderbare, abwechselnde Klima und die veränderliche Witterung unter jenem Himmelsstriche am besten zeigt. Es sei mir daher erlaubt, aus meinem Tagebuche wörtlich die Bemerkungen hierher zu setzen, wie ich sie damals an Ort und Stelle aufzeichnete.

Vom 5. bis 15ten April abwechselnd Schnee, bald kühle, bald warme Tage. Es thauete wieder auf und die Sonne schien, daß man im Garten arbeiten konnte.

Am 18. April. Dieses Jahr kann man in Ostland bloß zwei Jahreszeiten zählen, Winter und Sommer. Kaum hatten wir noch zu Anfange des März eine schneidende Kälte zwischen 13 und 16 Grad, als ein jählinsger Thau und warme Witterung einfiel, die allen Schnee schmelzte. Seit drei Tagen ist es eine solche Hitze, daß Mücken, Schmeißfliegen, Grillen, ja schon die Schwalben in Bewegung sind. Ich arbeitete vor Tische etwas im Garten und war bald durch und durch warm. Schon sind die Gärten grün, Stachel- und Johannisbeere haben Knospen, die zum Blühen ausbrechen wollen, und die Birken in den Wäldern treiben Blätter. Die Bienen sind in voller Arbeit. So ist es mehrere Jahre hintereinander gewesen. Der April war schön, aber gemeinlich der Mai kühl, und mit starken Nachtfrosten begleitet. Ueberhaupt ist in Liefland der April der schönste Frühlingsmonat, und der Mai nicht jener Wonnemond, den in Deutschland die Dichter besingen. Baron F., der heute hier war, erschien in völliger Sommerkleidung. Meine Zöglinge hatten sich im Garten bis zum Schwitzen warm gearbeitet. Alte Personen versicherten, so eine Hitze im April noch nie erlebt zu haben als dieses Jahr. Sonst heißt man selbst in Deutschland noch den April hindurch ein, hier hat man es dieses

fes

ses Jahr schon seit dem 14. nicht mehr nöthig gehabt. Aber ich fürchte, die Nachwehen werden im Mai wider Wunsch hart kommen.

Am 19. April. Heute hatten wir das erste Gewitter. So früh! — Die Hitze war seit einigen Tagen wirklich drückend. — Am 25. Die kostbare Frühlingswitterung hält an, und Jedermann benutzte sie zu seiner Arbeit im Garten.

Am 29. April. Da haben wirs! Ich stehe um 6 Uhr auf, sehe zum Fenster hinaus und erblicke die Erde weiß und gefroren! Wo ist nun das warme herrliche Wetter seit drei Wochen? Meine schönen Blumen, sie werden größtens Theils dahin seyn! Wie das schneiet und schloßt! Wie der Sturmwind braust! — Johann heiz ein, es ist wieder Winter! —

Ein eben so sonderbares Jahr war das 1796ste. Vom 3ten Advent 1795 an bis zum 27 Januar 1796 ununterbrochenes Thau- und Regenwetter. Die Wege waren unzugänglich und Keiner konnte zu dem andern kommen. Es war nicht Winter, sondern Frühjahreswitterung, und die ältesten Menschen wissen sich eines solchen gelinden Winters nicht zu erinnern. Nur der Winter von 1790 war mit diesem zu vergleichen. Erst am 28 Januar kam wieder Frost und mit ihm der erste heitere, kalte und schöne Tag, an dem ein wohlthätiger Sonnenschein

schein das Herz erheiterte, an dem man spazieren gehen, sich durch die reine frische Luft, die man so lange nicht genossen hatte, erquicken, und des erwärmenden Sonnenstrahls sich freuen konnte.

So bald Schnee und Eis weg ist und das Wasser sich nach und nach verlaufen hat, so ist auch das junge frische Gras schon da, und der Sommer nähert sich mit vollen Schritten. Dann sind die Landschaften, Fluren, Wälder und Gefilde so schön als irgend wo anders. Die Auen und grünen Kornfelder lachen, die Heerden hüpfen munter auf der Weide, das Waldhorn des Jägers, die Flöte des Hirten, die Glocken der Kühe machen ein liebliches Getöse unter einander, und die bewachsenen Fluren zwischen den hohen dichten Waldungen geben eine angenehme Aussicht. Die schönste Gegend, die ich gesehen habe, ist bei Neval nach Katharinenthal und dem Laksberge zu, wo das Land gebirgicht ist, von der Ostsee wie von einem blauen Saume begrenzt wird, und die lieblichsten Schweizerischen Aussichten im Kleinen darstellt. Auch bei Felling und Oberpahlen hat das Land artige Parthien, aber sie müssen den um Neval liegenden Gegenden weichen.

Gewitter sind hier weder heftig noch häufig und schlagen noch seltener ein. Weil das
Land

Land flach und gar nicht bergicht ist, so kennt man auch dort das majestätisch fürchterliche Rollen des Donners nicht. Durch Hagel richten sie doch bisweilen einigen Schaden an. In manchen Jahren habe ich in gewissen Gegenden deren nur zwei bis drei gezählt, gewöhnlich aber sind jährlich nur 6 bis 12 Gewitter. Höher steigt die Zahl fast im keinem Jahre, wie mir versichert worden ist. Aber eben, weil sie selten sind, ist der Ehrländer vor ihnen überaus bange, und manche Dame würde sehr verlegen seyn, wenn man in sie dränge, zu sagen, was sie zuweilen bei einem nächtlichen Gewitter empfunden und ausgestanden habe. Blitzableiter habe ich nirgends gesehen. — Sind die Gewitter selten, so finden sich desto zahlreicher die Nordseine ein. Sie bedecken oft den ganzen nördlichen Himmel mit einer feurigen Röthe, die nicht selten mit sehr lebhaften, weißen flackernden und allerlei Gestalten bildenden Streifen, die ein hörbares Zischen in der Luft verursachen, durchzogen ist. Auch das Wetterleuchten ist eine sehr gewöhnliche und im heißen Sommerabenden fast alltägliche Erscheinung. — Beständig herrschende Winde sind selten, doch in einem Jahre mehr dieser, und in einem andern mehr jener, abwechselnde aber dafür desto häufiger. Am kaltesten sind die anhaltenden Ost- und Nordwinde, besonders der schneidende Südostwind.

Durch

Durch sie wird oft im Winter der Schnee so empor getrieben, daß ganze Wolken entstehen und man alsdann nicht drei Schritte weit vor sich sehen kann. Manchen, die bei solchen schrecklichen Wetter reisen, hat es schon das Leben gekostet, weil verstopfte Löcher und Schneeritzen unvermeidlich sind. Ganze Dächer und Schornsteine werden bei solchen Orkanen abgedeckt, Bäume aus der Wurzel gerissen und weit weggetrieben. Zugluft und Erkältung äußert auch hier, besonders bei Ausländern, sehr nachtheilige Folgen. Kopfschmerzen, Zahnech, Schnupfen, steife, geschwollene Häufe, Kattharre und Rheumatismen sind dabei ganz gewöhnliche Erscheinungen. Und gegen solche Winde hilft weder Verstopfen, noch Kaltwurf, noch glühende Oefen. Nur in Steinhäusern, besonders in solchen von gebrannten Zieg-Backsteinen, ist man dagegen gesichert, da hingegen in hölzernen Gebäuden und solchen, die von Fachwerk erbaut sind, kein Mittel gegen den eindringenden erstarrenden Wind hilft. Zwar verwahrt man diese auf das bestmögliche, außer der Verstopfung der Fugen und Ritzen zwischen den über einander gelegten Balken mit Moos, noch mit einem besondern Leim; oder Kaltwurf oder einer Decke von Brettern, und die Doppelfenster fangen jetzt auch an, allgemein in Gebrauch zu kommen. Der Bauer umlegt seine Stube mit
Stroh

Stroh, Mist oder Strauch. Bei strenger Kälte plagen und krachen, besonders des Nachts und am Morgen, die hölzernen Wände, Treppen und Balken nicht anders als der Knall einer losgebrannten Muskete oder kleinen Kanone. Die meiste Schuld hiervon tragen wohl die Balken, an welchen man nachher sehr häufige Risse und Borsten findet. — Am bangsten ist das schöne Geschlecht vor den Winden und der rauhen Luft im April und Mai, da sie der zarten und weissen Haut desselben schädlich ist. Sie vermeiden auch daher um diese Zeit Luft und Sonne als die ärgsten Feinde, und gehen nur selten und nie anders als mit übergehängtem Flor oder Schleier aus. Doch färbt sonderlich der heisse Julius die Haut des Landvolks ganz gelb und braunroth.

Nebel und Reife giebt es im Frühjahre und Herbst genug, im letztern besonders häufig. Der Reif schmückt und bedeckt vornehmlich in den Wintermonaten die Gesträuche und Zweige der Bäume mit überaus schönen, blendend weissen Eiskristallisationen, die nicht anders als mit Zucker kandirter Konfekt aussehen. Die Nebel sind oft so dick, daß man kaum 6 bis 8 Schritt weit vor sich sehen kann, und man durch längern Aufhalt in demselben ganz durchnäßt wird. Sie sind aber völlig unschädlich, welches viele, mitten in großen Morästen, die ihnen am meisten aus-

ausgesetzt sind, wohnende Greise betweifen. —
Wolkenbrüche und eigentliche große allgemeine
Ueberschwemmungen sind in Estland ganz
unbekannte Erscheinungen, weil es keine Berge
gibt. Doch muß man den Eisgang der Ne-
wa in St. Petersburg und der Düna bei Ri-
ga davon ausnehmen, die oft unbeschreibliche
Verwüstungen anrichten. Hagel kennt man eben
so wenig, denn was man dort Hagel nennt, ist
nicht anders, als was bei uns die Schlossen sind,
die selten größer als in der Gestalt einer Erbse
fallen. Verheerungen richten sie gar nicht, oder
nur sehr unbedeutende an.

Das Eis erhält zuweilen bei harten Wint-
tern die Dicke von drei Fuß und drüber. Es
trägt die schwersten Lasten und ist im Frühjah-
re beim Eisbruche so zähe, daß man noch die
größten Moräste, Flüsse und Seen passieren
kann, wenn auch schon halbe Ellen breite Risse
dacin sind. Der Russe trägt in diesem Falle
immer ein Bret bei sich, das er drüber legt
und drauf geht. Es wird bei Thauwetter so
schwammicht und zähe, daß man mit einem
Stocke tief hinein stechen kann, und trägt im-
mer noch. An den Ufern der Ostsee, in die
es oft 20 und mehr Meilen weit hinein friert,
siehet es bis in den April, und dient am meis-
ten zum schnellen und leichten Ueberkommen
auf die Inseln, hindert aber auch die Schiff-
fahrt,

fährt, so daß die Schiffe nicht anlanden können, sondern das Eis erst vorn weg durchgesägt werden muß. Dieß ist eine herkulische Arbeit. Der Nutzen des Eises für die nördlichen Gegenden ist gar mancherlei. Mit ihm füllt man die Eisteller, wovon jedes Gut wenigstens einen hat, und die zur Erhaltung der Speisen und Getränke im heißen Sommer unentbehrlich sind. Es befördert ferner das Vergnügen des Schlittschuhlaufens, des Trabersfahrens, des Schlittens, rutschens von hohen durch Kunst gemachten Eisbergen, welches eine beliebte Volkstheaterspielart ist. Man kühlte sich im Sommer bei der Tafel Wein und Bier damit, und dergleichen mehr.

Der Einfluß des so rauhen nördlichen Klima auf die Gesundheit ist mehr wohlthätig als schädlich. Nirgend hört man weniger von Krankheiten als unter den Russen und Esten und nirgend sah ich ältere Leute als dort. Auch die Deutschen, so wohl die Einheimischen als die Ausländer, gewöhnen sich bald an die frische stärkende Kälte und bleiben gesund. Ich habe zwölf Jahre dort gelebt und es hat mir in dieser Zeit, bei gehöriger Noth, kein Zahn weh gethan. Es ist ein starker, gesunder Schlag Leute, die am Finnischen Meerbusen wohnen. Das Einathmen der reinen Winterluft, ihr öfterer Aufenthalt im

im Freien, die feste beständige Bitterung im Januar und Februar, der kurze aber schöne Sommer, Alles dieß stärket den Körper und stählt die Nerven. Ich habe Leute von hundert, ja eine Frau von 103 und einen Mann von 111 Jahren gekannt. Unweit Polozk an der Grenze von Liefland lebte noch 1796 ein Russe, der mit im 30jährigen Kriege gewesen war, und sich noch auf den Tod Gustav Adolphs besinnen konnte. Er war unter Peters I. Großvater geboren, und hatte Rußland unter eilf Regenten blühen gesehen. Bei der Pultawaschen Schlacht war er 86 Jahr alt. Im 93ten Jahre schritt er zur dritten Ehe, die nicht kinderlos blieb, und das Nestvögelchen war 1796 schon 62 Jahr alt. Mit der letzten Frau lebte er 50 Jahr in einem vergnügten Ehestande. Die Familie dieses Patriarchen besteht aus 138 Descendenten. Sein ältester lebender Enkel ist 95 Jahr, ein anderer 93, die jüngsten Söhne 86 und 62 Jahr alt. Alle zusammen wohnen in 10 Häusern, und der Alte war noch in seinem 163ten Jahre frisch und gesund. — Anders sieht es mit dem Einflusse des Klima auf den Geist aus. Man sagte sonst von den alten Bbotiern:

Verecum in patria crassoque sub aëre nati,
mit einiger Einschränkung läßt sich dieß auf
die

die Ehrländer anwenden, wiewohl ich die Schuld doch lieber auf die Nahrung, als auf das Klima zu schieben geneigt wäre, und noch mehr auf den schrecklichen Alles lähmenden Despotismus und die schenßliche Sklaverei. Stellt man eine Vergleichung zwischen den Deutschen in Deutschland und den Deutschen in Lief- und Ehrländ an, so sinken diese zwar am Gewicht dem Körper nach, aber sie steigen in der Waagschale des Geistes. Die letztern essen vieles Fleisch, die erstern bleiben mehr beim Pflanzenreiche stehen. Am sichtbarsten ist der Mangel der Kultur und das Zurückbleiben in der Geistesentwicklung beim weiblichen Geschlechte. Die wenigsten haben ein feines Gefühl und eine Ader des Geistes und Wises. Aber c'est tout comme chez nous. Ich will die Vergleichung nicht weiter fortsetzen, sondern bloß noch den Vitruv anführen, der B. 6. K. 1. sagt: „die nördlichen Völker sind wegen der dicken und kalten Luft, die sie einathmen, träge und dumm.“ Seit etwa 10 Jahren dringt aber doch mancher Strahl des erleuchtenden Lichts auch nach Ehrländ, selbst unter die armen verlassenen Bavern, wenn man nicht neuerdings beflissen ist, die Zugänge zu verstopfen. —

Der Boden ist sehr verschieden und nur in den wenigsten Gegenden recht fruchtbar. Der Boden zu uns ist gar ...

Der Grund davon liegt aber in der schlechten Kultur, nicht in der Natur. Die Oberfläche ist an vielen Orten mulmiger Thon oder Mo-
rasterde, weniger Heide-land. Wo guter Anbau ist und Witterung und Kälte keine Hindernisse machen, ist die Erde immer ergiebig. Großen Theils, besonders längst der See hin, hier und da mehrere Werste, ja 4 bis 5 Meilen weit ins Land hinein, und bei Städten, ist der Boden sandig, so daß oft der Sand zwei Fuß tief liegt. Wenn dieser vorüber ist, so kommt man auf schweres leetiges Land, und an vielen Orten ist er auch schwarz und leimig; anderswärts sehr sumpfig, voller Kies und Steine, worunter manche so groß, wie ein Heuhaufen sind. Unter dem Rasen ist hin und wieder Moostorf, alter Meersand, bläulicher Seethon und auf den Höhen gemeiner Thon. Die tiefen Schichten des Erdreichs kennt man aus Mangel des Bergbaues noch fast gar nicht. Bloß aus jähen Uferstellen und Steinbrühen oder Leimgruben, die meistens Thon, Mergel, Sand und mürben Sandstein zeigen, läßt sich schließen, daß das Land einst Meeresgrund gewesen ist, und die häufigen Granit-, Thon-, Kalk- und andern umhergestreuten und in der Oberfläche befindlichen Steindroffen, und der Umstand, daß dieses ganze Land Abhang des Finni-schen oder Scandinavischen Gebir-

birges ist, lassen tiefere allgemeine Granit- und andere Steinlagen vermuthen. Und das bestätigen auch die Torf-, Meersand- und Meerthonslagen in Morästen und Torfmooren. Unter den Streusteinen sind viele runde Pflastersteine und große Granitblöcke. — In Verbesserung des Erdreichs wird wenig gedacht; man bauet und benuzt den Boden überall auf einerlei Art. — Die Trägheit der Bauern und die Nachlässigkeit der Guts Herren ist Schuld daran daß man nur selten an die Begräumung der Steine von den Aeckern denkt. Die vielen und großen Moräste werden nicht ausgetrocknet, und höchstens hin und wieder durch gebrückte Begegang- und fahrbar gemacht. Ueberhaupt wird die ganze Oekonomie nach altem Schlag und dem großväterlichen Herkommen gemäß getrieben. Es könnte ungleich mehr daraus gewonnen werden, wenn die Guts Herren richtiger spekulirten und auf einige Jahre mehr Kosten anwenden wollten, die sich in der Folge reichlich belohnen würden. Dennoch muß man sich wundern, daß alle Arten des Getreides, besonders der Roggen, ungemein gut gedeihen. Man kann im Durchschnitte immer das sechste Korn in mäßigen Ernten rechnen: eine Fruchtbarkeit, die nach Beschaffenheit des Bodens anscheinlich genug, für die Volksmenge überflüssig und zur Treibung eines beträchtlichen Handels noch

noch hinreichend ist. Einen großen Theil dieses Produkts nehmen die Branntweindbrennereien weg, aus welchen der Adel einen großen Theil seiner Einkünfte erhebt. Dieses Lieblingsgetränk erhält das Volk zum Theil in seinem Verfall und in jener Dürftigkeit, in welcher man die Elsten sowohl von Seiten des Geistes als des häuslichen Wohlstandes erblickt. Durch den ungeheuern Verbrauch dieses schädlichen narkotischen Mittels und des dazu nöthigen Kornes, so wie durch die häufige Ausschiffung desselben, entsteht bisweilen, besonders wenn die Ernte fehlschlägt, Hungersnoth. In den Jahren 1785 und 1786, da die Ernten wegen der nassen Witterung nicht ergiebig waren, sind in Lief- und Ehstland viele Bauern Hungers gestorben. Zwar muß auf Befehl der Regierung jedes Gut ein Hofsmagazin haben, woraus es seinen Selbigenen Korn geben kann: es wird auch von Zeit zu Zeit von dem Kreisrichter und Anwald auf den Höfen Kornvisitation gehalten; allein diese Vorsicht hilft wenig. Hartherzige Herren geben nichts desto weniger ihren Bauern nichts, sondern lassen sie lieber verhungern, ja Statt des Brodes vielen die Karbatsche geben.

Daß Lief- und Ehstland schon längst auswärts als vortreffliche Kornkammern bekannt sind, brauche ich weder zu versichern, noch zu
be-

beweisen. Ich will nur beiläufig erwähnen, wie hoch man ungefähr die Ernte im ganzen Lande anschlagen kann. Jedes Gut muß nämlich nach Endigung derselben eine schriftliche Anzeige aller eingeernteten Früchte an das Gouvernement einliefern, welches aber nicht immer nach der genauesten Berechnung und größten Gewissenhaftigkeit geschieht. Indessen hat man daraus doch so ziemlich den Ertrag der ganzen Ernte in Eßst- und Vießland gefunden. Man giebt die Anzahl der Landgüter in Eßstland ohne die bei manchen dazu gekommenen und nun angelegten sogenannten Hoflagen, und ohne die auf den Inseln liegenden, auf 400 an, wobei die Pfarrgüter, 47 an der Zahl auch nicht mitgerechnet sind. Der Ertrag aller dieser Ländereien wird bei mittelmäßigen Ernten auf 75000, und bei ergiebigen an die 80000 Lasten, das ist etwa 375,000 und 400,000 Erfurtische Malter geschätzt. Dies ist jedoch eher zu niedrig, als zu hoch angeschlagen. In den ehemaligen sehr wohlfeilen Zeiten kostete die Last 30 — 35 Rubel; bei guten mittelmäßigen Jahren 45 — 50 Rubel; bei Theuerung auch wohl 80, ja in den letzten theuren Jahren 90 — 100 Rubel. In Kewal muß nach einem gütigen und weisen Gesetz von jeder auszuschiffenden Last Getreide ein Loof, das ist, 3 Megen, in das Stadtmagazin zum Besten der Armen geliefert werden, die es um eis-

E
nen

nen sehr billigen Preis zu kaufen bekommen, wann und so viel sie wollen. In theuern Jahren ist dies gewiß eine sehr wohlthätige Anstalt. — Die Güte und die Vorzüge des Liefländischen Roggens vor allem ausländischen sind bekannt, indem er sich, weil er gedörrt oder geröstet wird, nicht nur sehr viele Jahre, ohne schimmelig oder moderig zu werden, aufbewahren läßt, ohne daß er nur einmahl umgeschaufelt zu werden braucht, sondern auch von keinem Käfer noch Wurm angegriffen wird, und vortreffliches weisses, trockenes Mehl giebt. Kein Roggen ist daher zum Aufschütten im Magazine besser als der Lief- und Ehfländische, weil er dem Wurmfrasse so wenig, als dem Verdummen und Erwärmen ausgesetzt ist. Das wissen auch die ausländischen Kaufleute so gut als die heimischen: sie gewinnen an Gewicht und Maaß ungemein bei dem Kornhandel mit Lief- und Ehfland. Durch das Rösten schrumpfen die Körner zusammen, werden kleiner, leichter und härter, bleiben eben so mehlfreich wie zuvor, und auf dem Schiffe, an feuchten Orten, werden sie grösser, schwerer, und beim Backen quillt auch das Mehl sehr auf.

Die Konsumtion des Getreides ist sehr groß und mannichfaltig. Außer dem zur Ausfaat und zum Uterhalt bestimmten Vorrath, gehet jährlich eine ansehnliche Menge ins Ausland. Allein
Schwe:

Schweden bekommt jährlich 50,000 Tonnen, das ist, die Tonne zu 10 Meßen gerechnet, 10416 Malter Roggen. Ob gleich weder die Bauern noch unbemittelte Deutsche von gebeuteltem Mehle Brod essen, — die erstern mischen wohl gar noch Spren oder so genannten Kaff, zumeiln Spelzen und ganze Aehren darunter, so daß das Brod am Feuer brennt; — so brauchen sie doch bei ihrer schweren, Hunger machenden Arbeit sehr vieles Brod zu ihrer Sättigung. Hierzu kommen die beträchtlichen Abgaben an die Krone, die auch einige tausend Lasten ausmachen; das häufige Branntweinbrennen, da mancher Hof täglich 1 auch 2 Faß brennt: das Malz zum Bierbrauen, die Unterhaltung der großen Menge Pferde u. s. w. Gleichwohl hat man nur selten wegen der geringen Bevölkerung eine eigentliche und allgemeine Lebens- und Hungersnoth zu befürchten. Auch in der großen, fast durch ganz Europa herrschenden Theuerung in den Jahren 1771 — 1773 soll in Esth- und Liefland die Noth nicht so groß wie in Deutschland und in andern Ländern gewesen seyn. Und es müßte dem Uebel ganz abgeholfen werden können, wenn die Landwirthschaft auf einen bessern Fuß gesetzt und Fleiß und Thätigkeit unter dem Bauernvolke herrschend gemacht würden. Es müßte auch dem Adel das Monopol des Branntweinbrennens genommen

weeden. Dann würden sich die Herrn mehr auf die Viehzucht und den Ackerbau legen, mehr Klee, Kartoffeln, Gemüse und Obstbäume anpflanzen; sie würden mehr Nutzen aus den Waldungen ziehen und sie nicht so verderben lassen; sie würden endlich ihren Kornvorrath, den sie jetzt den Branntweinkessel opfern, williger und edelmüthiger zur Unterstützung ihrer armen, nothleidenden und hungrigen Mitunterthanen, anwenden, und bald dadurch überzeugt werden, (was sie jetzt nicht glauben,) daß ihr Branntweinsbrennen der Grund alles Uebels, und nicht nur der Bauerschaft, sondern auch ihr eignes Verderben sey.

Da Ebstland ein so reiches Kornland ist, so läßt sich schon hieraus schließen, daß es nicht weniger an vielen andern Produkten ergiebig seyn werde. Die Bedürfnisse der Stadtbewohner und des Adels auf dem Lande sind eben so groß und mannigfaltig, freilich in vielen Fällen erkünstelt, daß die eigene Landprodukte zur Befriedigung derselben bei weitem nicht hinreichen. Sie alle hier nähmhaft zu machen, ist wider meine Absicht: ich führe von beiden nur die vornehmsten an, insofern daraus die physische Beschaffenheit dieser Stadthaltschaft erkant werden kann.

Die Hauptprodukte Ebstlands, die zugleich Handelsartikel abgeben, sind Korn, Holz, Flachs,

Flachs, Hanf, Balken, Bretter, Leinsaamen, Wachs, Linnen, Theer, Potasche, Wolfs-Bären-Fuchs- und Hasenfelle, Bast, Matten, Blät-tereroback, Leder, Talg, Butter, Heu, Geflü-gel, Branntwein, Hopfen, Fische, Krebse. Alles dieses bringen die Bauern in Menge nach Regal, Karwa, Pernau, Habsal &c. Ausserdem noch viele Bruch- und Bausteine, Kohlen, Brennholz, Stroh, Baumrinde zum Gerben, rohe Häute, Schweine, Kälber, Lämmer, Ge-dervieh, Eier, Haasen, Wild u. a. m. Im Lande selbst wird mit allen dergleichen Erzeug-nissen ein vortheilhafter Handel auf Jahrmärk-ten, Wochenmarkttagen, und nach besondern Kontrakten-theils zwischen Edelleuten und Kauf-leuten, theils unter den Bauern und Kleinfräs-mern in Städten, so wie auch unter den Guts-besitzern und zwischen den Bauern selbst an dem Lande getrieben. Korn, Gerste und Hafer sind die reichsten Erträge des Landes: Weizen wird nur so viel gebauet, als jeder Landwirth zu seiner Konsumtion braucht, weil die Bäcker wenig kaufen. Von der Gerste giebt es zweier-lei Sorten, deutsche und Landgerste. Jene ist dicker, runder und mehltreicher, diese lang und schmalkörnig und ein ursprünglich einheimisches Landgewächs. Erbsen, Linfen, Bohnen, Ges-mäße, Wurzelgewächse, Honig Kohl &c. giebt es reichlich und weit wohlfeiler als in Deutsch-land

land, so daß sich in aller Absicht behaupten läßt, in Ehßland sei wohlfeiler Zehren als anderwärts. Die Russen legen sich stark auf Gärtnerei und Gemüßebau, und bringen den Sommer und Herbst hindurch den Bürgern als les Büschel, oder Bundweise ins Haus, und zwar für einen sehr billigen Preis. Auf dem Lande zeugen sich die Edelleute und Prediger durch ihre Gärten, auch wohl die Bauern hier und da selbst, die allermeisten Gartengewächse in hinreichender Menge. Man würde Unrecht thun, wenn man in diesen Stücken über Ehßland klagen wollte: es ist in vieler Rücksicht ein von der Natur reichlich gesegnetes Land. Nur das Obst ist etwas theuer, weil der Anbau desselben noch immer so sehr vernachlässigt wird, und man es größtentheils aus dem Anlande erhält. Doch findet man in den Gärten der Gutebesitzer, Prediger und wohlhabender, fleißiger Landleute viele Obstbäume, die sehr mannichfaltige, wohlschmeckende Arten von Obst tragen. Insbesondere rechne ich darunter eine Art Aepfel, die man klare Aepfel nennt. Sie sind durchsichtig, vollsaftig, und von sehr lieblichem Geschmacke, und sollen aus China zuerst nach Moskau gekommen seyn. Die Russen nennen sie Naliwü, vollgegossene Aepfel, weil sie in der That bis zum Zerplagen mit Saft angefüllt sind. Sie müssen aber frisch,
vom

vom Baume weg gegessen werden, widrigenfalls sie nach 3 bis 4 Tagen mehlig werden. Ihr Geschmack ist angenehm säuerlich, und wenn man sie gegen das Licht hält, kann man die Saamentörner in denselben zählen. Birnen, Kirschen und Pflaumen, kommen ebenfalls im Lande recht gut fort, aber keine Zwetschgen, Wallnüsse, Kastanien, und die edlern Arten fremden Obstes, am wenigsten Wein, Pfirschen und Aprikosen. Diese drei letztern Gewächse werden nur in Treibhäusern zur Reife gebracht. Kürbisse, Gurken, Spargel, selbst Melonen und Arbusen, (eine Art Wassermelonen,) kommen gut fort, aber die Bauern pflanzen dergleichen noch zu wenig: sie behelfen sich mit Kohl, Rüben, Wurzelwerk und seit ungefähr 15 Jahren, auch mit etwas Kartoffeln. Auf den Gütern, wird auch hier und da Enderwein und guter Obstessig gemacht; an eigentlichen Obstgärten ist aber immer noch ein merklicher Mangel. Die Vorfahren haben dafür zu wenig gesorgt, und die Nachkommen folgen ihnen ruhig und unbekümmert nach. Einige setzen jetzt Baumschulen an, denken aber noch zu wenig an die Veredelung des Obstes. Hatte Winter verderben freilich manchen schönen Baum, aber es bleiben deren doch immer mehrere. Ausländische Bäume, welche Bamberger Gärtner und Baumhändler häufig ins Land bringen

bringen, gedeihen in dem rauhen nördlichen Klima selten recht gut, aber was in dem einheimischen Grund und Boden gepflanzt und erzogen ist, hält die strenge Witterung eher aus. Aus dieser Ursache sollte man auch die jungen Bäume nicht sowohl wider die Kälte, als wider die Hasen und Mäuse verwahren. In den Wäldern findet man auch hin und wieder einzelne wilde Apfelsämme, aber sie sind mühsam zu suchen; erfahrene Landwirthe wollen auch die Erfahrung gemacht haben, daß Früchte, auf wilde Stämme aus dem Walde gepflanzt oder okulirt, immer einen herben wilden Geschmack an sich behalten. Von dem Maulbeerbaum, den Kiefern, so wie vom Anis, Fenchel und Koriander weiß man nichts: man kauft die letztern vom Auslande.

Die vornehmsten Bedürfnisse Eßlands, so wie seines Nachbarlandes Lieflands, welche es beinahe sämmtlich vom Auslande bezieht, sind: Wein, Salz, Hopfen, Spezereiwaaren, frische und getrocknete Früchte; allerlei Stahl- und Eisenwaaren, z. B. Sensen, Sichel, Messer, Degen, Spießgewehr, Küchengeräthschaften; feines Papier, holländische, schlesische, Waarendorfer und Vielsefelder Leinwand, feine baumwollene und seidene Strümpfe, Tischzeug, feine und Mitteltücher, Kattune und andere baumwollene Waaren; feine Hüte, seidene
und

und Halbscidne Zeuge, Stoffe, Taffet, Atlas, Spitzen, Charten, Arzneien, Nürnberger Waaren, Franzbranntwein, Araf, Rum, Käse u. d. gl. m. Auch sogar Dachziegel, nicht die tafelförmigen, platten, sogenannten Dübenschwänze, sondern die gemeinen Hohlziegel, werden immer noch von Leuten, die sie bezahlen können, aus Lübet und (vormahls) Holland verschrieben; so reichlich auch das Land mit guten Thon für Maacziegel, Ofenkacheln, Töpfergeschire, und selbst für Fayence und Porzellan versehen ist. Seitdem der Handel mit Holland gesperrt ist, sind die Güterbesitzer gezwungen, selbst Ziegel zu brennen, nur daß sie immer noch zu blaß, ungleich gebrannt, als so von ungleicher Dauer sind und viele im Brennen sich werfen, auch bald sich schelfern und verwittern. — Mit allen oben g. unten und noch weit mehreren Zu- und Einfuhrprodukten versehen Niga, Reval, Pernau, Narwa und Habsal das Reval'sche Gouvernement hinlänglich. Selbst hat das Land nur wenig Fabriken; mithin muß es sich größtentheils mit fremden, sehr theuern Waaren behelfen. Stahl, Eisen, Tuch, Seiden, Wollen, Baumwollen, Strumpf, Kasorhut, und andern Fabriken, sucht man vergeblich. Glas, Hütten, Kupferhammer und Sägemühlen, giebt es in ziemlicher Anzahl. Grobes Tuch, vor-
näm:

nämlich das dicke starke Bauertuch, Wattenmann genannt, ein allgemeines Bedürfnis, weil es die Nationalkleidung der Eysten ist, wird in Menge verfertigt, und letzteres webt sich sogar jeder Bauer selbst. In gewöhnlichem leinenen Zeuge, Zwillich und Damast lernen die Eysten, besonders die Hofsw Weber, recht fein arbeiten, und machen bald die saubersten, schwersten Muster nach, ohne deswegen das Ausländische entbehrlich zu machen. — Papier liefern einige Mühlen, aber nicht in hinlänglicher Menge und gehöriger Feinheit, daher immer noch, welches aus Deutschland und Holland verschrieben werden muß. Färbercieen sind auch noch ein frommer Wunsch, obgleich ein allgemein gefühltes Bedürfnis. Im Kleinen versteht zwar fast jede Hausfrau, zumahl auf dem Lande, etwas von der Kunst zu färben. Auch viele Bäuerinnen wissen sowohl dem wollenen als leinenen Garn allerlei recht hübsche Farben zu geben, aber diese sind nicht allemahl dauerhaft genug, und das Färben ist bei weitem mehr Stümperei als wahre Kunst.

Unter den Thieren, Vögeln und Fischen Eystlands will ich nur diejenigen nennen und beschreiben, die in Deutschland weniger bekannt sind, und welche ich oft zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Da das Land voll grosser Waldungen und Moräste ist, die Kreise
nur

nur mäßig bevölkert, und die Menschen, so wie das Land, noch weit von der wahren Kultur entfernt sind; so wird allen Arten von wilden Thieren; die hier ihr Klima und ihre Nahrung haben, der Aufenthalt sehr erleichtert und gesichert. Wenige Arten, den Wolf, Hasen und Fuchs etwa ausgenommen, sind zahlreich, weil sie sich unter jenem Himmelsstriche nicht wohl in Menge nähren können, sich nach einer weisen Oekonomie der Natur auch eben nicht zahlreich vermehren, sondern vielmehr einander noch einschränken, und viele Arten von den Einwohnern des Nutzens oder Schadens, auch wohl des Vergnügens wegen, sehr verfolgt und immer mehr vermindert werden. Vor allen andern zuerst nenne ich den Wolf, einen nicht sowohl für Menschen, als für andere zahme und Hausthiere gefährlichen Räuber, der unter den Heerden die gräßlichsten Verwüstungen anrichtet. Pferde, Kühe, Kälber, Schaaf, Schweine, Hunde und anderes herumstreifendes Vieh ist, wenn es einem oder mehrere begegnet, ihre unfehlbare Beute. Sie holen im Winter mit beispielloser Kühnheit Hunde von den Höfen, und brechen in Kühe- und Schaafställe ein, wenn diese nicht gut verwahrt sind. Es muß ein tüchtiger Hund seyn, der gegen einen Wolf im Kampfe Stich halten will. Selten geht er einzeln, sondern mehrentheils in

Ge.

Gesellschaft auf Raub aus, und bisweilen stehet man ihrer 20 — 30 auf der Lauer. Gemeinlich thun zwei von ihnen den ersten Angriff, dann brechen die übrigen aus dem Hinterhalte hervor und theilen sich in die Gefahr, so wie hernach in die Beute. Zu Ende des Länners und im Februar sind sie am wüthendsten und gefährlichsten, denn da ist ihre Brutzeit; doch ist es fast ohne Beispiel, daß sie Menschen zerrissen hätten. Eher machen sie sich an die Pferde, wenn welche bei ihnen sind. Nur die Muffen sind ihrem Angriffe ausgefetzt, wegen des ihnen allen bewohnenden übeln und durchdringenden Zwiegel-Knoblauchs- und Ledergeruchs, der sie auf die Spur bringt, und ihnen eine unangenehme Witterung ist. Findet man daher ja einmahl Nester von zerfleischten und aufgefressenen Menschen, so erkennt man auch allemahl aus den übriggebliebenen zerrissenen Lumpen, daß es Muffen waren.

Bei großer Kälte hört man sie des Abends und in der Nacht, wenn man an das Fenster tritt, in den nahen Wäldern jämmerlich heulen. Wenn sie der Hunger sehr plagt, und sie weder im Walde Hasen, Füchse oder Elende auffagen, noch in die Bauernhöfe und Viehställe kommen können; fressen sie Baumrinde, Pferdemist, Leder, Stricke, alte Lumpen &c.
die

die sie auf der Strafe finden, und in der äufsersten Noth bisweilen einander selbst. Zu Anfange des May ist ihre Werkzeit, und gewöhnlich ist man da auf ihre Ausrottung bedacht, indem man ihre Nester zerstören läßt. Sie machen sie aber gemeiniglich in die unzugänglichsten Moräste, dahin man nicht allemahl kommen kann. Da auch der Adel des Landes nie gemeinschaftliche Sache gegen diese bösen Räuber macht; so ist ihre gänzliche Ausrottung wohl so bald noch nicht zu erwarten. Das Weibchen wirft 6—7 Junge, nachdem es zwei Monate gegangen ist. Ihr Fell gibt das sehr warme Pelzwerk, das man Wildschur, richtiger nach dem Russischen Windschura nennt, und wird jetzt ein Fell mit 3—5 Rubel bezahlt. Die untere Leibstücke geben das weichste, leichteste und beste Pelzwerk; der Rücken ist grob und schwer. Die Zähne, die sehr hart und glatt sind, werden zum Glätten und Poliren gebraucht. Man ist in Eshland gar nicht bange vor ihnen, und lacht, wenn sich die Ausländer furchtsam zeigen. Gar oft reisen einzelne Personen in Sommer und Winter mitten in der Nacht durch die tiefsten Wälder und abgelegensten Flächen, ohne vor Wölfen bange zu seyn: sie fallen auch nur dann an, wenn sie auf das entsetzlichste vom Hunger gequält werden, und keiner andern Dente habhaft werden

den können, zuerst aber immer das Pferd; die Menschen lassen sie gehen. Oft geschieht es, daß sie Reisende, besonders im Schlitten, zu zehen, zwanzig, dreißig stark, sehr nahe und lange begleiten, ohne sie anzufallen, wie mir dies selbst einmahl begegnete, als ich von Perz nau nach Leal fuhr. Auf einer Fläche, wo vieles Gebüsch wächst und darüber die Landstraße geht, sah ich mich plötzlich von sieben Wölfen umgeben. Sechs davon standen in einer kleinen Entfernung von etwa 200 Schritten, der siebente kam bis zu meinem Schlitten. Eigentlich war es wohl auf meinem großen Pudel angesehen, der neben den Pferden herlief: ich nahm ihn daher sogleich zu mir in den Schlitten. Die hungrige Bestie lief eine ziemliche Strecke dicht neben dem Schlitten mit fort, so daß ich ihr ins Fell greifen konnte, und sah mit gierigen wilden Blicken immer nach dem Hunde, der mit aller Gewalt heraus wollte, aber so eine gewisse Beute des Räubers geworden wäre. Endlich gab ihm mein Kutscher mit umgekehrter Peitsche einen derben Hieb über die Schwauze, worauf er mit hängendem Schwauze davon lief, und auch die andern, welche auf der Lauer standen, und nur den Angriff zu erwarten schienen, um herbeizueilen, mit sich ins Gebüsch zog. Die Pferde wären dann ein gewisses Opfer geworden,
da

da ich kein Schießgewehr bei mir hatte; ich war auch weniger für den Hund, als für sie bange. Oft springen die Unholde über den Schlitten weg und benezen mit ihrem beizenden stückenden Wasser den darin Sitzenden die Kleider. Zuweilen legen sie sich recht queer über den Weg, den man passiren muß, und dennoch wagt man es, mitten durch sie hinzufahren. Einst fuhr ich im Januar spät des Abends nach 10 Uhr bei hellem Mondschein von Hultjall nach Peuth, welches zwei Güter im Halljallschen Kirchspiele in Bierland sind. Hinter mir auf dem Schlitten stand mein Ehstnischer Bedienter, der mich fuhr. Zwischen beiden Gütern, die nur eine Meile von einander liegen, dehnt sich queer ein großer Wald aus, durch den man fahren muß. Schon vor dem Gehölze hörte ich die Wölfe erbärmlich heulen, das immer stärker wurde, je näher ich kam. Weiterhin sah ich mehrere vor mir queer auf dem Wege im Schnee liegen. Es kam mich ein Grausen an, weil es der erste Winter und das erste Abentheuer in der Art war. Mein Ehste lachte und sprach mir Muth ein, hieb das Pferd an, das sich bäumte und nicht weiter wollte. Unbeweglich blieben die dumms dreisten Bestien liegen, ohne zu weichen noch zu wanken: endlich setzte das Pferd an, und jene machten allmählig Platz. Sie giengen auf beiden

den Seiten in den Wald, machten lange Hälse und ließen das Pferd ungestört durchlaufen, so daß ich ihrer 27 zählte. Kaum war ich mit meinem Esken einige hundert Schritte weiter gefahren, so gieng das liebliche Konzert *aa Capo* an.

Gehent, Gehent aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Klust,
Des Wanders Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

Ein Reisender kann sich gegen sie nicht besser verwahren, als wenn er ein Schießges wehr, oder auch nur etwas Pulver mit sich nimmt, oder dann und wann im Walde ein Geklingel mit Schlüßeln macht, mit Stahl und Stein Feuer aufschlägt, Degen und Messer zusammenklirrt, welches Alles sie sehr scheuen. Von dem Schießpulver haben sie die Bitterung von weitem und können es durchaus nicht leiden. Bei sehr heftigem Hunger, wenn sie einen unter sich verwundet oder mit Blut bespritzt sehen, fressen sie einander selbst auf, welches auch die Jungen thun, wenn sie zusammen eingesperrt werden. Gefährlich und mit unvermeidlicher Lebensgefahr verbunden ist es, wenn man einem tollen Wolfe begegnet. Da hilft kein Schießpulver, noch Feuerzeug
oder

oder Geflingel etwas, sondern allein die Flinte rettet von der Todesgefahr. Ein solches Thier fällt mit wüthendem Grimme über den Menschen her, und jeder Biß bringt das tödtlichste Gift in die Wunde. Heer von Mohrenschild auf Nurm's verlor vor einigen Jahren auf diese Art drei Menschen, die an der Tollwuth starben. Bei großen Thieren, als Pferden, Ochsen, Kühen, packt der Wolf zuerst am Halse und Kopfe an, und wenn er Gefäßsen bekömmt, so ist es ihm dann etwas Leichtes, sie vollends niederzuvürgen.

Die Art, auf dieses Thier Jagd zu machen und es zu vermindern, ist verschieden. Eine der gebräuchlichsten ist die, daß man des Nachts im Winter einen Spanserkel in einem Sacke mit sich in den Schlitten nimmt, gegen 10 Uhr, mit einer Flinte bewaffnet ausfährt und den Ferkel dermaßen kneipt und zwicket, daß er schreien muß. Das Schreien lockt die heishungerigen räuberischen Gäste herbei, sie nähern sich bis an den Schlitten und werden so geschossen. Es ist aber gefährlich, wenn ihrer viele kommen. Zuweilen belohnt auch die Ausbeute kaum die ausgestandene Kälte und Gefahr. Eine andere Methode ist, da man an einen starken Strick ein Stücke Fleisch bindet, es hinter sich her schleift, und, wenn der Wolf kommt, es immer näher an den Schlitten zieht,

S

bis

bis er nahe genug zum Schuß ist. Eine andere Art, sie zu schießen, ist die, da man Was hirlegt, und nicht weit davon auf sie lauert, Bisweilen vergiftet man einen todten Hund, ein krepirtes Schaaf, legt es aus, und oft sterben hierdurch mehrere Wölfe, die davon gefressen haben. Der Wolf ist aber zu listig, er kommt nicht immer, und es haben manche zwei, drei Nächte gelauert, ohne einen gesehen zu haben. Die letztere Methode des Vergiftens ist probater. Man tödtet nämlich einen Hund, ein Schaaf mit Arsenik, zieht ihm das Fell bis an den Kopf über die Ohren, macht in die Haut und das Fleisch eine Menge kleiner Einschnitte, bestreut sie mit Arsenik, reibt es tüchtig ein und zieht sodann den Balg wieder darüber her. So präparirt legt man den Köder in den Wald, die Wölfe fressen davon und finden ihren unvermeidlichen Tod. Die meisten werden in Gruben gefangen, welche viele Güterbesitzer oder Bauern ohnweit ihrer Wohnung haben. Sie sind zirkelrund, gegen eine Klarter tief und laufen nach unten spitzig zu, wie ein abgestufter Kezel oder Zuckerhut. Die Seiten sind inwendig längst der Erde herab rings herum mit dicken Balken ausgelegt, welche eine schräge Richtung haben, unten der dünnere und oben der dickere Theil, so daß die Figur des Zuckerhutes bleibt. Oben wird
auf

auf einen dicken in die Mitte der Tiefe gerammelten Pfahl, der das Springen des gefangenen Wolfes hindert, eine sogenannte Tralje oder bewegliche Holzscheibe befestigt, auf welche eine Ente, Henne oder ein Ferkel gebunden wird. Die obere Oeffnung wird mit Stöcken, Reisig und Stroh so belegt, daß der Wolf bei seinem Sprunge nach dem schreienden Thiere unfehlbar hinabstürzt und gefangen wird. Die glatt gehauenen Balken machen ihm das Herauskommen, und der in der Mitte stehende aufrechte Balken das Springen unmöglich. Nun wird er mit Schlingen, die durch die Büchse eines kleinen Rades gezogen sind, mit dem ein auf einer Leiter hinabsteigender Mann so lange hin und her fährt, bis sein Kopf in der Schlinge ist, gefangen und hinaufgezogen. Das Rad hindert sein Beißen und schützt den Mann, wie ein vorgehaltener Schild. Man schießt ihn alsdenn gleich oder läßt ihn nach dem Hofe bringen und mit Hunden hegen. In der Gefangenschaft ist er überhaupt feige und furchtsam. Im Jahre 1792 wurden bei Oberpahlen, im Februar in einer solchen Wolfegrube in einer Nacht drei Wölfe auf einmal gefangen und gleich erschossen. Ein andermal wurde einer lebendig herausgezogen und mit mehreren Hunden gehegt, die ihn bis zur Ermattung peinigten. Anfangs wehrte er sich

aus allen Kräften, aber seine Feinde waren ihm zu überlegen. Er stellte sich todt und der General Patkul, der mit seinen Packern die Heze anstellen ließ, befahl die Hunde wegzubringen. Kaum merkte der Wolf Lust, so lief er mit langem Halse davon. Die Hunde erreichten ihn bald wieder, und zwei Schüsse machten ihm endlich den Garaus. Die Packter sind eine besondere Art dickköpfiger starker Hunde, welche besonders auf der Bärenjagd gebraucht werden. Sie sind während im Anfall und verbeissen sich in dem gejagten oder gehehten Thiere dergestalt, daß man nur das Weiße im Auge sieht, bis sie darüber einschlafen, und nicht anders als durch Kneipen in den Schwanz, und durch Reiben der Zähne mit Eis und Schnee von ihrem Feinde abzubringen sind. — Der Major Baumgarten erlegte einst einen Wolf auf folgende Art: er merkte und fand seine Spur, setzte ihm zu Pferde von 10 Uhr bis halb zwei am Tage nach, hatte ihn einzigmal ereilt, aber er gieng ihm wieder durch. Endlich paßt ohnweit einem Baune sein Hund den Wolf, der aber seinen Angreifer bald unter sich hat. Major Baumgarten hatte ein Scheidemesser mit einem silbernen Stiele bei sich, hobte es heraus, stieg vom Pferde, paßte seine Zeit wohl ab und stach es dem Wolfe in den Baus. Als dieser den
Stich

Erlich fühlt, läßt er den Hund loß, und wendet sich gegen seinen neuen Feind. Allein der Hund, der nunmehr wieder Lust hatte, pakt den Wolf aufs neue an. Ein zweiter Messerschnitt nach dem Herzen zu macht, daß der Wolf zurückfährt, einigemal jukt, die Zunge heraustrickt und zappelnd niederstürzt. Ich würde diese ganze Erzählung für ein Jägerstück aus der Rubrik der Auffschneidereien halten, wenn ich den Major nicht als einen Mann von Muth und Entschlossenheit gekannt hätte. — Aller Mühe aber ungeachtet, kann man die Wölfe der vielen Wälder und Moräste wegen doch nicht ausrotten, daher auch die allermeisten Gutsbesitzer darin sehr lässig sind, und sich lieber jährlich eine Menge Pferde, Kühe, Ziegen, Schaafe, Kälber und Hunde wegholen lassen, als daß sie zur gänzlichen Ausrottung dieser gierigen Räuber gemeinschaftliche Sache machen sollten.

Bären giebt es ebenfalls in den düstern Wäldern, aber nicht in solcher Menge als Wölfe. Man unterscheidet zweierlei Arten derselben, die kleinern und größern. Diese sind feltener als jene, weit furchtsamer und weniger grimmig. Wenn der Bär nicht geschlagen, oder sonst böse gemacht wird, fällt er selten Menschen an. Ohne Rettung verlohren ist aber der, welchen die Bärin über dem Raube ihrer Jungen antrifft,
er

er wird an der Stelle zerrissen oder tödtlich verwundet. Sonst macht er sich lieber an andere Thiere, am liebsten an Kühe und Pferde. Oft verwüsten sie ganze Haferfelder, da sie die Aehren Büschelweise mit den Vordertagen fassen und mit dem Maule abstreifen, denn der Hafer ist nächst dem Honig ihr Leckerbissen. Das sicherste Mittel gegen ihren zerreißenden Angriff ist, daß man sich vor ihnen demüthigt, sich nieder auf die Erde wirft und todt stellt. Dabei muß man aber den Athem an sich halten, denn der Bär betastet den Daliegenden hinten und vorn, beschnüffelt ihn und horcht genau, ob der Athem geht. Spürt er noch den kleinsten Hauch, so ist man in Gefahr, sein Leben zu verlieren. Im entgegengesetzten Falle, geht er davon und läßt den Menschen unbeschädigt liegen. Den Angriff thut er gewöhnlich stehend mit den beiden Vordertagen. Zuerst packt er den Kopf an und zieht die Haut mit den Haaren über die Ohren, dann beißt er an. Oft vertheidigt er sich bloß ohne die Absicht zu haben, den Menschen zu erwürgen, wie ich das einst bei einer Bärenhege sah, da einer seinen Wärter, der ihn auf die Hegebahn führte, gleich als ob er es merkte, daß dieser es sei, der ihm seine Quaal bereite und schon mehrmal bereitet hatte, bei der Brust packte und ihn so derb schüttelte, daß der Kerl die Länge lang zu Boden fiel. In diesem Falle

erhebt er sich ebenfalls auf seine Hinterpfoten, breitet die Vorderen aus und ertheilt damit gefährliche Ohrfeigen, oder packt auch bei der Brust und rüttelt so lange, bis er glaubt, daß man genug habe. Ich werde unten hiervon ein merkwürdiges Beispiel anführen. Seine Stärke ist so groß, daß man Beispiele hat, wie Menschen von ihm fest gehalten, oder mit den Vorderfüßen erdrückt worden sind. General Pakul, der stets welche auf seinem Hofe an Ketten hielt, hatte einst einem Zähne und Klauen abbrechen lassen, und ließ ihn frei im Hofe und Garten herumgehen. Der General pflegte alle Morgen seine Pferde zu besuchen, wobei er immer die Taschen voll schwarzen Brodtes steckte, und sie damit theils zu seinem Vergnügen, theils um sie an sich zu gewöhnen, fütterte. Die Ueberbleibsel bekam dann allemal der Bär, wenn er ihm begegnete. Einst hatte er noch wenige Crumen nur bei sich, die er dem Bäre in seinen aufgesperrten Rachen steckte. Dieser, dem die Brocken wie nichts sind, hält die Hand fest, und fängt mit seiner scharfzungen so nachdrücklich zu lecken an, vielleicht aus Gutmeinen und Dankbarkeit, daß der General es vor Schmerz nicht länger aushalten kann, sondern aus allen Kräften mit der linken Hand auf seinen Kopf zwischen die Ohren zu schlagen anfängt. Der Bär steht auf den

den Hinterbeinen, und es erhebt sich ein förmlicher Kampf zwischen ihm und seinem Herrn. Dieser rief um Hilfe; da aber der Garten etwas entfernt vom Hofe lag, so hörte niemand sein Schreien. Das Blut machte den Bär noch lästerner, er fängt stärker zu lecken und zu saugen an, so daß der General seine Rechte für verloren hält und, — das einzige Mittel, sie etwa noch zu retten, — sie ihm tiefer in den Nasen hineinsteckt, so daß die Zunge die Uniform leckte. Als ein starker Mann verdoppelt er die Schläge und das Schreien, und hält den Kampf so lange aus, bis ihm die linke Hand ermüdet, und endlich jemand zu seiner Rettung kommt. Die rechte Hand war ganz blutig und fast, besonders am Ballen des Daumens, bis an die Pulsader aufgelaugt. Die Bestie wurde zwar erschossen, indessen behielt der General eine große Narbe auf seine Lebenszeit. — Auch hat man Beispiele, daß der Bär Bäume, auf die man sich retirirt hat, mit der Wurzel herausreißt, auch wohl selbst hinauf klettert, und wehe dann dem, der oben sitzt. Gewöhnlich bringt er 3 bis 4, auch bisweilen 5 Junge zur Welt und lebt 20 bis 25 Jahr. Man fängt sie oft jung, erzieht sie mit Milch, geschrotener Gerste, Kohlblättern und Fleisch, läßt ihnen etwa im dritten Monat Klauen und Zähne abbrechen, macht sie zahm und läßt sie frei herumlaufen. Dies
ist

ist aber immer gefährlich und man thut besser, wenn man sie an Ketten legt, es sei mit oder ohne Klauen und Zähne. Jung ist der Bär ein äußerst possierliches Thier, mit dem man tausend Spas haben kann. Er tanzt, nimmt Ströcke ins Maul und in die Vordertagen, hebt sich damit in die Höhe und macht drollichte Sprünge und allerhand Grimassen. Das Tanzen, welches unsere Bärenführer für eine große Kunst ausgeben, ist ihm natürlich, dabei ist er ein sehr neugieriges Thier. Er hebt sich gleich, wenn er etwas von weiten hört oder sieht, auf die Hinterpfoten, und schaut sich um, klettert auch wohl mit der Kette am Halse, die er zwischen den Vordertagen fest hält, auf dem Pfahl, besonders wenn man oben ein Rad horizontal drauf gelegt hat, und macht einen langen Hals. Der Affe ist daher ein sehr schicklicher und kurzweilliger Begleiter für ihn. Schrecklich ist sein Brüllen, wenn man ihn neckt, zecht, schlägt oder hegt. Das Wasser liebt er sehr und ich sahe sie allemal mit Ungeduld zum Teiche laufen, so daß ihr Wärter sie kaum halten konnte. Sie nahmen Stricke, Halsbänder und Ketten mit ins Wasser, umfaßten sich, tauchten und plätscherten, daß es eine Lust war, und der Führer Mühe hatte, sie wieder heraus zu bringen. Die Absicht, warum viele Edelkente mit nicht geringen Kosten, Bären erziehen und halten, ist, um

um die Hunde drauf abzurichten. Dies sind jene schon benannten Packer oder Bärenhunde. Im zahmen Stande machen die Bären im Winter ihr Lager rings um den Pfahl, an den sie angekettet sind, von Stroh, und schlafen auf demselben, selbst im ärgsten Wetter, unter freiem Himmel. Ihren Unrath verscharren sie sorgfältig. Kein Hund, Henke, Gans, Schwein oder Kalb darf sich ihnen nähern, sonst wird es zerrissen. Die Pferde scheuen die Gegend und wiehern, wenn sie den Bär sehen, gehen auch nicht anders als gezwungen zu seinem Lager. Im wilden Zustande ist seine Nahrung Honig, daher er gern wilde Bienenstöcke aufsucht, Hafer, Aas, Obst und Insekten, und im Winter nährt er sich von dem Fette, das aus der zellulösen Haut im ganzen Körper kommt und von dem schleimichten Schaum, den er aus seinen Vorderpfoten saugt. Dies thut auch der an der Kette liegende Bär, frisst aber noch außers dem alles, was man ihm vorwirft. Daß er den ganzen Winter hindurch schlief, habe ich nicht bemerkt, wohl aber ist so viel gewiß, daß, so lange die Kälte dauert, er nicht aus seiner Höhle kommt. Diese macht er tief unter die Erde, zuweilen auch unter Baumwurzeln und Geshätsche, und verwahrt den Eingang dicht mit Moos, Strauch, Heu und Wurzeln. Um weich
und

und trocken zu liegen, trägt er sich vieles Laub, Moos, Heu und Kräuter ein..

Die Felle der Bären braucht man zu Pelzen, Schlittendecken, Mäffen, Mützen u. s. w. und wird eins mit 6 bis 8 auch wohl 10 Kubeln bezahlt. Vornämlich schätzt man das Pelzwert von jungen Bären. Ihr Fleisch wird von manchen gegessen, von andern aber verabschonet. Vorzüglich rühmt man ihre Schinken und Lachsen des guten Geschmacks wegen; mir schmecke te aber beides sehr widerlich und bitter. Das Fleisch sieht gekocht mehr schwarz als roth aus und kommt an Geschmack und Ansehen dem Rindfleisch am nächsten. Gemeinlich wird nur das von jungen Bären gegessen, denn der alten ihres ist wie Leder; allein man giebt beides lieber den Domestiken und Bauern zur Säztigung. Ihr Fett wird als ein Heilmittel gerühmt. Weise Bären aber, wie man in Deutschland fälschlich glaubt, giebt es in Kiefland nicht, sondern diese werden erst tiefer in Rußland gefunden. Es gehört dies so wie die Meinung, daß es dort Rennthiere gebe, mit vielen Andern unter die Vorurtheile. Vielleicht rührt es daher, weil viele der dortigen braun bepelteten Thiere, z. B. die Haafen, auch Vögel, als Raben und Krähen, im Winter weiß werden. Die Färin trägt 9 Monate, und wirft im December oder Jenner ihre Jungen. Sie führet sie

sie oft hinter sich her von einem Orte zum andern, besonders wenn sie ihr Quartier verändert, sobald sie es nicht mehr für sicher genug hält, und gefährlich ist es dann, ihr auf dieser Wallfahrt in den Wurf zu kommen. Sie hält einen jeden für den Räuber ihrer Jungen, und es gehöret große Vorsicht und Behutsamkeit dazu, dieselbe wegzufangen. Selten werden alte Bären von den Bauern gefangen, man schießt sie lieber auf der Jagd und begnügt sich, die Jungen aus dem Lager zu nehmen. Will man welche lebendig haben, so vermischt man Branntwein mit Honig und stellt ihn aus. Der Bär wittert ihn bald, frist daran, und kaum daß er ihn fünf Minuten im Leibe hat, so wird er taumelnd, und kann ohne Gefahr gefangen und gebunden werden. Junge Bären werden mit der Zeit so zahm wie die Hunde, lassen auf sich reiten, sich die Hand in den Rachen stecken und sonst noch allerlei Poffen mit sich machen, verstehen aber doch bisweilen Unrecht und suchen sich, da sie mit Zähnen und Klauen nicht mehr schaden können, durch Ohrseigen, die sie mit den Pfoten geben, oder durch Rütteln und Schütteln, und Drücken auf der Brust zu rächen. Von einem solchen zahngemachten Bären habe ich ein merkwürdiges Beispiel erlebt, woraus man auf das Gedächtniß oder wohl gar

gar Nachdenken der Thiere zu schließen berechtigt wird; doch machen einzelne Fälle noch keine Regel. Der Assessor des Oberlandgerichts Herr von Schwengelm auf Fendel ließ zwei zahme Bären auf dem Hofe herumlaufen. Einen davon sieht er einst bei dem im Hofe befindlichen unbedeckten und mit keinen Geländer eingefassten Brunnen stehen, und immer einen Stein nach den andern hineinwerfen. Er ergreift daher einen Stock, und schlägt das mit Wacker auf den Bär los, geht seinen Geschäften weiter nach und bekümmert sich nicht ferner um den Bär. Was hat indessen dieser zu thun? er geht gerade zum Hause hinein, stellt sich hinter die Thür, aus der er den Herrn hatte herkommen sehen, und wartet da müßig auf seine Zurückkunft. Herr von S. sieht nichts weniger als dies vermuthend, geht getrost zur Thür hinein. Kaum aber ist er einen Schritt ins Haus, so kommt Herr Urian hervor, hebt sich auf seine Pfoten, packt ihn auf der Brust, drückt ihn fest an die Wand, rüttelt und schüttelt ihn so derb, daß er kaum schreien kann, und zehseigt ihn nach Herzenslust, bis der Bediente ihn mit den Prügel bewillkommen. Das war Grund genug, von der erbosten Bestie in der Folge noch mehr zu befürchten, daher ihn der Herr von S. mit einer Kugel durch den Kopf den Abschied gab. —
Hegen

Heßen mit solchen zahngemachten Bären, habe ich sehr oft beigewohnt. Ein besonderer Liebhaber davon war der General Patkul, der zu dem Ende zehn Packer hielt, und stets zwei oder drei Bären an der Kette hatte, die er aus dem Neste hatte holen und aufziehen lassen. Wenn sie zweijährig waren, so giengen die Hezzen an. Es war dazu ein eigener freier großer Platz ausser dem Schlosse bestimmt. Jedesmal, wenn eine Heze gehalten wurde, ließ der General den benachbarten Adel dazu einladen, und es war allemal ein Fest. Gewöhnlich geschah es im Januar und Februar wöchentlich einmal, und er that sich allemal etwas darauf zu Gute, wenn die Heze gut ablief, seine Hunde sich brav gehalten hatten, und er deswegen gelobt wurde. Sobald der Bär auf dem Platze angekommen war, ließ ihn sein Führer los, und der General kommandirte gewöhnlich sogleich die Hunde, welche, jeder von einem besondern Kerl, gehalten wurden und vor stiller Wuth laut winzelten, mit dem Schwanze wedelten und blos das Weiße im Auge sehen ließen. Sultan! erscholl es, und pfeilschnell fuhr der Packer nach dem Bären, ohne einen einzigen bellenden Anschlag zu thun. Er faßte ihn beim Ohr, und während der Bär ihn schüttelte und sich seiner durch Ohrfeigen und schrecklichen Brüllen zu entledigen suchte, erscholl es aufs neue: Diana! und Diana flog

flog an das andere Ohr. Jetzt wurde der Kampf schon heftiger. Der Bär erhob sich und streifte mit den Vorderfüßen über den Kopf, als wolle er die Ohren abwaschen. Betam es einen Hund zwischen die Pfoten, so gab es allemal eine Quetschung, Wunde und Blut, ohne daß seine Feinde dies achteten. Schien er den Hunden überlegen, so ward Pieriz und nach gerade Cerberus, Seraskier und die andern Hunde zum Succurs beordert, so daß sie, wie Verloquen an einer Uhrkette an des Bären Hals und Ohren hiengen, und von ihm herumgeschüttelt wurden. Keiner that dabei einen Ruf, oder packte wo anders an, ausser Cerberus, der jedesmal dem Bären zwischen die Beine fuhr und die pudenda faßte. Schrecklich ergrimmt darob die Bestie und brüllte fürchterlicher als vorher. Der Kampf dauerte gewöhnlich eine viertel Stunde, bis die Hunde den Bären überwältigten, fest hielten und niederzogen. Er machte zwar neue Versuche, auf die Hinterbeine zu kommen, wand und krümmte sich, aber schon streckten sich die Hunde längst der Erde und hatten sich verbissen. Er leuchte, brüllte und schnaubte bloß noch. Jetzt kamen die Hundeknechte herbei, zwiften und kneipten die Hunde in den Schwanz, rieben ihnen Eis und Schnee in die Zähne, und sie ließen nach einer Weile los. Der Führer
faß

fassete den Bären, und die Hunde wurden weggebracht. War aber sein Tod beschlossen, so trat der General, während die Hunde das zuckende Thier festhielten, hinzu, und schoß ihm in den Kopf, oder nach den Herzen. Mir war es allemal ein grausames Schauspiel, und schien auch andern ein barbarisches Vergnügen zu seyn. Thiere, die uns nie etwas gethan haben, so zu martern und zu quälen, einer kurzen Freude wegen, ist eine un menschliche Liebhaberei und mir fiel jedesmal dabei die leidende Kreatur ein. Einst wurde einer auf eine noch qualvollere Art zu Tode gesetzt. Nachdem er die Hunde schon eine gute Weile verarbeitet hatte, bekam er zwei Stiche mit einem Spieße, so daß die Eingeweide herausdrangen. Die Hunde hatten nun gewonnen Spiel und marterten ihn vollends zu Tode. Bisweilen hiengen 7 bis 8 solcher schrecklichen Hunde an einem Bären, und das arme Thier wußte oft nicht, gegen welchen es sich zuerst vertheidigen sollte. Es ward ganz blutig gebissen und so abgematttet und entkräftet, daß es ruhig da lag, und sich von den in ihn verbissenen Hunden festhalten ließ. Einmal wurde einer mit einem langen Stricke an einen Baum im Walde gebunden, so seiner Freiheit beraubt eine gute Weile mit Hunden gehegt und dann auf ihn geschossen. Beim ersten Schusse, der durch das
bloße

bloße Fell gieng, blieb er unbeweglich, so auch beim zweiten. Durch den dritten ward ihm die untere Kinnlade zerschmettert. Er brüllte, grub, nachdem die Hunde entfernt waren, mit den Tagen ein Loch in die Erde und kühlte sich ab, indem er den Kopf bis über die Augen hineinsteckte. Der letzte Schuß mit drei Kugeln streckte ihn endlich zu Boden. Diese martervolle Heze währete über eine Stunde. In der Wildnis sind dergleichen Jagden und Hezen weit gefährlicher, theils weil der wilde Bär grimmiger und stärker ist als der zahme, theils weil er mehr Spielraum hat. Wenn zuweilen die Hunde an ihm hängen, so drängt er sich mit ihnen zwischen zwei starken Bäumen hindurch und querscht gewiß wenigstens einen zu Tode. — Einst sahe ich einen lustigen Auftritt mit an. Ein Igel wurde mit Honig beschmiert, und den an der Kette liegenden Bären vorgeworfen. Das Bestreben dieser Bestien, den Honig abzulecken, und der Schmerz, den ihnen die Stacheln des Igels, wenn sie mit der Zunge daran kamen, verursachten, erzeugte drollische Posituren. Sie ließen aber nicht nach, da sie einmal den Wohlgeschmack des Honigs auf der Zunge empfunden hatten, wurden aber bei einem jeden Stich, den sie fühlten, aufs neue ärgerlich und boshaft. Sie gruben darauf ein Loch, wälzten den Igel hinein,

ein, warfen Erde auf ihn und setzten dann den Fu ße gedruckenen und daran klebenden Lo-
sig. Endlich wurden sie wüthend und zerris-
sen den stachlichten Feind, ob leich ihnen das
Maul darüber blutete. — Ein andermal schien
sich aber auch die Natur für die an diesen
Thieren verübten Grausamkeiten schrecklich zu
rächen. Eine Frau von Engelhardt sieht,
als eben ein Bärenführer kommt, und sein
Thier die bekannnten Künste machen läßt, mit
mehrern Gästen auf der Gallerie an der Trepp-
pe vor der Hausküch. Ihr Gemahl verspricht
dem Kerl einige Stübel, wenn er ihm erlauben
wolle, mit zweien seiner Hunde eine Lustheze
auf den Bären anzustellen. Nach einigen Bes-
dingungen, daß das Leben seines Ernährers
nicht gefährdet werde, willigt der Kerl ein,
und der Bär wird losgelassen. Wie sich das
Thier von den Hunden zu sehr geängstigt sieht,
läuft es, um sich zu retten, gerade auf die
Treppe los. Der Schrecken machte einen sol-
chen Eindruck auf die in ihrem 6ten Monat
schwanger gehende Dame, daß ihre nachher ge-
bohrne wohlgebildete Tochter alle Eigenschaften
eines Bären und nichts als die menschliche Ge-
stalt dadurch bekommen hat. Sie ist stumm,
brummt wie ein Bär, sangt ohne Unterlaß an
den Händen, zeigt keine Spuren von Vernunft,
ohngeachtet sie schon 26 Jahr alt ist, wälzt sich
lang?

langsam und plump auf den Beinen fort, schlägt, wenn sich ihr jemand nähert, wild und unbändig um sich herum, und alles entzwei, was ihr vorkommt, bäumt sich oft wild in die Höhe, sieht jedermann mit stierem Blicke an, und kratzt mit den Nägeln nach ihm. Ihre liebste Nahrung sind ungekochte Wurzeln und lebendes Gerdgel, als Lütze, Enten &c. nach denen sie mit wilder Begierde greift, sie mit den Fingern zerreißt und in ihrem Blute verzehrt, auch lange nicht den Appetit beweist, wenn man ihr gekochtes Fleisch bringt. Kleider leidet sie nur ungerne und gezwungen an sich, freuet sich zwar, wenn sie ein neues bekommt, reißt es aber bald wieder vom Leibe, wenn ihr nicht mit Schlägen gedroht wird. Sie lacht, wenn ihr ein Spiegel gebracht wird, und mag sich gern darin beschauen, steht auch oft am Fenster ihres kleinen Zimmers, und sieht sich neugierig um, was im Hofe passirt. Schon als säugendes Kind hat sie etwas wildes gezeigt, ihre Amme gekrazt, sehr zeitig Zähne bekommen, und sie damit in die Brüste gebissen, welches mit der Zeit so zugenommen hat, daß sie bald hat entwöhnt werden müssen. Noch ist sie ohne alle Religionsternisse und moralische Bildung, weil ihr Vernunft und Sprache fehlen. Obgleich sie schön ist, hat sie doch Züge der Wildheit in ihren Mienen, und ganz das Plumpe und Schwerefällige des

Varenganges, ist dabei leutescheu und gehet oft auf Händen und Füßen. Herr Hupel in seinen nordischen Miscellanen erzählt diesen sonderbaren Fall weitläufiger. Welcher Arzt oder Philosoph erklärt ihn? ausgebildet war doch die Frucht schon im Mutterleibe, da sie 6 Monat alt war. Auf den Körper hat der Schreck keinen Eindruck machen können, denn das Mädchen ist gut gebauet, wohl gewachsen, schön gebildet und blüht wie eine Rose. Aber auf den Geist. Und wie dieses? wer das erklärt, hic mihi magnus erit Apollo.

Der Büffel ist zwar eigentlich nicht einheimisch in Kiefland, kommt aber, da ihn mehrere Edelleute, die ihn als Offiziere bei der russischen Armee aus der Türkei mitgebracht haben, jetzt mit dem übrigen Vieh auf ihren Gütern halten, recht gut fort. Die größte Herde, sowohl Ochsen als Kühe, sahe ich in Oberpahlen beim General Partsch. Sie giengen mit den übrigen Kühen auf der Weide und oft in dem vorbeistießenden Flusse bis über die Hörner unter das Wasser, blieben sehr lange darin und kamen an einem andern Orte wieder heraus, worauf sie sich am Ufer sonnten. Ich habe nicht gesehen, daß sie zum Ziehen wären abgerichtet worden, wie dies in Italien, in der Türkei, Ungarn und Tirol geschieht, indem man ih-

nen

nen einen Ring in die Nase legt, und sie so zur Arbeit zähmt. Sie sind etwas größer als unsere Ochsen, alle schwarz, und auf dem Rücken und an den Knien mit dicken Haarbüscheln versehen. Sie sind, besonders die Ochsen, sehr wild und haben ein fürchterliches Ansehen. Ihre Hörner sind alle nach dem Rücken zu gebogen. Einer wird mit 80 und 100 Rubeln bezahlt. Die Haut und das gegerbte Leder sind ungemein dick und unverwundlich, das Fleisch aber ist von keinem sonderlich gutem Geschmacke. Die Kühe geben nur vom Oktober bis in den Mai Milch, die übrigen Monate stehen sie trocken. Die Milch und Futter sind ungemein fett, aromatisch und haben einen angenehmen Geschmack.

Der Luchs, gehört bekanntlich ins Katzen geschlecht, von dem er sich nur durch die Größe unterscheidet, und durch die langen schwarzen Haare, die er oben an den Ohren hat. Er ist kühner als die wilde Katze und fällt diese selbst, so wie auch Schaaf, Schweine, Hasen, Hermeline und Eichhörner an. Man findet ihn in Ostland nicht so häufig als in Liefland. Seine hübsch getiegeten Felle geben gutes Pelzwerk, Schlitten- und Pferddecken. Auf seine Beute stürzt er im Sprunge und zapft meistens an der Kehle das Blut ab. Das wilde Schwein streift ihm zuweilen zwischen dem Gebüsch und Bäumen das Fell ab. Nach der Versicherung
mehr

mehrerer Personen soll sein Fleisch, welches weiß und dem Kalbfleisch ähnlich ist, von gutem Geschmacke seyn. Sein Gehör ist fast, wie das des Wolfes, mit dem er auch in Rauben Ähnlichkeit hat, aber oft selbst eine Beute dieses unerfährlichen Räubers wird. Das Weibchen trägt nur zwei Monate und wirft gewöhnlich drei, selten vier Junge. Er wird nicht leicht über 10 Jahre alt. Die Katzen sind hier größer als anderswärts und man findet häufig wilde.

Wenn man in andern Ländern oft geglaubt und es auch nachgezählt hat, daß es in Sibirien und Ostland weiße Bären gäbe, so ist dies falsch. Aber weiße Hasen giebt es, die so wie Raben, Dolen und andere schwarze Vögel im Winter ganz weiß werden, und kaum vom Schnee zu unterscheiden sind. Es giebt zwei Arten von Hasen, die gewöhnlichen einheimischen und die sogenannten Littkaurischen. Jene sind kleiner als die in Deutschland und in andern Ländern. Ihr feines Gesicht und scharfes Gehör sind bekannt. Im Jagden thun sie allerlei Seitenfränge im Sitjak, wodurch die Hunde oft irre geführt und ermüdet werden. Ihr Haar wird im Winter ganz weiß und diese weißen Felle geben ein feines, leichtes, warmes und wohlfeiles Pelzwerk, das aber, eben weil es sehr leicht ist, nur von Frauenzimmern getragen wird. Sie sind in
sehr

sehr grosser Menge da und überaus wohlfeil, so daß man einen zu 2 3 Groschen, (15 Kopel) kauft. Seltener ist die zweite Gattung, die Litthauischen Haasen, welche sich wahrscheinlich aus Litthauen hieher verirrt haben. Sie sind nicht nur grösser und fetter als die eigentlichen inländischen, sondern bleiben auch den Winter über grau, wie bei uns. Ihre Haare und Felle werden so wenig genutzt, als der Kaninchen ihre, welche der Bauer auf ehfisch, Haushaasen nennt. Sie werden, wie an andern Orten, auch mit Hunden gehezt, doch schießen auch die Bauern viele ohne Hunde. Eine andere Art sie zu jagen ist die sogenannte Klapperjagd. Eine Menge Bauern werden aufgeboten, die einen Wald, Gegend oder Gehäge umzingeln, mit hölzernen Peügeln, Schindeln, Klappern und Geschrei Lärm schlagen, die Haasen solchergestalt aus ihrem Lager auftreiben, immer näher zusammen rücken, und sie dann todtschlagen oder schießen. Gewöhnlich spielt der Gebietsherr die Hauptrolle dabei. Wenn Jagdliebhaber in eines andern Gebiet gehen, und so viel als sie wollen, schießen, so wird das nicht übelgenommen, und selbst die Bauern können auf fremden Grund und Boden schießen. Ueberhaupt herrscht in ganz Lief- und Ehfland, die größte uneingeschränkteste Jagdfreiheit. — Die jähr:

fähliche Verminderung und sichtbare Abnahme der Haafen schreibt man nicht ohne Grund den gefräßigen Wölfen zu, welche sie im Winter fangen.

Das Elendthier ist stärker, größer und dickwüchziger als der Hirsch, in dessen Geschlecht es gehört. Es hat auch breitere und härtere Beweihe, die flach und schauflicht sind und gutes Horn zu allerlei Arbeiten geben. Weil es im Winter oftmals ein Raub der Wölfe wird, findet man es nicht mehr so häufig als ehemals. Es nährt sich von Gras, Wurzeln, Laub, Moos und Baumrinde. Sein Fleisch ist eßbar und wohlschmeckend, besonders wenn es in Essig gelegt wird. Es kommt dem Rindsfleische nahe, ist aber mürber als dieses und hat einen Wildgeschmack, daher es auch, noch mehr aber wegen seiner dicken Haut, die zu Kellern für die Reuterei, zu Jagdwesten und dergleichen, verarbeitet wird, so theuer als eine Kuh bezahlt wird. Das Leder ist so dick, fest und stark, daß keine Flintenkugel durchgeht, und keine Nässe eindringt oder es steif macht. Sie schlagen wie die Pferde mit den Füßen hintenaus und tödten mit einem Schlage einen Hund und Wolf. Sie besitzen eine bewundernswürdige Schnelligkeit im Laufen, so daß sie in einem Tage oft 40 Meilen zurücklegen, ohne einmal zu freffen oder stille zu stehen, und
auf

auf jede Stunde zwei Meilen machen. Daher mag wohl das falsche Gerücht entstanden seyn, mit dem ich einige Deutsche sich tragen gehört habe, daß es in Lief- und Kestland Rennthiere gebe, die man vor den Schlitten spanne, und welche außerordentlich schnell wären. Diese sind aber nur in Lappland und Grönland zu Hause, und kommen als eine eben so seltene Erscheinung nach Est- und Lief-land, als sie in Deutschland eine Seltenheit sind. Ein Wettrennen mit einem, das ein Samojede hielt, habe ich im Vorhergehenden erzählt. — Das Weibchen des Elend wirft im April ein auch bisweilen zwei Junge. Weil sie im Winter auf dem Eise nicht so schnell laufen können, so werden in dieser Zeit die meisten geschossen. Bei großer Dürre kommen sie auch aus den Wäldern und suchen Wasser. Noch häufiger als in Lief- und Estland werden sie in Kurland, Preussen und Pohlen gefunden.

Der Viber. Es giebt ihrer nicht allzu viele. Sie halten sich gemeiniglich an Seen und Flüssen auf, sind so groß wie ein erwachsenes Kanin und haben über den ganzen Leib ein kurzes, schwarzbraunes, weiches und glänzendes Haar, welches am meisten zu Hüten verarbeitet wird und besonders die ganz feinen Kastorhüte giebt. An manchen Theilen des Leibes haben sie ein längeres Haar, das man

zu Handschuhen und Strümpfen braucht. Sie leben von Laube und süßer Baumrinde, und werden 15 bis 20 Jahre alt. Das Weibchen trägt vier Monate und wirft jährlich eins auch wol zwei, selten drei Junge. Ihr Fleisch wird gegessen und soll ganz wohlschmeckend seyn, besonders hält man Zunge und Schwanz für etwas delikates. Zwischen den Hinterpfoten haben sie zwei kleine Beutel, worin der starke riechende dicke Saft ist, mit den sie ihre Haare einschmierern, damit das Wasser drüber wegspüle und nicht auf die Haut dringe. Er wird bekanntlich unter den Namen Bibergeil in den Apotheken verkauft und in der Medizin gebraucht. Künstlich und bewundernswürdig ist ihr Damm- und Wasserbau, wodurch sie sich ihre Wohnungen anlegen. Mit den Schneidezähnen, deren sie vier haben, zwei unten und zwei oben, beißen sie die Rinde der Bäume ab, deren Saft ihre Nahrung ist. Mit eken diesen reißen sie große und kleine Bäume aus, brechen Aeste und Zweige ab und schleppen sie mit vereinigten Kräften, an das Wasser. Man gehet es an die Arbeit. Gemeiniglich arbeiten ihrer 20 bis 30, ja wohl 50 und mehrere. Einige schaffen die Bäume herbei; andere beißen die Zweige ab, graben Löcher, stecken Pfähle ein, und durchflechten sie mit Zweigen; noch andere führen Schutt, Erde, Moos und Wasser herbei,

bei, machen davon einen Leim oder Mörtel und verstopfen damit die Oeffnungen ihres Damms, auf welchen sie ihre Wohnung bauen. Sie legen sie gewöhnlich nach dem Ufer zu oder am Seeufende an, wo sie auch ihre Hütten haben. Den Damm verfertigen sie deswegen, daß er das Wasser aufhalte und höher anschwellt, in welches sie dann zu ihrem Vergnügen aus den Oeffnungen ihrer Häuser den schuppichten Schwanz eintauchen oder selbst darin herumplätschern. Sie stellen auch dabei ihre Schilder machen und Vorposten aus, geben einander, wenn jemand kommt, ihre Signale, daß sie in Gefahr seyen und fliehen sollen. Plötzlich tauchen sie unter und kein einziger ist mehr zu sehen. Mehr von diesem künstlichen Thiere findet man fast in jeder Naturgeschichte.

Das Eichhorn ist zwar in Deutschland auch bekannt, aber nicht mit der Eigenschaft, welche dem nördlichen eigenthümlich ist, daß es im Winter grau wird, und dann den Namen Grauwerk bekommt, welches ein bekanntes schönes Pelzwerk giebt, und theuer bezahlt wird. Aus den längsten Haaren ihrer Schwänze macht man Mahlerpinsel. Sie sind ziemlich häufig, und im Sommer rothgelb mit einzelnen weißen Haaren. Viele werden im Winter rothgrau und nicht wie die im Handel gangbaren, silbergrau. Diesen läßt man daher auch ihre Pelze.

Pelze. Die meisten kommen aus Rußland hie-
 her, aber der Ehste versteht sie nicht zu nutzen,
 und giebt sich daher wenig mit ihnen ab.
 Eine besondere Abart davon ist das fliegende
 Eichhorn, das sonst dem vorigen ziem-
 lich ähnlich, aber weit seltener ist, und in
 Baumhöhlen lebt. Es ist kleiner als das ge-
 wöhnliche Eichhorn, aschgrau vom Farbe und
 wegen der ausgebreiteten schwarzen Haut zwis-
 schen den Füßen häßlich und ungestalt. Wer-
 möge dieser Flatterhaut springt es von einem
 Baume zum andern, oft funfzig bis hundert
 Ellen weit, jedoch mehr in die Tiefe als in die
 Höhe. Es ist falsch, daß es fliegen könne,
 es springt eben so, wie alle Eichhörner. In
 Rußland wird es häufiger als in Ehßland ge-
 funden. Das Eichhorn nährt sich von den
 Sprossen und Räschen der Firschen, vornäm-
 lich im Frühjahre. Eben davon bekommt es
 einen ganz grünlichen Roth, der so harzig wird,
 daß er am Feuer mit einer Flamme brennt.
 Es läßt ihn an die Wurzeln der Bäume fallen,
 und verräth sich eben dadurch den Jägern. Wes-
 gen ihrer dünnen Fellschen geben sie zwar ein
 weiches, aber nicht dauerhaftes und erwärmens-
 des Pelzwerk.

Unter den Vögeln Ehßlands habe ich we-
 nig ganz fremde gefunden, die es nicht auch in
 irgend einem Theile von Deutschland geben soll-
 te

te. Fast alle Geschlechter von Raubvögeln, vom Adler bis zum Sperber kreisen über den Wäldern und Flächen. Kraniche, Störche, Trappen, (?) Eulen sind hier scharenweise, und der Ueberfluß an eßbaren Geflügel, besonders an Auer-Viere und Haselhünern ist außerordentlich. Die Menge der Raubvögel hindert aber hie und wieder das Aufkommen des zahmen Geflügels, daher man nur wenig Tauben findet. Unter den Raubvögeln scheinen mir der Adler und der große Uhu die merkwürdigsten zu seyn. Der Adler giebt es zweierlei Arten, der Hasen- und Steinadler. Jener ist von sehr beträchtlicher Größe, und raubt Hasen, Ziegen und Lämmer, die er im Fluge davon führt, ist sehr stark und schwarz von Farbe, mit gelben Streifen vermischt und hat alle Jahre zwei Junge. Einst wurde bei Murms einer in einem Sangeisen, das ein Bedienter in dem nahe gelegenen Busche den Wölfen gestellt hatte, gefangen. Er maß mit ausgebreiteten Flügeln sechs Fuß, lebte noch eine gute Weile im Eisen, hatte es eine Strecke mit sich fortgerissen, und wurde mit Knüppeln todgeschlagen. Der Steinadler ist merklich kleiner, von der Größe eines Hahns, und dunkelbraun mit gelben Füßen. Er nährt sich von Kaninchen, Vögeln, Fischen, Fröschen, Mäusen und Echlangen, und zieht alle Jahre zwei bis drei Junge auf. Im Winter fliegt

fliegt er davon, weil er da diese Nahrung nicht findet. Der Uhu hält sich ebenfalls in Wäldern auf, ist von der Größe einer Gans, hat einen dicken runden Kragkopf, große, starre in Federn eingehüllte Augen, und an beiden Seiten des Kopfs einen in die Höhe stehenden Haarbusch, der ihm das Ansehen von zwei Ohren giebt, und den er willkürlich bewegen kann. Seine Federn sind gelbbraun, weiß und grau gefleckt, und seine Nahrung kleinere Vögel, Mäuse, Frösche, Eidechsen, Schlangen, junge Haasen und dergleichen. Von den Eulen entfernen sich die meisten im Herbst; immer aber bleiben einzelne zurück und wissen sich durch den Winter zu bringen. Der Europäische Eisvogel hält sich an Flüssen auf, hat die Größe einer Wachtel, ist oben blau und rötlich gefiedert und nistet im Sande an kleinen und großen Flüssen, er lebt von Fliegen und Wasserinsekten und kann von seinem dritt vordern Behen einen nach hintenzu drehen, so oft er will. Das Weibchen ist etwas kleiner.

Die Zugvögel erscheinen sehr mannichfaltig und zahlreich, doch sieht man nicht alle Sommer alle sonst da gewesene Arten; vielmehr weil diese nicht den ganzen Sommer bleiben sondern auf ihrem Zuge in den dortigen Gegenden nur gleichsam Station machen. Merkwürdig darunter scheint mir die Schnarrwachtel

tel, (oder der Wachteldwig) die ich mich in
Deutschland selten gesehen zu haben erinnere. Sie
schreit besonders des Abends unaufhörlich ihr
rähks rähks. Sumpfvogel giebt es mehr
als in einem andern Lande. Ich erwähne nur der
Schneepfen, und unter diesen ist mir eine beson-
dere Art unter dem Namen Blaubeerschneep-
fe bekannt worden, von der ich mich nicht erinne-
re, irgend etwas gelesen zu haben. Sie ist
größer als die Doppelschneepfe, von grau-
brauner Farbe, mit langen krummen Schnä-
bel. Im Herbst wird sie sehr fett und schmack-
haft. Den Namen hat sie daher, weil sie sich
von einer besondern Art Beeren nährt, die
man Blaubeeren nennt, welche viel Aehnlichkeit
mit unsern Heidelbeeren haben. Sie kommen
mit den ersten Frühlings und ziehen im Herbst
wieder fort. Ihr Nest bauen sie auf die Erde
oder in niedriges Gesträuch und legen 3 bis 4
Eier. Sie sind sehr schwer im Fluge zu schies-
sen. — Unter den Hühnerarten, welche man
mit dem Namen Wild bezeichnet, sind die be-
kanntesten: a) Der Auerhan. Er hat die
Größe eines Kalikurschen Hahns und hat schwar-
ze, graue, hier und da weißlich punktirte Federn,
gesiederte Füße und einen schönen rothen Ring-
gel um die Augen. Man kauft sie sehr häufig
und wohlfeil. Sie legen 10 bis 12 Eier und
ein großer wiegt oft bis 14 Pfund. Sie
le

leben wie die folgenden, in Wäldern, und nähren sich von Baumknospen und allerlei Waldbeeren, die sie unter dem Schnee hervorsuchen, daher sie auch im Winter hier bleiben. Auch fressen sie, besonders wenn sie zur Nahrung eingesperrt werden, Ameiseneier und Getreidekörner. b) Der Birshahn, ist um die Hälfte kleiner als der Auerhahn, sieht ihm aber sonst fast ganz ähnlich. Die Henne macht ihr Nest in dürrer Moos oder Heidekraut und baut es von Reifern. Er nährt sich von allerlei Beeren und Knospen, am liebsten von Birkenknospen, daher sein Name. Kirschen und Erbsen sind ihm tödlich. Man fängt und schießt sie auf eine ganz besondere Art, die man die Hüttenjagd nennt. Im Herbst macht man kleine grüne Hütten von Tannen oder Fichtenzweigen in pyramidenförmiger Gestalt und versteckt sich dahinein. Round in einiger Entfernung herum setzt man auf Stangen oder Bäume aufgesteckte Figuren von schwarzem Tuch oder Lumpen gemacht, welche wie Birshühner aussehen. Man nennt sie mit einem aus dem Russischen entlehnten Worte Pulwanen. Die durch den Schein betrogenen und herbeigelockten Hühner setzen sich dazu und man kann sie sehr leicht auf diese Art schießen. c) Das Hasel- und Morasthuhn, in der Größe einer jungen Henne, frisst die Knospen der Haselstauden und fast alle Arten

ten von Waldbeeren, läßt sich leicht zahm machen und in die Stuben gewöhnen. Es ist ein boshaftes, lebhaftes und trotziges Thier, das leicht zum Zorn gereizt wird, und in der Wuth nach dem Menschen springt und hackt. Es hat eine kanderweilige Stimme und gackert ohne Unterlaß. Es hat wie die vorübergehenden mit weißen Federn bedeckte Füße, ist ganz schwarz, mit einzelnen weißen Federn gestreift und hat eine Krone auf dem Kopfe. Das Morasthuhn hingegen ist weiß, wird im Winter grau und im Frühjahr wieder weiß. Alle diese Arten sind in Esth: und Liefland ein gewöhnliches Wildpret, mit dem jeder nur einigermaßen bemittelte Bürger und Landmann seinen Tisch besetzt. ^d Das Schneehuhn ist nur so groß als eine Taube, im Sommer röthlichbraun mit weißen Schwungfedern. Im Winter wird es ganz weiß und versteckt sich unter dem Schnee, wenn es einen Feind in der Nähe merkt. Es wird wenig gegessen. ^e Die Schnepfen, besonders darunter die Waldschnepfen, als die größten, die sich ebenfalls in morastigen Wäldern und Gebüsch aufhalten, haben ein delikates Fleisch und sind deswegen sehr theuer. Fasane giebt hier nicht, auch wenig Rebhühner. Man macht sich aus den letztern auch nicht viel, sondern zieht die weit häufigern Wack: und Haselhühner vor. Die Wachtel ist auch nicht gar zu häufig und ert

fernt sich im Herbst. Alle Waldhühner halten sich Kloppeweise zu 10 und 20 zusammen und machen sich im Winter im Gebüsch und unter dem Schnee Gänge. Da ihre Nahrung in Baumknospen und in Blau-, Heidel-, Preisel- und andern ähnlichen Beeren besteht und diese häufig sind; so findet man die Waldhühner auch den Winter hindurch fett. Ob sie gleich wegen ihrer Menge ein ganz gemeines Speisegeflügel sind; so ist doch die Zufuhr der erfrorenen Waldhühner aus entfernten Gegenden nach Neval, Niga, Pernau, Narwa u. sehr groß.

Unter den übrigen Sing- und kleinen Vögeln zeichne ich nur noch folgende aus. Die gemeine Taube, hält sich in Wäldern, auch in Thürmen, Kirchen und Dörfern an. Sie sind meist herrenlos, denn sie kommen gar nicht auf die Tafel, und werden wegen der vielen Raubvögel nicht allzuhäufig gefunden. Die Holztaube zieht aus Mangel an Nahrung im Herbst davon. Der Staar zieht auch hier Schaarenweise, doch immer nur in kleinen Haufen, auch kommt und geht er früh. Man hält ihn im Naturstande oder als gelehrten Schwärzer in Käfigen. Die Drosseln leben streichend und bleiben bis spät in den Herbst, ja einzelne der Ebereschen und andern Beeren wegen, auch den Winter über. Der Seidenschwanz ist ein häufiger Strichvogel. Man fängt ihn in
Mens-

Menge, und die Bauern verkaufen ihn auf die Güter und in die Städte Bündelweise für die Küche. Der Dompfaff, als ein natürlicher und gelehrter Pfeiffer, wird in Städten und auf dem Lande häufig in Käfigen gehalten. Die Schneeamern kommen im Herbste, um in Eßland den Winter zuzubringen. Man sieht sie um diese Zeit haufenweise an den Landstraßen und fängt ihrer viele für leckere Lische. Im Frühlinge ziehen sie, doch bleiben einzelne den Sommer hindurch hier. Diese bekommen dann statt der fast weißen Winterfarbe ein braunes mit weiß gesprieckeltes Ansehen. Die Finken bleiben, wie es scheint, den Winter hindurch alle. Nur das Weibchen des Buchfinken entfernt sich im Herbste und stellt sich im Frühlinge, des Paarens wegen, wieder ein. Die Nachtigall, sowohl die gemeine als eine größere Art, welche einige Nachtschläger (Eproffer) nennen, sind ungemein häufig, weil sie weniger gekört werden als in Deutschland. Man hält sie gar häufig in Käfigen, und giebt einem Ruffen jährlich 3 Rubel, der dann alle Morgen und Mittage kommt, und sie das ganze Jahr hindurch mit Würmern und Ameisenlarven versorgt. Die Bachstelzen sind bekanntlich Insektenhasser und müssen also im Herbste davon; doch bleibt der Zaunkönig, der Larven und Insektenier aufzusuchen weiß.

Die Amphibien sind im Norden und mehrin auch in Eshland, nicht so zahlreich als in warmen Ländern. Von den Einneischen giebt es dort nur wenige Gattungen und Arten. Die kriechenden sind weder so zahlreich noch so giftig als unter dem heißen Himmelsstriche. Alles Folgen des rauhen Klimas und der flachen Lage des Landes. Ich bemerke blos folgende: Die kleine Schildkröte hat man bei Narwa am Seestrande und am Ufer der Narowa gefunden; es ist also wahrscheinlich, daß sie auch an andern Orten zu finden sind. Der Frosch ist zwar auf allen nassen Wiesen und Morästen ziemlich häufig, aber er hat das Sonderbare, daß er nie quackt. Sehr selten findet man den kleinen grünen Laubfrosch. Die gemeinen Vipern und Ratter wird in Wäldern ziemlich häufig gefunden, sie ist aber nicht so schädlich als die Kupferschlange und schwarze Ratter, welche zwar nur sparsam gefunden wird, aber die giftigste aller hiesigen Schlangen ist. Die Bauern haben folgendes Mittel wider den giftigen Schlangentisch im Gebrauch und bewährt gefunden. Sie graben den gebissenen Fuß in frische sandige Erde. Nach einer Stunde räumen sie die Erde weg, und wenn der Geschwulst sich noch nicht gelegt hat, so graben sie den verletzten Theil von neuem ein, so lange bis die Heilung erfolgt. — Neunaugen
wee

werden sehr häufig in der Narowa, und im Kogelschen Bache am Ausflusse in die Ostsee gefangen, marcinirt und weiter verschickt. Sie sind äusserst wohlfeil.

Die Gewässer des Eshländischen Gouvernements liefern eine sehr große Menge Fluß- und Seefische. Sie sind daher ungemein wohlfeil, und man hat unter ihnen wegen ihrer Mannichfaltigkeit täglich die Wahl. Eben deswegen, und weil sie gar keinen Aufwand verursachen, sind sie eine allgemeine Speise, und die gewöhnlichste Nahrung selbst der ärmsten Bauern. Auf dem Lande hat man sie mehr frisch und lebendig als in den Städten. Nur im Sommer kann man sie in denselben jederzeit frisch haben; im Winter aber werden die meisten gefroren gebracht, und Fuderweis rasselfhart verkauft. Da nur wenig bemittelte und geizige Häuser todte Fische kaufen, so sind des Winters in Städten die lebendigen ziemlich theuer. Die Eshländer haben eine eigne Art zu fischen. Nasser der gewöhnlichen mit Hasmen, Angeln und grossen Netzen, fahren sie zweimal des Jahres, im Frühling und Herbst, den halben April, Mai und September hindurch in der Nacht mit Bötten, auf welchen Feuer unterhalten wird, zwei und zwei zusammengebunden, auf der See herum, und stoßen mit langen Hacken, an denen nach Art der Anz

Angeln Wiederhaken unten angebracht sind, nach den Fischen. Der Fang ist oftmals reich und das ganze Schauspiel sehr lustig und unterhaltend, denn es wird auch der Dudsack, der überhaupt bei keiner ihrer Vergnügungen fehlen darf, dabei gebraucht. Die vielen Feuer verbreiten eine solche Röthe am Himmel, daß man dieselbe, gleich einem Feuerzeichen, mehrere Meilen weit sieht. Die gewöhnlichsten Fischarten, welche auf die Tafeln kommen, sind der Dorsch, Hal, Quappe, Butte, Steinbutte, die oft über eine Elle groß gefangen wird; der Bars, Sandart, die Makrele, welche etwas Heringsartiges hat; der Lachs, der sehr häufig und fast in allen Strömen gefangen wird, und darunter man den Kigischen und Archangelschen für den besten hält; die Stinten, welche an den Küsten der Ostsee in ungeheurer Menge von Strandgängern und Strandbauern, für welche diese Fischerei ein ansehnlicher Erwerbszweig ist, gefangen, häufig mit andern kleinen Fischarten vermengt, an der Luft getrocknet, und in Mattsäcken nach entlegenen Landgütern und Städten gebracht werden; der Weissfisch, welcher besonders im Herbst aus dem Finnischen Meerbusen sehr zahlreich in die Flüsse geht, in eignen Verzäunungen häufig gefangen wird, und auf allen Fischen ein beliebter Fisch ist; der Hecht, der nicht

nicht selten 2 Ellen lang gefangen wird; (ich sah einmal einen solchen, der beim Aufschneiden noch 6 Weissfische im Magen hatte, davon 2 schon zur Hälfte verdaut waren,) die Schleien, Karauschen und Braxen. Man fängt sie theils in der Ostsee, theils in stehenden Landseen und Flüssen, und isst sie bald frisch, bald gesalzen, bald getrocknet, bald geräuchert, wie z. B. den Lachs und Hecht. Die Karpfen werden nur auf wenigen Gütern als eine Seltenheit in Teichen gehalten. In Flüssen oder Seen findet man sie gar nicht. Desto häufiger wird der Aal gegessen.

Noch muß ich drei besondrerer Arten gedenken, weil diese die gemeinsten und wohlfeilsten sind, und die Hauptnahrung der Bauern ausmachen. 1) Der Strömling. Er ist eine kleine Heringsart der Ostsee, und wird auch im Ladoga und in den Karelischen Seen gefischt. Man fängt sie in ungeheurer Menge am Ostseestrande und kauft einige Hundert für 10 bis 12 Kopecken. Sie sind ein hauptsächlichlicher Erwerbszweig für die Strandbauern und eine so gemeine und beliebte Speise derselben, daß sie für Winterprovisionen von Strömlingen mehr als für Vorrath von Getreide und Brod sorgen, weil sie sich lieber ohne Leckerer, als ohne diese Fische, die ihrem Tische alles sind, behelfen. 2) Der Källoströmling.
Eine

Eine Art vom erstern, nur kleiner und zarter. Bei Baitschport und Reval werden sie am häufigsten gefangen. Sie sind so weich, daß man sie mit Rückgrad und Gäten isset, haben die Größe der Ehrigen, und wenn sie mit Gewürz und Lorbeerblättern eingemacht werden, im Geschmack viel Ähnlichkeit mit den Sardellen, dafür sie auch in vielen Häusern gelten. 3) Kebabse, (aus dem Chinesischen Kábus,) ebenfalls eine Art Heringe, die am häufigsten im Peipussee gefangen werden. Das Tausend kauft man gewöhnlich für einen Rubel. Sie werden frisch und noch mehr gefalzen gegessen. Man will die Bemerkung von ihnen gemacht haben, daß in den Gegenden, wo sie am meisten gegessen werden, der Bandwurm häufiger als anderwärts seyn soll.

Der Fischfang gehört mit unter die angenehmsten und beliebtesten Vergnügungen der Ehiländer. Selten wird man am Strande der Ostsee oder an den Ufern eines Landsees und Flusses, besonders in der Nachbarschaft von Städten spazieren gehen, ohne hier und da einzelne Menschen oder ganze Truppen und Gesellschaften von Deutschen und Ehilen fischen zu sehen. Und weil der Fischfang, so wie die Jagd, ein vorzüglicher Nahrungsweig und Erwerbsmittel des Landes sind; so wird auch in vielen Kirchen, um einen reichen Fischfang und
ges

gesegneten Strand gebeten. Unter dem letztern versteht man auch wohl den Wunsch, daß viele Erisse stranden möchten, da das Strandrecht für Edelleute und Bauern sehr einträglich ist. Auf einigen Inseln und in mehreren Kirchspielen, die an den Finnischen Meerbusen stossen, herrscht der sonderbare Gebrauch, daß, ehe der Fischfang geschieht, der Prediger nach der Manier des heiligen Antonius von Padua, öffentlich eine Fischepredigt halten muß, um durch seine kräftige Fürsprache und seinen Segen zu machen, daß man eine große Menge Fische beschlesse. Die Bauern setzen auf dergleichen Strandpredigten ein großes Vertrauen, und wenn der Fang dennoch nicht reichlich ausfällt, so glauben sie, daß nicht kräftig genug gebetet worden sey. — Die verschiedene Arten der Jagd, Wolfs-, Fäcens-, Klapper- und Hüttensjagd habe ich schon beim Thierreiche beschrieben, daher ich nur noch etwas von den hiesigen Insekten erwähnen will.

Eine der schlimmsten Arten sind die sogenannten Larakenen, eine mit einem russischen Namen belegte Schabe oder Hauskäfer mit halb verhärteten Flügeldecken, deren man zwei Sattungen, nämlich große und kleine findet. Sie sind eine Plage vieler, besonders der gemeinen russischen Häuser und der Eisten längst dem Finnischen Meerbusen, vornämlich in der
Ges

Gegend bei Narwa. Ihre Vermehrung und Ausbreitung wird besonders durch Unreinlichkeit des gemeinen Kuffen und Eßten befördert, und durch Kälte und Keuschheit großer, mit Hausrath nicht überladener Zimmer, gehindert. Der Mehlkäfer wird in manchen Jahren nur sparsam angetroffen; in andern verdirbt der Engerling viele Getraideurzeln und der Käfer verwüftet das Laub verschiedener Bäume. Der Spekkäfer ist fast in allen Häusern, doch wenig schädlich; desto schlimmer der Schlupfkäfer in fünferlei Arten und unter diesen vornämlich der Mehlkäfer, dessen Larve in vielem Mehle so häufig ist, daß es durch Siebe gesüßelt werden muß, und doch aus Gewohnheit ohne Eckel genossen wird. Der Kornkäfer kann den Namen nach bekannt. Denn da alles Getraide in Liegen gedörrt wird, so ist ihm die Spalze zu hart, und er kann daher wenig Schaden anrichten. Das für aber richtet der Kornwurm, eigentlich eine Raupe im das Geschlecht den Ketten gehörig, auf den Roggenfeldern fast alle Jahre desto größere Verwüstungen an. Er frißt im Herbst und Frühjahr das junge Roggengras Erichweise fahl von der Erde weg, daß die Felder, wie verbrannt ansehn, und zerstört in manchen Jahren ganze Herden. Er hat ein sehr zähes Leben, denn nach einigen gemacht

machten Versuchen tödtet ihn nicht einmahl das Tabacköl, welches doch allen Insekten tödtlich ist. Er zernagt im Nothfall auch die Roggenbrenner. Man hat zwar im Nevasschen Intelligenzblatte und in den Schriften der Petersburgischen freien ökonomischen Gesellschaft verschiedene Mittel gegen ihn bekannt gemacht; allein man hat sie entweder noch nicht angewandt oder unwirksam befunden, denn noch ist den Zerstörungen dieses schädlichen Insektes kein Einhalt gethan worden. — Die Haus- und Feldgrille ist hier häufiger als in Deutschland. Für die erstern hat der Ehste eine besondere Vorliebe und Ehrerbietung, und wird nie eine tödten, wenn auch sein Haus davon wimmeln sollte. Die Bettwanze ist eine Plage vieler Häuser im ganzen Gouvernement. Reinliche und geräumige Zimmer haben im Ganzen den Wanzen immer noch mehr als alle angewandte künstliche Mittel bisher widerstanden. Unter den Schaben sind die Kleider- und Pelzmotten die allerbeschwerlichsten, denn sie sind in manchen Sommern so häufig, daß man selbst durch die sorgfältigste Aufmerksamkeit die Winterkleider und das Pelzwerk kaum gegen diese nagenden Feinde verwahren kann. Die gemeine Mücke ist in den waldigten und morastigten Gegenden Ehlands, besonders auf dem Lande überaus
 be

beschwerlich. Es giebt darunter eine größere Gattung, deren Stich äußerst empfindlich ist, und große Weiden verursacht. Fast jeder Spaziergang wird einem durch dieses Insekt, besonders in den schönen hellen Abenden, verleidet. Sie sind so häufig, daß ihre Puppen, die sie in stehende Seen und Pfützen legen, eine vorzügliche Volksheile des zahlreichen Wasserkrautflüglers sind. Eine andere Gattung ist die nach dem Russischen benannte Moskete, ein fischähnliches Insekt in Morästen und morastigen Wäldern, deren sich Menschen und Thiere kaum erwehren können, und deren Stich ebenfalls sehr schmerzt. In Sibirien verschleiert man der Moskete wegen das Gesicht mit einem in Birkenrinde getauchten Netze. — Von den Spinnen hat man bis jetzt 17 Arten bemerkt. Das Gewebe derselben brauchen die Bauern häufig, als ein Mittel gegen Verletzungen von Verwundungen. Sie legen das Spinnengewebe bloß auf die verwundete Stelle und wiederholen das Auslegen so lange, bis sie geheilt ist. Uebrigens sind nur wenige Arten der Insekten sehr zahlreich, die meisten dagegen nur sparsam anzutreffen. Der Schaden, den die Haushaltungen von ihnen leiden, ist daher nicht sehr groß, um so mehr, da man mehrere Schadeninsekten, viele Korn-Gras- und Baumverwüster bisher noch nicht be-

bemerkt hat. — Aus der Klasse der Gewürm- und Schaalthiere, nenne ich blos den Blutigel, den Afterswurm, die Flußperlemutter und den Bandwurm. Der Blutigel wird beinahe in allen stehenden Gewässern angetroffen, und macht einem das Baden eben so beschwerlich als gefährlich. Das Leben dieser Geschöpfe ist so zähe und dauerhaft, daß man sie nach Sibirischen Erfahrungen hat ins Eis einfrieren lassen, und sie so für medizinischen Gebrauch erhalten hat. Bei der Anwendung derselben huet man ein Stückchen Eis ab, und legt es auf die Haut des Kranken, da denn beim Schmelzen des Eises die vorhandenen Igel gleich saugen. Der Afterswurm wird in den Eingeweiden vieler Kinder und auch mancher Erwachsenen gefunden. Von dem Bandwurme habe ich schon bemerkt, daß er besonders häufig in den Bewohnern am Pezrussee, selbst in den Eingeweiden mancher Brandweintrinker, auch bisweilen bei dem Hoenvieh, angetroffen wird. Perlenmutter hat man hin und wieder in einigen Flüssen, auch in Karelschen Bächen, gefunden. Ihre Perlen sind aber weder häufig noch schön. — Noch gedenke ich der Krebse. Sie sind in den meisten Gegenden ungemein groß und wohlfeil. Ich habe welche von einer halben Elle lang gesehen. Das Hundert kostet auf dem Kam

Lande, von Bauern gekauft, höchstens 10; 12 Kopeken, in den Städten etwas mehr. Sehr viele werden nach St. Petersburg geschickt, wo das Hundert mit 1 bis 2 Rubel bezahlt wird. Ein Herr von Brewern, hatte deren einst 14000 Stück fangen und in einen Fischbehälter aufbewahren lassen, um sie den folgenden Tag nach St. Petersburg zu schicken. In der Nacht spionierten einige Russen den kostbaren Vorrath aus und stahlen sie bis auf wenige weg. Karpfen sind sehr selten und daher theuer. Frösche und Schnecken werden in Ehfland nirgend gegessen, sondern als etwas eckelhaftes überall verabscheuet.

Ungeachtet Ehfland ein platter Landstrich ist, so liefert doch das Pflanzenreich trotz der Einörmigkeit des Bodens sehr mannichfaltige Produkte, und wenn das rauhe Klima verursacht, daß viele sonst gemeine Pflanzen dort nicht wachsen, so haben dagegen auch die vielen Wälder, Sümpfe, Moräste, Anhöhen und Gewässer verschiedene Alpenpflanzen, von welchen die Einwohner einen gar mannichfaltigen Gebrauch zu machen wissen, den man anderswärts entweder übersieht oder nicht kennt. Er könnte noch allgemeiner und ausgebreiteter seyn, wenn die Ehsten sowohl als die Deutschen mit der Nützbarkeit der Landesprodukte bekannter wären. Man übersiehet aber vieles Gute,

Gute, das man in Lande selbst hat, und hält sich lieber an die kostbaren ausländischen Erzeugnisse aus dem Thier- und Pflanzenreich. Das Land ist reichlich mit allerlei Arten von essbaren wilden Pflanzen gesegnet, es werden aber nur einige davon auf die Tafel gebracht. Von den vielerlei Beeren, die wild auf den Felde und in den Wäldern wachsen oder in Gärten angepflanzt werden, macht man, wie in Deutschland von den Zwetschgen, allerlei Mousse und Cäse, die bei Balwerk und Braten gegessen werden. Es giebt ihrer wohl auf 20erlei Arten. Mit den Blättern mancher Bäume, Gesträuche und Pflanzen färbt man leinene und wollene Tuche und Garne, weil die Hausfärberei eine Hauptbeschäftigung einer guten Landwirthin in Estland ist. In Absicht der sogenannten Hausmittel ist es hier wie überall. Viele sind kraftlos, unwirksam oder von abergläubischen Gebrauche, und die wirksamen sind bei dem Landmanne in unrechten Händen. — Die hiesigen Giftpflanzen, Schierling, Eisenhürlein, Lölch, Pilze, Seidelbast, Bilsen u. sind in ihren Wirkungen, weit schwächer als in wärmern Ländern, und ausser den Schaden durch Schierling hört man fast nie von Unglück durch dieselbe. Auch das sogenannte Unkraut thut wenig Schaden. Bei gehöriger Bearbeitung der Felder ist es nur sparsam

sam und das dortige Saatkorn ist durchgängig sehr rein und das Mehl weis und schön. — Die Quekwurzeln sind freilich auf den Feldern nicht sehr willkommen, allein sie haben demohingeachtet ihren Nutzen. Außerdem, daß sie als ein gesunder und schmackhafter Thee getrunken werden, dienen sie bei Mistwachs als ein zuträgliches, wohlschmeckendes und leicht zu habendes Verlängerungsmittel des Viehle, wozu sie auch von den Finnen oft, von den Chyfen aber nur selten, angewendet werden. Die Wurzeln werden klein gehakt, stark im Ofen getrocknet und mit Korn vermischet gemahlen. Das gewonnene Mehl giebt gesundes, schmackhaftes Brod und gute Mehlspelsen. — Mit den Blättern und Blumen des Abbiß färben die russischen und ehstnischen Bäuerinnen gelb. Sie trocknen Laub und Blumen stark, zerreiben beides zu Pulver und kochen dieses mit einem Aufguß von Maun. Diese Bräue färbt, wenn sie einige Tage warm stehen bleibt, wol lenes Garn und Zeug recht hübsch. Mit den Blättern des breiten Wegerich verbinden die Chyfen und Finnen frische Wunden und alte Geschwüre mit Nutzen, und mit dem Labez Kraute, besonders den Wurzeln desselben, färben viele roth.

Außer den auch bei uns bekannten Johannis, Stachel, Himbeeren, Erd- und Heidelbeeren u. s. w. giebt es noch mancherlei andere wohlschmeckende und nützliche Sorten, die ich anders wo nicht so häufig, wenigstens nicht unter diesen Namen, gesehen habe, als Blaubeere, Viehlbeere, Brombeere, Preiselbeere, Grass oder Moorbeere, Schellbeere, Mehl- und Strickbeere &c. Die Heidelbeere sind nicht in solcher Menge da als die Blaubeere, eine mit ihrer schwarze Sorte, die aber ein mehr weißes als röthtes Fleisch hat, die Säure nicht so schwarz und häufig genossen eine weniger veräuernde Kraft als anderswo hat. — Der Brombeerstrauch ist nicht so häufig als bei uns, dagegen die Himbeere in solchem Ueberflusse, daß nicht nur die Landgüter, sondern auch die Städte die so beliebte Beere für alle Tische, zu roher Speise, Eingemachten, Backwerk, Gelees u. dergl. hinreichend erhalten. — *Moss- oder Cranichbeeren*, in der Größe der kleinen Süßkirschen, dunkelroth von Farbe, eine Beere, die nur dem rauhen nördlichen Klima eigen ist, und die ich sonst nirgends als noch auf dem Broßsberge gesehen habe, so wie die Preiselbeere, wachsen in Wäldern und Morästen, tief an der Erde, und sind in solchem Ueberflusse vorhanden, daß wohl nicht leicht ein Haus gefunden wird, welches nicht einen ziemlichen Vorrath jährlich da-

von sammeln sollte. Sie bleiben auch unter dem Schnee gut, haben eine angenehme Citronensäure und werden für sehr gesund gehalten. Aus ihnen kocht man am häufigsten einen dicken Saft oder Muhs, das mit Zucker versetzt sich länger als drei Jahr hält und ganz kömlich wird. Man braucht sie außerdem noch in Ermanglung der Citronen beim Muhs, der daher eine schöne rasche Farbe bekommt, zu allerlei andern kühlenden Getränken im Sommer, zu Eingemachten, als Bratenbeisatz u. s. w. Weil sie sich auch unter dem Schnee erhalten, so findet man sie im Winter so gut, als im Herbst, da sie reif sind, und eingesammelt werden. Man kann sie auch im Schnee verscharren, und sie auf diese Art bis in die kälteste Mernde erhalten, ja der Frost macht sie noch viel milder. Die besten und mildesten sind die, welche im Frühjahr beim Wegschmelzenden Schnee in den Wäldern gesammelt werden. — Schellbeere und Stachelbeere, erstere die gelbe Himbeere, letztere hat mit der Johannisbeere Ähnlichkeit, und heide wachsen auf niedrigem Gesträuch, geben auch gekocht ein wohlschmeckendes Muhs. — Die Mehlbeere, von andrer Gattung als in Deutschland, denn sie ist rund und nicht wie diese länglicht, auch mehr saftig. — Die Preiselbeere nennt man durchgehends Strichbeere; sie wachsen in sandigten Wäldern und Mooren auf einem

nie

niedrigen, dem Buchsbaum ähnlichen Strauche. Sie sind wohlschmeckend und geben ein gutes Muhs oder Saft zu Backwerk. — Maulbeere nennt man in Eßland eine Art Erdbeere, die dunkelroth und vollsaftiger als die gewöhnliche Walderdbeere ist. Es giebt auch eine gelbe Maulbeere, die sehr gemein in Mooren wächst. Die reifen gelben Früchte, die sich im Schnee verscharrt, bis zum kommenden Herbst erhalten, sind hier ein beliebtes Naschwerk, und dienen zu Gebäckem, Brästen u. dergl. Die fast reifen röthlich gelben Früchte werden häufig mit Zucker eingemacht. Sie haben Aehnlichkeit mit der Schellbeere. — Aus der Beere des Wegedorns verfertigen sich die dortigen Mähler allerlei Saftfarben und mit der Rinde färben die Eßstinnen. Sie schälen sie ab und bedecken sie mit jungen Grase, bis sie in Fäulniß übergeht, worauf sie dieselbe trocknen und zerstoßen. In Wasser mit Haun gekocht färbt sie wollene Garne und Zeuge gelb, und wenn sie das gelb gefärbte Zeug in eine starke Aschenlauge tauchen, so wird es roth. — Die Faulbeere, von einem den Pflaumen ähnlichen Baum, mit dessen Blättern man grün und mit der Schale recht schön braun oder gelb färben kann, giebt zerstoßen und Brandewein darüber gegossen, dem letztern die Farbe und den Geschmack von Persico oder Kirschbranz

dewein. Die Holunder, oder wie man sie nennt, Fliederbeere, benutzt man fast gar nicht. Blos zum medicinischen Gebrauche kocht man sie hier und da ab.

Den Schierling kennen fast alle Bauernjungen. Wenn das Rindvieh im Frühjahre davon frisst, so schwillt es und manches krepirt auch davon. Giebt man aber dem erkrankten Viehe Milch, in welcher Butter zerlassen ist, so wird es meistentheils gerettet. — Seidelbast wächst nicht sehr häufig. Viele Bauern kennen die ägende Kraft der Rinde, welche jedoch weit schwächer als in wärmern Ländern ist. In langwierigen hartnäckigen Krankheiten nehmen die Echten 8 bis 10 Beeren in Branntwein, die heftig abführen und meist gute Wirkung haben. — Der Nordbeerstrauch wird überall in Wäldern gefunden, doch nicht so häufig, daß die gewürzhafte Frucht in allgemeinen Gebrauch kommen könnte. — Die Echorien wachsen sehr häufig wild, und weil ihre Wurzeln auch hier von vielen zum Kaffeezusatz genutzt werden, so werden sie deswegen in mehreren Gärten kultivirt. — Von den jungen Nesseln kocht man, selbst in guten Häusern, im Frühjahre die ersten grünen Suppen und sie werden sogar in Städten theuer gekauft. — Mit den giftigen Eigenschaften mehrerer Schwämme, besonders des Flegenschwammes sind die Bauern sehr gut

gut bekannt, daher sie ihn beim Einsammeln der essbaren Schwämme, die man gewöhnlich Champignons nennt und gut einzumachen versteht, zu vermeiden wissen. Außer den gewöhnlichen Blätter schwämmen giebt es in den feuchten Wäldern, Gebüsch und Sämpfen noch gar mancherlei andern Arten, und fast alle in reichem Ueberflusse. Sie sind meistens theils, bis zu einem gewissen Alter, weniger schädlich als in heißen Ländern. Da sie eine ganz gemeine Speise sind und fast auf jeden Tisch kommen, so werden sie in erstaunlicher Menge gesammelt und in Städten und auf dem Lande verkauft. Man hört äußerst selten etwas von ihren schädlichen Wirkungen, theils wegen der festen Natur der dortigen Menschen, theils weil die Kräfte der giftartigen nur sehr geringe sind, theils weil sie die übliche Zubereitung und der häufige Genuß unwirksam macht. Auf gute Tafeln kommen nur bekannte, junge, sehr reine, und unverdorbene Schwämme, mit Del, Essig, Zwiebeln und Pfeffer zubereitet; der gemeine Mann aber röstet die Schwämme auf Kohlen oder bratet sie in Fett, oder bereitet sie mit scharfen Essig zu. — Uebrigens findet man noch in grosser Menge und ganz wild auf Feldern und in Wäldern: wilden Ackersenf, keine Art unächten, sehr beissenden Senfs, der aber doch zu Brühen, Molkem etc. gebraucht wird.)

wird,) Ehrenpreis, Niech, oder Mariengras, Bethonien, Skordien, Baldrian, Warden, radix angelica. wilde Krausmünze, Bitterklee, Bitterfüß, Passinat, Wiesenkümmel, Värenklau, Sters, (ein übliches Kohlkraut, Raienblumen oder *lilium convallium*, Sauerampfer, *Rhapontika*, (eine Art unächter Rhabarbar, davon man, wenn sie das Blut reinigen soll, eine sehr starke Dosis nehmen muß, und von denen jungen zarten Blättern man im Frühjahr eine wohlschmeckende und gesunde Suppe kochen kann,) Kalmus, Chamillen, Wintergrün, Sommerklee, Haselwurz, Tollbeere, Anemonen, Wiesenraute, Hahnenfuß, Edrauch, Farrenkraut, Fünffingerkraut, Quendel, Kresse, Hedewich, Storchschnabel, wildes Geniste, Gentianelle, Johanniskraut, Melothen, wilder Knoblauch, Löwenzahn, Weißfuß, Körbel, wilde Rosmarin, Allant, Schafgarbe, Worcheln, sowohl schwarz als weiß, wilde Salbei, ächter und unächter Schachtelhalm, Stiefmütterchen, Fuchsschwanz, Kannenkraut, Tausendgüldenkraut, Vermuth, und noch viel mehr Kräuter und Gewächse. Das Weilchen findet man selten und hat fast gar keinen Geruch. Melonen und Arbusen oder sogenannte Wassermelonen werden häufig, besonders von den Russen in und bei den Städten, so wie fast alle Kürben- und Sargtengewächse, nur nicht so schön und saftig wie in

In Wärmern Ländern, gezogen. Spargel habe ich dort mehr als in Thüringen gesehen, selbst Petershocken und Ananasse ziehet man hier und da in Treibhäusern. Kürbisse weis man nicht zuzubereiten, man zeugt ihrer daher wenig. Da ich kein Botaniker bin und hier auch keine Floram Ehstonicam geben will, so wird mir der Leser verzeihen, daß melke Kräuterrubrik so dürre ausgefallen ist. Ich wolte blos zeigen, daß Ehstland von der Natur so wenig, als andere Länder vernachlässigt worden sey.

Von den Bäumen und Holzarten führe ich blos folgende an: die Linde wächst zwar in allen Wäldern, doch bei weiten nicht so häufig, als der starke Verbrauch des Holzes für Künstler und Handwerker, der dicken Rinde zu Wagentörben, Kisten und andern Behältnissen; des Bastes zu Matten und Bastschuhen der armen Russen und Ehsten, erfordert. Man sieht daher nur in alten Prachtgärten große und schöne Lindenbäume. — Die Weide ist ein seltner Baum. Man siehet sie blos hier und da bei einigen Gütern in Alleen, wo man sie Fremden als eine Seltenheit zeigt; Weidensträuch aber wird in Menge gefunden. — Die Eberesche und Espe sind dafür desto häufiger; und die Bäume der erstern, die vom Froste nicht abfallen, halten im Winter einzelne Drosseln und andere Zugvögel in jenen Gegenden zurück.

Wach:

Wachholderbäume, Gesträuch und Beeren giebt es in ungeheurer Menge, man weis aber weder Saft noch Del davon zu pressen, sondern braucht sie blos zum Räuchern und in Küche und Keller. — Wilde Aepfelstämme findet man hin und wieder und verfest sie in Gärten, wo sie veredelt werden. Manche Bäurinnen trocknen und zerreiben das junge Laub, um mit demselben roth zu färben. Sie kochen es in Wasser, weichen in die lauwarme Brühe ihr selbstgefärbtes gelbes wollenes Zeug oder Garn, lassen es einige Tage darin liegen, und es nimmt eine hübsche rothe Farbe an. — Ein sehr gewöhnliches und das allerbeste Brennholz ist die Birke. Es giebt ganze große Wälder von Birken, deren schönes Grün und blendend weißer Stamm einen ungemein angenehmen Ausblick gewähren, und deren hervorbrechende Knospen und jungen Blätter im Frühjahre den schönsten Wolgeruch in der ganzen Gegend bis zu den Gütern und Dörfern verbreiten. Sie ist nebst der Fichte und Tanne, (die man dort Gränbäume nennt) der allgemeinste Waldbaum und vertritt die Stelle der Eichen und Buchen, die selten und meist von schlechtem Wuchse sind. Sie ist ganz für das nördliche Klima und von sehr mannichartigem Nutzen. Ausser dem Gebrauch des Holzes zum Heizen, Schnitzen, Hauen &c. und den mancherlei Vergnügungen, die man sich

sich mit seinen Zweigen und wohlriechenden Laube bei festlichen Gelegenheiten macht, ziert der Baum, der die Schwere verträgt, die meisten Gärten der Edelhöfe und Prediger. Mit den jungen Blättern wird schön gelb gefärbt. Man trocknet und zerreibt dieselben, und macht aus dem Pulver durch Sieden in Wasser und dazu gesetztem Alaun eine gelbfärbende Brähe. Wenn man wollenes Zeug oder Garn, das mit Kupfersittiol blau gefärbt gewesen war, hineintunkt, so färbt sich die Wolle grün. Die Finnen und hier und da auch die Echten kuriren die anfangende Wasserfucht mit frischem Birkenlaube, indem sie den Kranken nackend darauf legen und reichlich damit überstreuen. Nach einer Weile ziehet man einen starken Dunst aufsteigen, der Kranke geräth in Schweiß und der Geschwulst fällt, kehret auch nicht leicht wieder zurück. Aus der äußern zähen Rinde machen die Bauern allerlei Schachteln, Körbe, Kästchen, Gemäse, Futterale und andere zylindrische Gefäße zu Butzen, Beeren, Früchten u. dergl. Von den beslaubten Reisern machen sie die sogenannten Badequasten, womit die Badenden in den heißen Badstuben gerieben und gestrichen werden, und diekehrbesen. Im Frühjahr zapft man sehr häufig ihr Wasser ab, das einen süßlichen, etwas eckelhaften Geschmack hat, trinkt es als eine
eine

eine Erfrischung, und macht durch einen Zusatz von Franzbranntwein, Zucker, Gewürz und Citronen eine Art von Champagnerwein daraus, der Birkenchampagner genannt wird, mouffirt und einen lieblichen geistigen Geschmack hat. Die Bauern trinken auch den Birkenfaß im Frühlinge wider den Eforbut und alte Gerschwäre. — Eben so häufig ist die Erle, deren Holz den Pulvermühlen die Kehlen zum Pulver liefert. Mit der Rinde färben die Esfinnen schwarz. Sie schälen sie feisch ab, kochen sie in Wasser und werfen nach einigen Sieden einen Theil der ausgekochten Rinde weg. Darauf werfen sie etwas Hefen und Schleifschlamm hinein, und stellen den Absud an einen warmen Ort. Hier legen sie das leinene oder wollene Zeug in die Brühe, die in eine Art von Gährung geräth, und das Zeug oder Garn in zwei bis drei Tagen stark schwarz färbt. — Seltener ist der Ahornbaum, aus dem man auch, wie aus der Birke, Wasser zapft, das aber nicht so gut, wie das Birkenwasser ist. — Die Fichte und Tanne ist der allgemeinste Waldbaum, und sein immerwährendes Grün gewähret im Winter, da alles vom harten Froste starret, einen erfreulichen Anblick. Außer ihren Gebrauch zum Bauen, Heizen, Brettern und Massen nuset man ihren Strauch sehr häufig in der Stadt und auf dem

Lanz

Landes zum Streuen in die Zimmer und Vorhäuser. Er wird kurz zerhackt und theils als eine Freude fürs Auge, theils zum Wohlgeruch, mehrentheils Sonntags früh nach dem Aufstehen herumgeworfen. Der Duft verbreitet sich durch das ganze Haus. Auch wird häufig der Weg bei dachförmigen Beerdigungen mit solchem feingehackten Grünstrauhe bestreuet. — Die Pappel findet man äußerst selten, mehr die Esche, aus deren Rinde die Finnen und Eßten bei Narwa ein Del brennen, das zu einem halben Löffel voll genommen, meist allen Krankheiten widersteht, und auch äußerlich als Salbe genutzt wird. Da sie so viel auf dieses Mittel halten, so muß es wohl probat seyn. — Von Haselnußbäumen und deren Strauch giebt es ganze Wälder. Aus den Kernen der Nüsse wird Del gepreßt. — Der Zwetschenbaum kömmt so wenig als der Wein fort, und man sieht bloß in Treibhäusern hie und da einen kleinen als eine Seltenheit. Eßholz wird an manchen Orten, obgleich wenig, gefunden; aber alle Sorten von Pflaumen, Kirscheln, Äpfeln und Birnen, worunter besonders der klare Apfel, dessen ich schon im Vorhergehenden gedacht habe, merkwürdig ist, kömmen vortreflich fort und wachsen in Menge. — Hopfen wächst zwar und kömmt auch recht gut fort, allein die wenigsten Güter legen sich mit

mit Fleiß auf seinen Anbau, und den Bauern fehlt es an Aufmunterung. Der wilde oder sogenannte Buschhopfen ist freilich aus Mangel der Wartung an Güte geringer als der im Garten, aber durch Versuche hat man gefunden, daß er, wenn er in Gärten versetzt wird, dem Gartenhopfen völlig an Stärke und Güte beikommt. Die Anpflanzung des in Ehsland so beliebten Braunschweiger Hopfens hat aber noch nicht recht gedeihen wollen, weil vielleicht das Klima derselben ungünstig ist.

So freigebig die Natur in Thier- und Pflanzenreich gegen Ehsland gewesen ist; so sparsam hat sie sich in den Mineralreiche bewiesen. Ein plattes, mehr ebenes als bergiges Land ist seiner Natur nach nicht zur Erzeugung der Mineralien geeignet, und mithin an denselben mehr arm als reich. Wenn ihm nun noch, welches hier der Fall ist, der Bergbau fehlt, so werden vollends die tieferliegenden Mineralien und Fossilien gar nicht ergründet. Salpeter, Kalk, Mergel, Quarzsand, Feldspath, verschiedene Thonarten und Ocher sind fast die einzigen bisher bekannt gewordenen Mineralien der Nevalschen Gouvernements. Beinahe die ganze obere Erdschichte liegt auf Kalk, Granit und granitartigen Gestein von der nämlichen oder ähnlichen Farbe wie jenes, auf dem die Statue Peters I. in St. Petersburg steht.

Er

Er ist dabei ganz rein und unvermischt, ohne den geringsten Beisatz fremder Steinarten, wie das obengenannte Standbild, so wie die Bekleidung der Kaps, der Wälle der Festung, der Kanäle und der schönen Werksäulen in und bei St. Petersburg, beweisen. Daher scheint mir der Granit das älteste und ursprüngliche Geshürsgerippe der Erde, und alle um ihn sich findende heterogene Steinlagen spätere Ansätze zu seyn. Ich halte diese Steinart für die Grundlage der ganzen nördlichen Halbkugel, und finde in der Natur seiner Bestandtheile Endzweck des Schöpfers, eben diese und keine andere zu wählen. Ich kann diese Hypothese freilich nicht mit gelehrten Gründen beweisen, und es ist auch hier nicht der Ort dazu. Sie ist nur das Resultat aus den Beobachtungen sachkundiger Männer über die Steinarten des Nordens.

Doch um auf Estlands Mineralien zurückzukommen, so findet man längst der Küste des Finniſchen Meerbusens von Reval bis Narwa, in den Ufern der Narowa, und in den Flächen Ingermannlands und Kareliens vielen schieferichten, graulichen oder gelblichen Kalkstein mit Korallen, Schalenwerk und anderer Meeresbrut. Auch wird hier und da röthlicher, grün gemischter Marmor gebrochen, der zu Tischen und Gesimfen, Belegen der Mauern und Tafelwerk recht gut zu gebrauchen ist.

ist. — Quarz sand, Kreide, Sand und Thonmergel wird bei Pernau, Oberpahlen und in mehreren Gegenden häufig gefunden, und in Glas-, Spiegel-, Fayence- und Porzellanfabriken benutzt. — Ziegelthon, gutes grauen Töpferthon für alle Arten Ziegeln, Ofen und Gefäße giebt es häufig und überall, so wie sandigen und mulligen Thon, grauen und blaulichen Thonschiefer, und schiefernden, mürben, graulichen Sandstein. Doch ist fester, zu Mühl- und Schleifsteinen tauglicher Sandstein noch nirgends angetroffen worden, daher man genöthigt ist, diese Bedürfnisse noch immer aus dem Auslande, oder aus Petersburg kommen zu lassen. Unter den Salzarten findet man an mehreren Orten Eisenkriothon, Alaunsalzigen Thon, Salpeterminerde, fast überall bei Ställen, unter Mistgeschütten etc. obgleich keine Salpeterhöhlen. — Steinkohlen hat man noch nicht entdeckt. Man würde sie auch wegen des Ueberflusses an Holz nicht achten, so wenig als den Torf, den man in allen Wäldern und Morästen unter dem Moos oder Rasen von 1 bis 2 Fuß tief findet. — In Vertiefungen hat man bis hiezu verschiedene Korallenarten, Muscheln und Schwämme, Kalksteine und mancherlei andere Meeresbeut gefunden, auch infructives und versteinertes Moos, vertieftes Holz, Reiser, Rinde

und

und Plätter. Gewiß wird man künftighin bei fleißigern Nachforschungen mehr Entdeckungen in den mineralischen Erzeugnissen Chilands machen. Mineralische Wasser und Gesundbrunnen sind bis daher noch gar nicht gefunden worden, und die den Aerzten angezeigte haben die Probe nicht gehalten.

Die ursprünglichen alten Bewohner Chils- und Kieflands waren die Kiewen, Letzen und Ehten. Erstere bewohnten das eigentliche Kiefland und letztere Ehtland. Ruhig und einfach, ohne mit den Künsten der Civilisation bekannt zu seyn, noch nicht gebildet durch wissenschaftliche Kenntnisse, und unbekant mit geistlicher Verfassung und einer künstlichen Formen zusammengesetzter Religion, lebten sie in ihren stillen Hütten und mildreichen Wäldern, noch nicht aufgeschreckt durch fremde Räuber, noch in ein hartes Joch gespannt von Menschen, die sich der Aufklärung rühmen und sich zur christlichen Religion bekennen, in der sie von Jugend auf zur Ausübung der Pflichten der Menschenliebe unterrichtet und angehalten werden. Vor der Ankunft der durch Sturm verschlagenen deutschen Kaufleute und nachher der Ritter und Mönche, die das Land unterjochten, sollen darin mehrere einzelne Völkerschaften, alten Nachrichten zufolge, gewohnt haben. Jetzt kennt man keine
als

als die Esten und Letten. Außer ihnen haben sonst noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts, da jene Handelsleute an der Mündung des Dünastuffes anlandeten, die Liwen und Wenden ein besonderes Volk angeschmachtet, die aber jetzt ausgegangen oder mit jenen in Eins zusammengeschmolzen sind; man weiß nicht wie und wodurch? so daß sie jetzt keinen besondern Wohnsitz mehr haben. Die Liwen, ein kleines muthiges Volk, kämpft den Ufern der Ostsee im Rigischen Gönbernesment gegen Riga und Mitau zu, waren die ersten, welche mit hartnäckigem Widerstande und unter vielem Blutvergießen die Taufe und christliche Religion annahmten, und dafür ihre Freiheit, ihr Eigenthum, ihr Leben hingaben. Auf der Insel Ruhna und in einzelnen Familien im Rigischen findet man noch einige kleine Ueberbleibsel von ihnen, die auch unter sich noch die alte Liwische Sprache reden, im gemeinen Leben und Umgänge mit andern aber, so wie in Kirchen und Schulen sich des Lettischen bedienen. Die Wenden, wahrscheinlich Abkömmlinge oder Zweige des weitläufigen Wendischen Völkerstammes, sind jetzt ganz erloschen und mit den Letten in ein Volk zusammengeschmolzen. Ihr Wohnsitz soll in der Gegend des noch jetzt übrigen Wendenschen Distrikts gewesen seyn. Die Esten, die mich
hier

hier allein angehen; haben die andere nördlichere Hälfte des Landes eingenommen, und sich in dem ehemaligen Dorpat'schen und Wernaw'schen Kreise, auf der Insel Oesel, in ganz Estland und der Provinz Altkurland ausgebreitet. Sie reden eine vom Lettischen ganz verschiedene Sprache, die ein Dialekt der ausgebreiteten Finnischen Sprache ist, und nicht die geringste Ähnlichkeit noch Verwandtschaft weder mit der Russischen, noch Lettischen, noch Schwedischen hat. In Ansehung des Ursprungs dieser beiden Nationen und ihrer Sprachen herrscht noch eine große Dunkelheit. Die Lettische scheint eine Tochter der Slavonischen zu seyn, weil noch viele Worte und die Zahlen fast alle mit dem Russischen übereinkommen. Die Estnische, von welcher einige Offiziers auch im Lande der Kalmücken haben Ähnlichkeit finden wollen, mag vielleicht mit der Finischen weiter aus Norden hergekommen seyn. Sie ist melodischer, voller und reicher als die Lettische und klingt, wenn sie gesungen wird, (weil die Diphthonge alle einzeln ausgesprochen werden,) recht angenehm.

Damals, als ein unglückliches, für das Land feindseliges Verhängniß die Bremischen Kauffahrer, Mönche und Ritter, erst die vorgeblichen Wohlthäter, nachher die Geißeln und Henker der betrogenen Einwohner, an die Küsten
N des

des einsamen noch unbekanntes Landes hinzufügte, welches nach der Meinung mehrerer Geschichtsforscher, zwischen den Jahren 1120 oder 30 geschah; standen die Chisten schon auf einer ziemlich hohen Stufe der Kultur, und waren gar nicht jene Wilden, zu denen man sie, um ihre Unterjochung zu beschönigen, gern machen möchte. Sie hatten zwar noch keine Künste und Wissenschaften, aber der erste Schritt zur weitem Ausbildung war dadurch geschehen, daß sie unter der Regierung kleiner Fürsten lebten, deren Vorschriften und Befehle in Friedenszeiten für sie Rathschläge und im Kriege Gesetze waren. Ihre Häuser waren vor übereinandergelegten Balken erbaute Hütten, wie sie es noch jetzt sind, und ihrer mehrere machten ein Dorf aus, um welches sich ihre Felder und Gärten ausdehnten. Ihre Viehheerden weideten in Gehägen, Wäldern und Wiesen, und die Jagd auf Wölfe, Bären, Elende, Füchse und Haasen gab ihnen Leder und Pelzwerk. Nebenher trieben sie längst der Küste einen kleinen Seehandel und Seeräuberei. Ihre Kleidung lieferten ihnen zahlreiche Schaafherden und der noch jetzt berühmte seidenartige Flach, mit welchen beiden Produkten die Weiber trefflich umzugehen wußten. Ihre Waffen waren Lanzen, das Versammlungszeichen zum Auszuge in die Schlacht ein auf einer Anhöhe angeordnetes Feuer. In Summa war ihre höchste gute

gute und Kurraat ihre höchste böse Gottheit, der sie noch eine Menge Berg, Wald, Erd, Luft, und Wassergeister beigeselleten. Diesen opferten sie in Hainen, auf Bergen und Heerstraßen, und ihre Priester waren ihre Wahrsager, Rathgeber und Aerzte. Freiheit und Frohsinn, der sich oft in ihren Liedern mahlte und nicht selten in wildes Jauchzen ausbrach, ließen sie nicht an die Zukunft denken, in deren schrecklichem Narhe ihre Unterjochung unterschrieben stand. Zwar bestehen sie noch als eine besondere Nation neben ihren Brüdern den Letten, aber despotische Gesetze und tyrannische Geißeln lähmen alle ihre Kraft, unterdrücken die Schwingen des Geistes und würdigen sie bis neben das Vieh herab. Einst die Leute raubgieriger Ritter und hinterlistiger Pfaffen, welche sie, in der einen Hand den Feuerbrand und das Schwert, in der andern den Rosenkranz und den Kelch, zur Taufe zwangen, sind sie jetzt mit Leib und Gut in das eiserne Joch ihres oft nicht minder furchtbaren Erbherren eingezwängt. Ihre Sprache hat man ihnen gelassen, und ihnen in derselben, welche Gnade und Großmuth! sogar Religionsbücher mitgetheilt, und zwar Bücher von derjenigen Religion, die so sehr den Geist der Bruderliebe athmet, und ihn auch ihren Verehrern empfiehlt. Man hätte mit leichter Mühe im ganzen Lande die deutsche Sprache

einführen könnten, wie man es in Preußen machte, wo nunmehr die deutsche Sprache die ursprüngliche Landessprache völlig verdrängt hat. - Allein es scheint, die christlichen Eroberer von Lief- und Ehstland hatten die wohlthätige Absicht, das Volk so fest in das Joch der Sklaverei zu zwingen, daß es ihm außer denselben an allen Hülfsmitteln, ihr zu entgehen, fehlen sollte. Das Entweichen einzelner Letten und Ehsten über die Gränze ihres Vaterlandes, ist ihnen eben dadurch, daß sie eine besondere, allen benachbarten Völkern fremde Sprache reden, und dadurch von diesen gleichsam isolirt, und mit ihnen von aller Gemeinschaft abgeschnitten sind, beinahe ganz unmöglich gemacht. Auch fühlt sich der stolze Deutsche stärker in seiner Erhabenheit, wenn er den Sklaven in einer eignen Sprache anredet, die nicht die seinige ist, und sich so als ein Wesen höherer Art von jenem unterscheidet. Der Unterschied erinnert ihn, daß er jetzt mit einer Kreatur von niederer Gattung spreche, weil er sonst bei dem Umgange mit freien Leuten und Personen anderer Nationen sich dieser Bauernsprache nicht bedient.

Unglückliche Nation! mit dem Verluste deines Bodens war auch deine Freiheit dahin! Dein Nacken wurde unter die Füße deiner Unterdrücker gebeugt, die im heiligen Eifer und
auf

aus Länderdurst, wie zwei Jahrhunderte nachher nach America, Schaaren von geweihten Mördern nach Viefand fibickten. Zwar wehrten sich besonders die Ebfien tapfer gegen das neue unbefannte Joch, das ihnen ihr Hab und Gut, ihr Blut und Leben raubte, und ihnen dafür die Affignation in eine andere Welt gab; aber sie waren den Kunstgriffen und der besfern Kriegskunst der immer neu herzukommenden ausländischen Heerden nicht gewachsen. Diese fiedelten sich nach und nach immer mehr an, bauten Echlösser und Befest, aus denen sie den armen Betrogenen Hohn sprachen, und sie, wenn sie wüthend angriffen, und die Burgen zu erstürmen drohten, zu Tausenden niederstreckten. Auch Klöster wurden nach und nach, als eben so viele Mordhölen und Räuberpläze, im Lande angelegt, von wo aus die Ungehorsamen dem Banne und Fluche der Kirche und den Strafen des Himmels und der Hölle übergeben, oder auch durch harte Befehle vollends in die Ketten der geistlichen und leiblichen Eklaverei geschmiedet wurden. So wurde allmählig das ganze Land der Oberherrschaft der Pfaffen und Schwerdbrüder unterworfen, und auch pro studio et labore — zum Lohn ihrer Gräueltthaten, unter sie vertheilt. Zwar ermaunten sich die unglücklich Bezwungenen im 13ten und 14ten Jahrhunderte mehreremale,
das

das Drangsaljoch wieder abzuschütteln, aber vergebens. Jeder neue Versuch erschwerte ihr Schicksal und drückte sie in noch härtere Fesseln. Sie verlohren alle Rechte selbstständiger Wesen, wurden zu Hunderten wie das Vieh zusammengetriebelt, gezeißelt, oft zu Tode geprügelt und zum Ackerbau für die Habsucht ihrer Peiniger gezwungen, während sie selbst zu Tode hungerten, und ihre Weiber und Töchter eine Beute der geilen Brunst jener Bfewichte wurden. Vergebens seufzten, schmachteten sie nach Freiheit, nach Erlösung, kein Retter kam, und ist bis jetzt noch nicht gekommen. Es wurde ihnen zum Verbrechen, zum Hochverrathe angerechnet, wenn sie es wagten, sich ihre Menschenrechte, die man ihnen muthwillig entreiffen hatte, wieder zu verschaffen. Man hielt es gar nicht mehr der Mühe werth, sie irgend bei einer Verhandlung oder neuen Einrichtung um ihre Stimme oder Einwilligung zu befragen, sondern machte willkürlich neue Auflagen, neue Verträge, oder lieber Vergewaltigungen, verbot unter den schärfsten Drohungen alle Klagen bei höhern Behörden, und machte es so den armen Verlassenen fast physisch unmöglich, sich Schutz und Beistand bei irgend jemand zu erfliehen. Fast hat alles Mitleiden, alle Theilnahme bei dieser unglücklichen Nation ein Ende, kein Mensch nimmt sich ihrer

rer an, niemand wird ihr Sachwalter, und in dem Busen derjenigen, die allein ihr trauriges Schicksal erleichtern könnten, schlägt kein Mitleid mehr. Alle Schonung, die man ihnen noch angedeihen läßt, rührt entweder von der Macht des Eigennuzes, oder von dem Zwange der Geseze her. Seitdem das Land unter Russischem Zeppter steht, ist jener gewaltigen Klasse, die bis hierzu die Nation noch einengte, das Recht über Leben und Tod genommen, auch in Ansehung der Leibesstrafen, sowohl von Hofst als Gerichts wegen, etwas Bestimmtes und Leideliches festgesetzt. Es sind mehr Einschränkungen gemacht, dem Adel alle Gerichtsbarkeit entzogen, und der Zustand der armen Bauern etwas erträglicher gemacht worden. Allein ihre alte Energie, Rechte und Freiheiten haben sie dadurch bei weitem, ja im geringsten nicht wieder erhalten. Kaum ist bei ihnen einigermassen das Gefühl wieder erwacht, das Bedürfniß derselben zu fühlen, und ihres ehemaligen Wohlfenns sich zu erinnern. Ihre vorige Selbstkraft, mit der sie ihren Unterdrückern so tapfern Widerstand leisteten, ihr Geist und Muth ist dahin, beinahe völlig gelähmt und aller Trieb zur Thätigkeit, zum Aufstreben und zur Fortschreitung in physischer und moralischer Vollkommenheit verlohren. Seit den sechs Jahrhunderten ihrer Unterjochung, während wels

welchen die übrigen Europäischen Völker so erstaunliche Fortschritte zur Aufklärung, Beredlung und Vollkommenheit thaten, sind die Ehsten, so wie die Letten, auf ihrer Stelle geblieben, ja beinahe zurückgeschritten. Das Wenige, was sie durch das Luthertum und die Verbreitung erleuchteter Religionskenntnisse gewonnen haben, kommt nicht in Anschlag gegen das, was sie verloren haben, Eigenthum, Freiheit, Wohlstand, Selbstkraft, Vaterlandsliebe. Gewaubt alles Gefühls von Menschenwürde und Seelenadel schleicht der arme Ehste, zu einer verkäuflichen Waare herabgewürdigt, hinfert und mürrisch einher, und scheint jeden, dessen Kleidung sich an Werth und Ansehen von der seinigen unterscheidet, als seinen Preis niger zu fürchten. Auf seiner Stirn ruhet die Falte leidender Menschheit, die sich mit jeder Stufe seines Alters tiefer gräbt, und ihre Umrisse von Vater und Mutter auf den Säugling forterbt. Nackend spielt das Kind in Gesellschaft der Thiere, und wächst in dem vertrauten Umgange mit denselben unwissend seiner Sklaverei entgegen. Harmlos wälzt es sich im Schweisse und Schmutze auf der Erde umher, und härtet sich von seiner Kindheit an zu jenen schweren Arbeiten ab, die seiner als Jüngling unvermeidlich erwarten. Ohne Sucht und vernünftigen Unterricht schießt es wild auf,

auf, folat dem Beispiele feiner Aeltern und verträgt gleich diesen nichts weniger — als Ueberfluß. Die traurige Geftalt der Dörfer in kleinen ſchmutzigen Hütten, aus welchen der Rauch durch alle Ritzen hervorbricht, mit elendem Geräthe, ohne Fenster und Schornſtein und mit einer fo niedrigen Thüre, daß man nur gebückt hineintreten kann, bereiten den Reifenden zu jenen traurigen Gefühlen vor, mit welchen er den Anblick feiner Bewohner entgegenfieht. Da wimmeln in einer bis zum Erfticken mit Rauch angefüllten Stube der Hauswirth mit feiner Familie, die Knechte und Mägde, die Hühner, Gänfe, Schweine und Hunde, um die in die ruffige Wand gefteckten Kleinfpähne, die ihnen ſtatt der Lichter dienen. Kommen ſie heraus aus Tageslicht, ſo greizen ſich auch aus ihren verzerrten finſtern Mienen, tiefe Spuren des Elends, Drucks, Starrſinns und Hunger, Gefühlloſigkeit und Lücke entgegen. Hierzu kommt noch, daß dieſe Menſchen, welche die Stärke und den Reichthum des Staats ausmachen, von deren Erwerb Adel und Geiſtlichkeit ſchlemmen, ihr Mark ihren Erbherren hingeben müſſen, und dafür oft genug zum Dank mit Peitſchen und Eskorpionen gezüchtigt werden; den Acker ihrer Gebieter zu beſtellen, und dafür ihren eigenen zu vernachläſſigen gezwungen ſind, ihre Akernde im
Herbſt

Herbst und Winter an den Hof liefern, und darüber selbst Hunger leiden müssen. O Menschheit! o Tyrannei! — Ich breche hier ab, weil ich im folgenden Abschnitte noch mehr Gelegenheit finden werde, das schandervolle Elend dieses niedergetretenen Volks zu beschreiben, denn hier wollte ich nur im Allgemeinen die jetzigen Ehsten schildern, und eine kurze Vergleichung zwischen ihrem ehemaligen Zustande, zur Zeit ihrer Entdeckung, und dem jetzigen anstellen. Wenn sich übrigens die Ehsten nach einer ziemlich allgemeinen Meinung von den Letten noch in ihrem Charakter unterscheiden; so ist dieser Unterschied wohl weniger in den Zügen selbst, als in der Stärke derselben zu suchen. Man schreibt den Ehsten mehr Tücke, Bosheit, Sklavensinn, Gefühllosigkeit, Unsauberkeit und Halsstarrigkeit zu als den Letten, auch ihr Anzug, ihre Wohnungen und ihr ganzes Ansehen ist erbärmlicher als die der Lettern. Wenn nun wohlunterrichtete Personen hieraus den Schluß machen, daß die Herren der Ehsten härter sind als die Herren der Letten; so ist es natürlich, daß theils die genannten Fehler überhaupt, theils der höhere Grad derselben nicht sowohl dem eigenthümlichen Charakter dieser Völker an sich, als vielmehr dem Drucke zuzuschreiben sind, unter dem sie mehr oder weniger seufzen. Indessen hat der
urz

ursprüngliche gute Stoff, aus dem die Natur auch diese Menschen formte, dennoch nicht ganz verderben werden können. Man findet noch hier und da bei vielen die Anlagen zur Gutmüthigkeit, Redlichkeit, Treue und zum Wohlthun, Gesichter, auf denen Frohsinn, Zufriedenheit und Ergebung in ihr Schicksal ruhet, und eine Denkungsart, die der Menschheit, wenn sie auch unter einem eisernen Despotismus seufzt, zur Ehre gereicht. —

Außer den Ehßen und Letten, als dem zahlreichsten Theile der Einwohner des Landes, giebt es auch jetzt noch vielerlei andern Nationen, die man als einheimische ansehen kann. Alle Landeseinwohner pflegt man überhaupt in zwei allgemeine große Klassen einzuthellen, in Deutsche und Undeutsche, und beide leben vermischt unter einander als Leute von einerlei Volk, die sich blos durch die verschiedenen Sprachen, einen größern Wohlstand und verfeinerte Sitten, unterscheiden. Undeutsche nennt man alle leibeigne Bauern, Ehßen, Letten, Russen ic. und Deutsche, wer nicht Bauer ist, er mag übrigens von Nation wirklich ein Deutscher, oder ein Franzos, Schwede und Engländer seyn, wenn er auch nicht ein Wort Deutsch verstehen sollte. Vorzugsweise aber zählt man in diese letztere Klasse besonders den Adel, die Geistlichkeit, Offiziere, Gelehrte und Kaufleute,
Bäv.

Bürger und deutsche Handwerker, deutsche Bediente, und endlich auch Freigelassene, wenn sie ihre undeutsche Kleidung und Sprache mit der deutschen vertauscht haben. Auch giebt es viele Russen, einzelne Pohlen und Finnen im Lande, die man, wenn sie nicht die Bauerns Kleidung haben, ebenfalls zu den Deutschen rechnet. In mehreren Gegenden herrscht noch ein ziemlicher Mangel an Menschen, der nach der Meinung sachkundiger Personen, von der letzten Pest im Anfange des letzten Jahrhunderts herrührt. Denn in einigen Distrikten, wo die Pest nicht gewüthet hat, ist ein Ueberfluß an Menschen, deren Hände der Herr nicht einmal alle beschäftigen kann, daher sie von Zeit zu Zeit im Lande herumziehen, nach Gegenden wandern, wo Mangel ist, in der Verande auf fremden Gütern Arbeit suchen, und im Frühjahr, Herbst und Winter, Graben ziehen, Holz schlagen, bauen helfen, oder Böttcher- und Schreinerarbeit machen. Indessen kann man doch immer die Zahl aller Einwohner Eshlands mit Inbegriff der dazu gehörigen Inseln und das Militär dazu gerechnet, auf 260,000 Seelen ansetzen. Die Ursache von dieser nach Beschaffenheit des Umfanges des Landes sehr mäßigen Bevölkerung sucht man, außer der zu Anfange des verfloßnen Jahrhunderts wüthenden Pest, nicht ohne Grund noch in der schreck-

schrecklichen Hungersnoth, welche in den Jahren 1695 bis 1698 herrschte. Diese stürzte fast alle Einwohner in das größte Elend. Viele starben vor Hunger, und die der Hunger verschonte, starben an den Pocken, die, um das Maas des Unglücks recht voll zu machen, um dieselbe Zeit herrschten. Viele Aeltern setzten ihre die Hände gegen sie nach Brod ausstreckende Kinder in den Wald, um sie nicht vor ihren Augen des kläglichen Todes sterben zu sehen. Auf allen Straßen fand man Leichname; täglich mehr als zehn wurden in einem Kirchspiele ohne Särge auf den Kirchhof begraben, viele nur in Gruben geworfen und gar nicht beim Prediger gemeldet. Man berichtete oft blos die ungefähre Zahl derer, welche man vermissete oder begraben hatte. Einst wurden, laut den Kirchenprotokollen, an einem Tage in einem Kirchspiele 25, ja einmal gar 75 in ein Grab gelegt. Kein Wunder also, wenn das arme Land von Menschen hat entblüht werden müssen. Und nun noch der stete Krieg! man weiß, was Lief, und Ehliland für ein Sankapsel zwischen Rußland, Pohlen, Schweden und Dännemark gewesen ist, was für Blut in einer so langen Periode fließen kann. Man siehet es noch jetzt, was Krieg, Pest und Hungersnoth für Verheerungen in einem Lande anrichten.

Merke

Merkwürdigkeiten und Alterthümer, Ruinen von Städten und Schlössern, Denksäulen und Wahrzeichen aus der Vorzeit Estlands findet man noch hin und wieder in Städten und auf dem Lande, doch bietet das Rigische Gouvernement, deren mehrere dar als das Revalsche. Ich hebe hier nur die aus dem Innern des Landes aus, weil ich von denen in den Städten noch besonders bei der Beschreibung der letztern reden werde. Etwa 8 Meilen von Reval im Rissischen Kirchspiele sind noch die Ruidera einer alten Stadt oder eines verwüsteten Schlosses zu sehen. Es ist ein großer Platz, der rings herum mit einem Walle umgeben ist, der aus ungeheuern über einander gewälzten Steinen besteht, die aber durch die Länge der Zeit mit Erde bedeckt worden und jetzt mit Gras bewachsen sind. Innerhalb der Fläche findet man noch Spuren von Brunnen, Kellern, einzelne Reste von Mauern und Straßen, von denen eine noch völlig gepflastert zum Walde heraus bis auf das Gut Schwarzen führt. Alles ist mit Gesträuch und wildem Geräch, Schilf und hohem Gras bewachsen. Hin und wieder findet man längliche zugespitzte Steine, die in der Mitte ein Loch haben und vielleicht Streitärte gewesen seyn mögen; daher einige Liefländische Geschichte und Alterthumsforscher das Ganze für eine alte Verschanzung der heidnischen

nischen Eßten halten. Jetzt ist es unter dem Namen Johansschloß bekannt — Unweit Narwa auf einer großen Ebene sah ich einige aufgerichtete Steine und Reste von alten Schanzen, wo Karl der XII. im Jahr 1700 mit 8000 Schweden die russische Armee von 80000 Mann unter dem Kommando des Duc de Croix gänzlich aufs Haupt schlug. Bei dieser Gelegenheit sagte Peter der Große: „durch meine Niederlagen lerne ich von Bruder Karl den Sieg, und ohne Schläge lernen weder meine Offiziere noch Soldaten die Kriegskunst.“ Er benutzte diese Lehre so gut, daß die Russen vier Jahre nachher, bei Narwa wirklich siegten und die Stadt eroberten. Drei Werst von Reval an der Pernauschen Straße siehet man die Denkmäler der schwarzen Häupter, einer Kompagnie Reuter, die sich von jeher durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hat. Sie hat ihren Namen daher weil sie in ihren Wapzen einen Mohrenkopf führt. Diese Mahlzzeichen bestehen aus großen von Stein gehauenen und aufgerichteten Kreuzen auf kleinen Hügeln, die mit einer Mauer umgeben sind. Sie rühren aus der Zeit Peters I. und Karls XII. her für welchen letzteren das Schwarzehäupterkorps tapferer focht, als die Russen gegen Reval zogen. In den Orten, wo diese Denkmäler stehen, sind Scharmügel vorgefallen, und zum Andenken der

aus dem Wapzen, aus dem J. 1700 gebildet
Jwan Wrofilowitsch

geliebener Brüder hat man diese Denksäulen errichtet. Die Inschriften erzählen kurz den letzten Vorfall. Vieles ist unleserlich und durch den Zahn der Zeit zertrümmert. — In eben dieser Gegend steht auch ein Observatorium, das im letzten schwedisch-russischen Kriege ist erbaut worden, um die Seeschlacht bei Neval am ersten Mai 1790 übersehen zu können. Es ist von Holz und mit Gallerien versehen, auf welche Treppen führen und hoch genug, um die Aussicht über die Meerenge von Neval, den Hafen und einen Theil des Finnischen Meerbusens zu beherrschen. — Mehr nördlich hinauf am Finnischen Meerbusen unweit Neval sieht man das Kloster St. Brigitten, oder vielmehr nur noch die Ueberreste davon. Es wurde in der Mitte des 15ten Jahrhunderts von dem Bischoffe Heinrich von Nycküll erbaut, und Mönche und Nonnen hatten in demselben ihre besonderen blos durch eine Mauer von einander getrennten Zellen, und wohnten friedlich mit einander unter einem und ebendenselben Dache. Man erzählt viel von einem geheimen unterirdischen Gange dabei, welcher unter dem Wasser des Seeufers bis an den Mönchs Hof, einem ehemaligen Kloster (jetzt einer kleinen Schule) in Neval, fortgehen soll. Die ganze Erzählung klingt aber einem Märchen ähnlicher als einer wahren Thatsache, und selbst habe ich den Gang nicht

nicht untersucht. Herr von Rosebut hat einen interessanten kleinen Roman daraus gemacht: der unterirdische Gang beim Brigittenkloster ohnweit Reval, eine estländische Volksfage, den ich mit besondern Vergnügen gelesen habe, da ich mehrmals in der Gegend gewesen bin, die Ruinen des Klosters gesehen, an dem Ufer der Ostsee hin spaziert, von der Klinte des Dombergs oft herabglickt, und den hohen Thurm an der Ecke der Mauer, den langen Herrman genannt, mit Bewunderung angestaunt habe, wo der alte Konthur soll gewohnt und sein Packer Toppatsch den armen Woldemar ins Bein gebissen haben. — Kloster Padi's ist ein nicht minder merkwürdiger Gegenstand aus der alten Zeit Estlands. Es liegt sechs Meilen von Reval in dem Kirchspiel Matthias, und ist jetzt in ein hübsches Landgut umgeformt, an dessen Hof das alte Klostergebäude stößt. Man hat wenig alte Nachrichten davon. So viel weiß man, daß es ein Mönchskloster gewesen ist. Der vorige Besitzer ließ es zu einem Wohngebäude einrichten und vieles an demselben neu bauen. Eine vor 25 Jahren entstandene Feuersbrunst hat ihm völlig wieder das alte schwarze Ansehen gegeben, und jetzt dient es zu einem Kornmagazin, zu einem Schoppen für Holz und alte Geräthe. Es ist ein Oblongum, dessen vier

Seiten einen Hofplatz umschließen. Auf der einen Seite ist die Kirche mit einem hohen runden Thurm, die übrigen Seiten sind Gewölbe, Säle und ungeheure Zimmerräume. In den dicken Mauern sieht man hin und wieder Nischen und kleine Kabinetten, darin ein Mensch Platz hat. Das ganze Gebäude liegt auf einem niedrigen Hügel, mitten im Walde und hat ausser dem vorbeisliessenden Bach noch einen Graben. Herr von Kamm, der vorige Besitzer des Gutes, ließ nach dem Brande viele Mauern abreißen, und von den Steinen ein neues Haus bauen, daher sie hier und da niedriger sind und zerfallenen Ruinen gleichen. Man zeigt noch in der Familie eine Dubbine, d. i. einen dicken Stock, mit dem Peter I. einst den damaligen Besitzer des Hauses geprügelt haben soll, weil er ihm keine Diktualien liefern wollte. Die Gegend um das Kloster herum ist reizend, und ich pflegte oft kleine Exkursionen dahin zu meinem Freunde Jordan zu machen. Wenn wir das alte Gothische Gebäude in der Nähe von innen und aussen genug betrachtet hatten; so giengen wir auf einen etwa vier Werst davon entlegenen Sandberg im dunkeln Fichtenwalde, von da wir die Aussicht in die Ferne über das ganze Kloster hatten. Die alten Thürme, die hohen Zinnen und schwarzen Rauchfänge gaben ihm das Ansehen eines

eines verwitterten Haubtschlosses, das mitten aus dem Walde gen Himmel ragt. Wir nahmen darauf längs dem in verschiedenen Krümmungen sich herumschlängelnden Bach unsern Rückweg in den schönen neuangelegten und nach holländischenglischer Manier verzierten Garten. Er hat Teiche, Inseln, Boscaden, beschrittene Gänge, Lauben, pyramidenförmig gezogene Bäume, Lusthäuser, Gräben, Brücken und Kanäle.

Einst machten wir auch zusammen einen Spaziergang durch die Hofsfelder nach der Kreuzhofschen Kirche, die eine Werst vom Gute entfernt liegt. Der Herr Assessor von Mohrenschild begleitete uns. An der Kirchhofsthür bemerkte ich einen runden ausgehauenen Stein, der aus der Erde etwa vier Fuß in die Höhe ragte und folgende Inschrift hatte:

ANNO 1611. DEN ERSTEN DECEMBER WORT
SOSO TOENNIS ALLHIER GESCHOTEN.

D. i. Anno 1611. den 1sten Dezem-
ber wurde Soso Toennis allhier er-
schossen. Herr Assessor v. M. erzählte mir
davon folgendes: im bemeldeten Jahre lag
ein

ein Schwedischer Reuter in einem der Kirche gegenüber liegenden Bauernhause, das noch jetzt an demselben Orte steht, im Quartier. Er war nach den Schwedischen Befehlen aus dem Lande zum Rosdienst genommen worden, und also von Geburt ein Ehre. Sein Name war Soso Edniss, d. h. Anton aus dem Dorfe Soso. Der Bauer, bei dem er im Quartier lag, hatte eine hübsche junge Frau, in welche sich der Reuter verliebte und Seltsamkeit suchte, heimlich mit ihr zusammenzukommen. Der Ehemann merkt Urath, wird eifersüchtig und lauert dem andern auf den Dienst. Er sieht ihn an einem Sonntage kurz vor dem Anfange des Gottesdienstes mit seiner Frau tändeln, und bald darauf den Weg nach der Kirche gehen. Er nimmt seine Muskete, stellt sich an die Hofthür, legt an, und als der Schwede just vor der Kirchthür ist, drückt er ab und erschießt ihn auf der Stelle, wo er jetzt begraben liegt.

Von einem alten Götzentempel glaubt Herr Pastor Hupel im Feilitzsch'schen Kreise einige Spur entdeckt zu haben, in einer alten stehen gebliebenen, 4 Fuß dicken, 24 Fuß langen und 18 Fuß breiten Mauer, welche vormals eine Kapelle soll gewesen seyn, die ein Reisender, der sich in den damals dicken Wald verirret hatte, zu bauen gelobte und auch sein

Ger

Gelübde erfüllte. Bei dieser Mauer versammelt sich alle Jahre, 9 Tage vor St. Jürgens, in der Nacht eine große Menge Bauern, männlichen und weiblichen Geschlechts, zünden zwischen dem Ranne der Mauer ein Feuer an, und werfen ihr Opfer an Geto, Früchten, Esfen &c. hinein. Um das Feuer herum setzen sich etliche Bettler, welche es unerschalten und dafür eine kleine Belohnung bekommen. Um die Mauer herum tanzten sonst wohl gar unfruchtbare Weiber splitternackend, andere setzten sich nieder zu essen und zu trinken; viele, und besonders das junge Volk, verließen sich in den Wald, um eine Probe zu machen, ob jenes Tanzen vielleicht die Unfruchtbarkeit vertrieben, und dafür die Fruchtbarkeit befördert habe, davon sich die Wirkung, wie zu hoffen steht, gegen die Mitte des Decembers zeigen möchte. Man hat dem Unwesen noch nicht völlig steuern können, so nachdrückliche Befehle auch von Seiten der Regierung dagegen ergangen sind, und ohngeachtet mehrere deshalb sind gezüchtigt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach rührt dieser ganze abgöttische Gebrauch, dieser wahre Venusdienst, noch aus den heidnischen Zeiten Eshlands her, und daß sich die Mauer so lange erhalten hat, konnte gar wohl durch heimliche Ausbesserungen geschehen. Zu gleich fand hierin der starke Hang zur Sinnlich:

sicherheit dieses Volks einige Nahrung, und in den Opfern. Ihr Aberglaube Hoffnung eines glücklichen Erfolgs aller ihrer Unternehmungen.

— Ein anderer ähnlicher Ort, vor dem sie tiefe Ehrerbietung haben, ist in einem Walde des Uddaferschen Gebietes, ein Paar Meilen von Oberpahlen. Er besteht in einer Vertiefung, um welche rings herum auf einem Walde Bäume gepflanzt waren, von beträchtlicher Dike und hohem Alter, die nicht von Natur so gewachsen, sondern durch Menschenhände gesetzt zu seyn schienen. In diesem Orte trieben vor mehreren Jahren viele Bayern noch ihr heidnisches Unwesen. Der Herr von Bietinghof, dem der Wald gehörte, suchte dem Aberglauben ein Ende zu machen, und durch Umhauen der Bäume mit einemmale den Hain zu zerstören. Er beehrte zu dem Ende mehrere Bauern seines Gebiets mit Beilen und Sägen dahin, und begab sich selbst mit einigen Deutschen an den bemeldeten Ort. Als er die Bäume zu fällen befahl, wollte keiner zuhauen, aus Furcht, wie sie sagten, daß sie auf der Stelle gestraft werden und todt niederfallen würden, sobald sie einen Baum verletzten. Nur dann erst sahen sie Herz, als sie sahen, daß die Deutschen zuhoben, und keinem von ihnen etwas Böses wiederfuhr. Von der Zeit an hörte das Fettschen auf und man

man zeigt den Opferalter bloß noch als eine alte Merkwürdigkeit. Von dergleichen heidnischen Ceremonien rührt es auch wohl her, daß die Lehre vom Teufel, dessen lieblichen Namen man bei den Echten alle Augenblicke hört, (in ihrer Sprache Kurra,) einen so großen Eingang bei ihnen gefunden und noch bis jetzt sich erhalten hat, weil sie durch solche Opfer seinen schädlichen Einwirkungen am sichersten Einhalt thun zu können glauben. Zwar heißen sie seit dem 12ten Jahrhunderte alle Christen, und seit dem 16ten Lutherische Christen. Allein einem nur etwas aufmerksamen Beobachter springt es sogleich in die Augen, daß die Religion ihren wohlthätigen Einfluß auf ihrem Wandel noch immer verbirgt, und bei weitem noch nicht in ihrer ganzen Macht sich bei ihnen gezeigt hat.

Aus dem Bernauschen Kreise, in welchem ich 4 Jahre gewohnt habe, will ich bloß des Schlosses Darwaß und seiner Ruinen, unter denen es jetzt begraben liegt, erwähnen. In den unruhigen Zeiten, als Pohlen die Oberherrschaft über Lief- und Estland zu behaupten suchte, wurde dieses Schloß durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt. Der damalige Besitzer desselben hatte zwei junge Pohlen in seinen Diensten, welche er etwas zu streng hielt, und oft mißhandelte. Aus Verdruß und

Er

Erbitterung gegen ihren harten Herrn ließen sie sich zu dem unter dem Hause befindlichen Pulverkeller einen Nachschlüssel machen, und leiteten in der Nacht das Feuer dahin. Sie machten sich sodann unter Begünstigung der Dunkelheit aus dem Staube und waren kaum etliche hundert Schritte entfernt, als sie das Schloß hinter sich anfliegen sahen. Bei Weissenstein, Fellin, Wesenberg, Dorpat, Hapsal und an andern Orten siehet man ähnliche Ueberbleibsel von zerstörten Schloßern aus den Ritterzeiten. Merkwürdig ist in Liefland ein Gebürge, welches der Kanger heißt. Es fängt sich 6 Meilen von Riga an und läuft wie ein Damm oder Wall 3 Meilen fort. Ueber den schmalen Rücken des Hügelg geht eine Straße hin, und von derselben blickt man auf beiden Seiten in tiefe Thäler auf viele Scen und Moräste herab. Sein Scheitel ist durchaus mit Fichten überwachsen. Viele glauben nicht unwahrscheinlich, daß es ein von Menschenhänden zusammengetragener Damm sey, welcher entweder der See sey entgegengesetzt worden, oder in Kriegszeiten als eine Vormauer gedient habe. Wenn es ein künstlicher Damm ist, so ist es gewiß der einzige in seiner Art, und muß viel älter seyn als alle historische Urkunden und Spuren, die man von dem Lande hat. Niemand hat sich bisher noch
 die

die Mühe gegeben, in den Berg zu graben und das Erdreich zu untersuchen, welches das einzige Mittel wäre, seiner Entstehung auf die Spur zu kommen. — In eben diesem Kreise liegt ein Kirchspiel, Kirchholm genannt. Hier fiel im Jahr 1603. zwischen Karl XI. König von Schweden und den Pöhlen eine Schlacht vor, in welcher Karl eine gänzliche Niederlage erlitt, denn von seinem 20000 Mann starken Heere blieben 9000 auf dem Plage. Drei noch jetzt kenntliche Anhöhen sollen die Gräber der Erschlagenen seyn. Diesen großen Verlust soll eine kleine Ursache veranlassen haben. Karl machte vor der Schlacht seiner Keiterei einige Vorwürfe. Sie sand sich hierdurch so sehr beleidiget, daß sie bei dem ersten Angriffe durchgieng. Die ganze zahlreiche Armee gerieth darüber erst in Schrecken, dann in Unordnung, die Pöhlen drangen hitziger ein und erhielten einen eben so leichten als glänzenden Sieg. Karl verlor sein Pferd und war schon in Gefahr, gefangen genommen zu werden, als noch zu rechter Zeit ein Knecht ihm das seine gab, der hernach zur Belohnung in den Freiherrnstand erhoben wurde. Einige dieser ähnliche Verschanzungen oder Grabhügel weiland Erschlagener, will man noch unweit dem Schlosse Öberpahlen gefunden haben. Ich habe sie oft gesehen und untersucht.

sucht. Sie scheinen mir bloße Grabhügel, aus den Zeiten der Pest vielleicht, zu seyn. Auf einem derselben stehen noch 6: 7 hölzerne Kreuze. Eine andere Merkwürdigkeit findet sich in dem nämlichen Kreise eine Meile von der Rigischen Heerstraße in einem mittelmäßigen Berge. Eine sonderbare Höle von ziemlichen Umfange, die einem durch Menschenhände gemachten Gewölbe ähnlich sieht, und deren Wände und Decke aus kleinen Sandsteinen bestehen, gähnt jeden Vorübergehenden grausen voll an. Aus dem Sande rinnt ein klares Wasser, das sich mitten in der Höle zu einem Flüsschen sammelt, welches sich darauf in die nahe vorbeistießende Aa ergießt. Rund herum prangen die Wände mit dem Namen und Wapen derjenigen, welche sich darin ein immerwährendes Denkmal ihrer Gegenwart stifteten. Die oben über der Höle stehenden Bäume und herabhängenden Gekülche geben ihr ein schauerndes, majestätischfürchterliches Ansehen.

Nicht weit von der kleinen Kreisstadt Wessenberg ist eine flache Gegend, die noch durch einige Markzeichen kenntlich bleibt, wo im Jahre 1704 zwischen den Schweden und Russen ein Gefecht vorfiel. Es war der Russische Generalmajor Kenn, der mit einigen Dragonerregimentern auf den Schwedischen Generalmajor von Schlippenbach, der ein Korps Kavallerie
fom;

kommandirte, auf dieser Fläche blieb. Die Schweden verlohren das Treffen, verließen das Schlachtfeld und hückten zwei Kanonen nebst einigen Fahnen ein. Der Schwedische Oberste von Wachtmeister nebst mehreren Offizieren, und etwa 30 Mann Gemeine, geriethen in russische Gefangenschaft. — Es ist bekannt, daß sich Karl XII. zu Anfange dieses Jahrhunderts lange im Nigischen aufhielt. Er wohnte einen ganzen Winter auf dem Schlosse Laiß. Etwa 20 Jahre zurück waren noch einige alte Leute vorhanden, die seine große Herablassung und Gnädigkeit nicht genug rühmen konnten. Besonders soll er sie darin bewiesen haben, daß, wenn ihn die Bauern zu Geratter haben, er allemal persönlich den Tausch beimohnte. Auf dem eine kleine Meile davon liegenden Pastorate soll er oft gewesen seyn und sich mit dem damaligen P. ediger unterhalten haben. — Noch verdient das alte zerstörte Schloß bei Weissenstein unsere Aufmerksamkeit, dessen ehrwürdige Ruinen, die von seiner ehemaligen Größe zeugen, mit manchemal Bewunderung und Erstaunen eingesehen haben. Es liegt auf einem durch Kunst angelegten, vierseitigen Berge, der mit Wällen, Bollwerken und Gräben versehen ist, die größtentheils noch sehr gut, nur hier und da durch eingeschürzte Mauerstücke verschüttet sind. Als ich im August 1791 das erstemal mit

mit einigen Freunden in Weissenstein war, erklimmten wir das öde Gemäuer an mehreren Stellen, und fanden in der südlichen Seite noch eine völlig unversehrte steinere Treppe, welche durch die ganze Mauer, die sehr dicke ist, hindurchläuft und ehemals wahrscheinlich in den Thurm oder in die Kirche führte. Ein Keller, darin vor mehreren Jahren viel Salpeter angelegt hatte, den die Bauern begierig wegholten, ist nun beinahe verschüttet. In der entgegengesetzten Seite der Mauer, welche noch bis zum dritten Stockwerk unversehrt da steht, entdeckt man Spuren einer ehemaligen rothen Malerei, ob das Bergschloß gleich schon über 200 Jahre her zerstört ist. Ähnliche Trümmern von verwüsterten Burgen und erhabner Gothischen Baukunst siehet man auch bei Wessenberg, Hapsal und Zellin. Unter allen haben sich Schloß Hohle und Oberpahlen am besten erhalten und sind aus ihren Ruinen wieder neu aufgestanden. Das erste ist vornämlich aus der frühern Geschichte Ehrlands merkwürdig und galt zu seiner Zeit für einen festen beinahe unüberwindlichen Platz. Es ist im Viereck gebaut, drei Stockwerk hoch, hat in der Mitte einen Hof, tiefe und breite Gräben mit Zugbrücken, hohe und starke Thürme und eine fünf Fuß dicke Ringmauer. Durch die letzten Besitzer, den Fürsten Drlow, General Löwe und Bohlmann, ist es

es ungemein verschönert, mit Gärten, Teichen, und Lustgängen versehen und geschmackvoller möblirt worden. Es zeichnet sich vor den andern Schlössern Eshlands dadurch am meisten aus, daß es 4 Jahre der Aufenthaltort der Prinzessin von Württemberg war, die hier in ihrem Exil lebte und auch da starb. Sie wurde wegen ihrer zu galanten Lebensart und einiger zwischen ihr und ihrem Gemahl ausgebrochenen Mißthelligkeiten unter Katharina II. von Petersburg entfernt, und ihr der General B. zum Aufseher gegeben. Anfangs lebte sie in Pernau, nachher wurde ihr Schloß Lohde zum Aufenthalt angewiesen. Sie genoß wenig Freiheit, und durfte nicht anders als unter den Augen ihres Argus ausfahren. Er war Oberjägermeister und galt bei der Kaiserin viel, daher sie ein unumschränktes Vertrauen in ihn setzte, das aber der adliche Böfewicht mißbrauchte. Denn die Prinzessin ward von ihm, wie man allgemein versichert, schwanger und starb unter den gräßlichsten Schmerzen der Geburt, nachdem sie gegen drei Tage in Kindesnöthen zugebracht hatte, weil ihr der Barbar, der sein Fudensstück, aus Furcht vor der Strafe, verheimlicht wissen wollte, keine Hülfe zuließ. Der Arzt wußte für ein gutes Stück Geld das Zeugniß zu stellen, daß sie am hitzigen Fieber gestorben sei. Ob die himmelschreiende That zu den Ohren der erhabenen

Benen Kaiserin gekommen ist, weiß ich nicht. Ich zwittle aus dem Grunde daran, weil der Unmensch nicht nur das Gut bis an sein Ende 1795 behielt, sondern auch noch außerdem außerordentlich für seine guten Dienste belohnt wurde. — Oberpahlen, wo ich selbst 3 Jahre gelebt habe, gehört jetzt dem Fürsten Bobarsky, einem natürlichen Sohne der verstorbenen Kaiserin, der es für 252000 Rubel von den Laumsthen und Patkulischen Erben kaufte. In seiner Bauart hat es viele Ähnlichkeit mit Schloß Rohde, ist drei Etagen hoch und hat eine hohe und starke Ringmauer, Graben, zwei Thore und einen Thurm. Gleich dabei liegt die Kirche, in welcher alle Sonntage Ebstnischer und alle 14 Tage auch Deutscher Gottesdienst gehalten wird. Sie ist nur durch eine sechs Fuß dicke Mauer vom Schlosse unterschieden, und weicht in ihrer Bauart ganz von allen andern hiesigen Kirchen ab, hat eine Orgel, (in den Landkirchen in Ebstland, so wie in Lettland eine Seltenheit,) und macht durch einen Eingang aus dem Schlosse das Besuchen derselben leicht und bequemt. Der Prediger an dieser Kirche ist der würdige und verdiente Herr Pastor Hupel. Das Gut hat vortrefliche ökonomische Einrichtungen und in der Nähe und Ferne große Waldungen, einen Kupferhammer, eine Sägemühle, eine Porzellan-, Spiegel-, und eine

eine Glasfabrik. Der dazu gehörige Flecken, (den man dort ein Hachelwerk nennt,) besteht aus 50 bis 60 Häusern; und wird meistens von deutschen Handwerkern bewohnt. Die Gegend ist eine der schönsten im Lande und die Aussicht vom Schlosse ungemein reizend. Das Schloß selbst ist von dem Major von Launw aus seinen Ruinen aufs neue wieder erbauet worden, und hat drei große Säle, davon einer ganz mit Marmor ausgelegt ist, und allein 7000 Kubel gekostet hat. Der ganze Bau hat einen Kostenaufwand von mehr dem 60000 Kubel verursacht und ist 1770 vollendet worden. Auch auf die Kirche hat der freigebige Herr von Launw viel verwendet, und sie recht artig und geschmackvoll verzieren lassen. Ein geschickter Mahler, (Wette ist sein Name,) hat den Altar mit einem schönen Christusbilde und einem andern Gemälde, die Einsetzung des Abendmahls, geziert. Um den Erlöser so genau als möglich nach dem Leben zu mahlen, ließ Wette seinen Erbjungen sich nackt in die Lage eines Gekreuzigten stellen; um alle Muskeln, Adern, Gelenke und Gliederbiegungen desto genauer zu kopiren und recht natürlich darzustellen. Das Stück hat auch den Beifall eines jeden Kenners. — Das gegenüberüberliegende schöne Gut Klobetzpahlen, das dem Kammerherren von Lilienfeld gehört,

hört, macht die Gegend noch romantischer. Es wird blos durch einen breiten Fluß von Schloß, Oberpahlen getrennt, hat eine Puderfabrik, schöne Gärten, Alleen und eine durch den nahen Fluß gemachte und in einen Lusthain verwandelte Insel, auf welcher schattichte Gänge, Runderle von Linden, Ruheplätze, Nischen, grüne Lauben, dunkle Wildnisse und andern Lustparthien angelegt sind, die von Dätschen und Teichen, durch bunte Chinesische Brücken verbunden, durchschnitten werden. Wie manche angenehme, wonnevolle Stunde habe ich hier zugebracht! —

Ich schließe diesen Abschnitt mit einer Beschreibung der Städte Reval, Pernau, Narva, Hapsal, Baltischport, Weissenstein, Wesenberg, Leal und der Insel Dösel.

Reval ist die Haupt- und Gouvernementsstadt der Revalschen Stadthaltertschaft oder des Herzogthums Ehstland. Sie ist nicht allzugroß, denn sie hat kaum eine halbe deutsche Meile im Umfange, ist nach einer schlechten Anlage und, wie beinahe alle ehemalige Hansestädte, in Gothischem Geschmacke erbauet. Ihre Häuser sind größtentheils steinerne Gebäude, und zum Theil recht schön und bequem eingerichtet. Die Gassen sind enge, uneben und krumm, und wegen des unaufhörlichen Fahrens mit Lastwagen und Trotschen, Chaisen
und

und Kutschen, besonders im Herbst und Frühjahre, überaus kostig, so daß dies für die Fußgänger eine große Unbequemlichkeit verursacht. Die lebenswürdige Tugend der Gastfreihait, die den biedern Bewohnern dieser guten Stadt besonders eigen ist, söhnt den Fremden aber bald wieder mit jenen Unannehmlichkeiten aus. Er findet überall, wenn er gesellig ist und seine Sitten mitbringt, die beste Aufnahme und die angenehmste Unterhaltung. Der Ton ist frei, munter, offenherzig, und wenn man erst ein Paar Freunde hat, so findet man leicht überall Bekanntschaft, und wird bald in die besten Gesellschaften eingeföhrt. Der hiesige Adel, hoher und niedriger, zeichnet sich in Bildung, Feinheit und Artigkeit im Umgange, selbst in manchen Fächern des gelehrten Wissens, vortheilhaft aus, da der größte Theil desselben auf Reisen gewesen ist, oder in Petersburg seinen Geschmack und Talente auszubilden Gelegenheit gehabt hat, ungeachtet auch ihm bei manchen Gelegenheiten Härte und der Stolz seiner Klasse natürlich bleibt. Bei allen seinen Vorzügen, Reichthümern und großen Rechten, wovon wohl dies das erste ist, daß die höchsten Landeskollegien von seinen Mitgliedern besetzt werden, verachtet er nicht den Mann von Kenntnissen und Lebensart aus dem bürgerlichen Stande, und ich bin selbst unzählige

ligemat in Gesellschaften gewesen, wo ich
 Männer kennen lernte, deren Charakter so edel
 und offenherzig, deren Betragen so frei und
 ungezwungen war, daß ich in ihrem Umgange
 mehr Unterhaltung, Vergnügen und Belehrung
 fand, als mir oft die besten Gesellschaften des
 Mittelstandes nicht gewähren konnten. Der
 Gelehrte und Kaufmann ist human, liberal,
 und verbindet mit mancherlei feinen Kenntniß
 sen viele Erfahrung. Der gemeine Bürger
 ist ein ehrlicher, biederer und mit unter etwas
 derber Schlag Leute, dabei aber überaus gasts
 frei, herzlich und gesellschaftlich. Man kann
 Jahre lang in Neval leben, ohne einen eigenen
 Tisch zu haben, denn man ist überall und zu
 jeder Tageszeit willkommen. Man erhält oft
 so viele Einladungen, daß man nicht herum
 kommen kann, und wird gerade dann am liebs
 sten gesehen, wenn man in Deutschland mit
 Belegenheit empfangen wird, d. h. zur Zeit
 des Mittags und Abendessens. Jedermann
 hat um diese Zeit gern Tischgesellschaft bei sich,
 und bittet, weil man nicht gern allein isst,
 vorlieb zu nehmen mit dem, was da ist. Un
 gefähr 15 bis 20 Jahre zurück war der Ton
 noch etwas alktränkisch, steif und gezwungen,
 und in allen bürgerlichen Gesellschaften, besons
 ders zwischen vertrauten Freunden und in Fam
 ilienzusammenkünften herrschte die plattdeut
 sche

sche Sprache und ein gewisses Lübeckisches, den Seestädten eigenthümliches, feierliches Wesen. Seit der Zeit aber hat sich vieles verändert. Der Ton ist jetzt weit feiner und urbaner, die Sitten milder, im Umgange herrscht mehr Freiheit und Ungezwungenheit, und die platts deutsche Sprache hat sich beinahe ganz verloren. Die Damen sind gefälliger, nicht mehr so pröde und spröde, wie vor diesem, dabei arbeitamer und dem Kartenspiel bei weitem nicht mehr so ergeben als zu der Zeit, da ich in das Land kam. Dabei ist der Luxus und mithin die Wohlhabenheit gestiegen, der Geschmack verfeinert, die Lebensart geschmeidiger gemacht worden, und das Ganze hat ein lauchenderes, gefälligeres Ansehen bekommen. Mir gefiel daher die Stadt und ihre Bewohner in den letzten Jahren meines Aufenthaltes daselbst ungleich besser, als im Anfange bei meiner Ankunft im hiesigen Lande. Was besonders das schöne Geschlecht betrifft, so gesteht ihm jeder Fremde von Geschmack und Gefühl den Ruhm der Schönheit und Artigkeit zu. Die gute und feine Erziehung, welche man nicht nur in den angesehenen und reichen, sondern auch in wohlhabenden und mittelmäßigen Bürgerhäusern den Töchtern giebt, mag wohl hies zu das meiste beitragen. Ihr Wuchs, ihre Bildung, ihr äußerer Anstand und Geschmack

in der Kleidung zeichnen sich von einer so vortheilhaften Seite aus, und das nordische Feuer, das aus ihren Augen blizt, erhöhet ihre Grazie so sehr, daß ein Ausländer selten ungerührt bleibt, und bald nach seiner Ankunft Feuer fängt. Kurz, man sucht ihnen gleich in ihren jüngern Jahren eine solche Bildung und Reize zu geben, welche den Mannspersonen so sehr an dem andern Geschlechte gefallen. Dabei ist ihre Sprache rein, deutlich, ihre Stimme hell und wohlklingend und alle ihre Manieren einnehmend. Da aber das Beispiel immer stärker wirkt, als ein noch so vortrefflicher Unterricht, so schleichen sich auch schon früh Eitelkeit, Galanterie, Koketterie und eine gewisse imponirende Sprödigkeit in das jugendliche Herz der hiesigen Schönen ein, die dann in das Leben übergehen und manche schädliche Folgen haben. Für Puz, Spiel und Ländelei geben sie alles hin, und Schmeicheleien mögen sie vollends gar nicht widerstehen. Da alle diese Thorheiten schon früh Wurzel schlagen und sehr schwer wieder auszurotten sind, so ist es kein Wunder, daß auch die Frauen davon nicht frei sind. Ihr Kind selbst zu stillen, hält eine hiesige Dame, sey sie auch nur vom Mittelstande, für eine Schande und ein gemeines, pöbelhaftes Betragen, und ein Ehemann würde für sehr ungefällig und abgeschmackt gehalten werden, wenn

wenn er es seiner Frau abschlagen wollte, ihrem Kinde eine Amme zu halten. Bei allem diesem Anspruch auf seine Lebensart, Sitten und Bildung des Geistes findet man aber doch auch, so wie aller Orten, viel Steifes und Gezwungenes in dem Umgange mit manchem Frauenzimmer, besonders mit Fräulein vom Lande und mehreren Pastorstöchtern; ihre Gespräche sind oft so kraftlos, insipid und fad, und ihr Wiß so elend, daß man sich dabei die Ohren zuhalten, oder auf den Mund schlagen möchte. Ueberdies affectiren manche eine gewisse Art von Biddigkeit, Kaltfinn und sprödem Wesen, daß man nicht weiß, ob man verrathen oder verkauft ist, wozu das tiefe Stillschweigen, das einige unter ihnen mit einer sehr zweideutigen Miene beobachten, noch mehr beiträgt. Mädchen ist für sie ein Ausdruck, den sie nicht gerne hören, so wie für Frauen das Wort Weib: dies scheint daher zu kommen, weil beide Worte Benennungen für Leibeigene sind, und die stolzen Deutschen sich es für eine Schande halten, mit jenen einerlei Namen zu führen. Ich befand mich daher einst in einer nicht geringen Verlegenheit, als ich noch in dem ersten Jahre meines Aufenthaltes daselbst in einer Gesellschaft zu einem gewissen Frauenzimmer sagte: Sie sind ein schalkhaftes Mädchen, — und die Mutter mir darauf antwortete:

wortete: „ei, Sie schelten ja gar meine Tochter.“ Ich half mir so gut ich konnte, mit der Entschuldigung meiner Unwissenheit in diesem Stücke. Um die Wirthschaft bekümmern sich die Nevalschen Damen nicht so fleißig als die Deutschen, und sie haben nur so weit die Oberaufsicht darüber, daß der herrschende Luxus, die Tafel und der Wohlstand nicht darunter leiden. Das übrige bleibt mehrentheils den Dienstmädchen, Ausgeberinnen und — dem Manne überlassen. Im Winter vornämlich thun sie fast weiter nichts, als Besuche geben und nehmen, Dame, Klavier und Karten spielen, und für eine gute Besetzung des Mittags- und Abendtisches zu sorgen. Die Empfänglichkeit, Häuslichkeit und Industrie, wodurch das deutsche Frauenzimmer sich auswärts in so gutem Ruf zu setzen weiß, sucht man in Eßland vergeblich. Daher sagte bei meiner Ankunft, als ich mich darüber wunderte, ein Freund zu mir; „hier geht's im Essen und Trinken toller als in Wien und Hamburg zu.“ Es ist auch hier, so wie in ganz Eßland gar nichts seltenes, daß Fräulein aus den besten adelichen Häusern am Bürgerliche, besonders Prediger und Professores verheirathet werden, und man sie dankt noch dem Amor, wenn er sie nur noch so glücklich gemacht hat. Der Grund dieser häufigen Mißheirathen liegt darin, weil die

die meisten jungen Herren von Adel in Kriegsdienste gehen, ihre jungen Jahre größtentheils darin zubringen, und entweder ihr Leben auf dem Felde der Ehre endigen, oder erst nachher und bisweilen wohl spät, nachdem sie sich einen Rang und Lorbeere erworben haben, wieder in ihre väterlichen Klauen zurückkehren und dem Gott der Liebe huldigen.

In Vergnügungen, Aufwand und Lustbarkeiten aller Art fehlt es in Nebal nicht. In den öffentlichen Konzerten, die auf dem Saale des Schwarzenhäupterhauses gehalten werden, in dem adelichen und Bürgerklub, auf Bällen und Redouten, so wie in der Komödie, findet man die glänzendsten Gesellschaften. Das nach dem Plane des Herrn von Kopebue seit mehreren Jahren errichtete und noch jetzt bestehende Liebhabertheater verbindet, ausser dem Hauptzwecke des Vergnügens, mit der Bildung des Geschmacks noch eine edle Wohlthätigkeit. Das Abonnement und Eintrittsgeld ist nämlich nach Abzug aller Kosten für die Armen bestimmt, und vertribet der Ueberschuß in einem Jahre 900 bis 1000 Rubel betragen. Ein ehemals wohlbemittelter Bürger kam vor einigen Jahren durch Unglücksfälle so von seinem Vermögen herunter, daß es ihm schwer, ja unmöglich fiel, seinen Sohn, der in Leipzig studierte, fernerhin aus seinen Mitteln auf der Akademie zu unterstützen.

Die

Die

Die Gesellschaft entschloß sich, ihm zum Besten einige Schauspiele zu geben, und es kam so viel zusammen, daß der junge Mann noch zwei Jahre davon studieren konnte. Jeder Bürger zahlte seinen Rubel mit so viel mehr Bereitwilligkeit und Vergnügen, da er überzeugt war, daß das Geld gut angewendet wurde. Dergleichen Wohlthätigkeit bringt Neval Ehre. Ein blinder Harfenspieler aus Deutschland, der schon durch Herumgehen in den Häusern ein gutes Stück Geld gewonnen hatte, bat um die Erlaubniß, nach Endigung des gewöhnlichen Mittwochskonzerts spielen zu dürfen. Er erhielt sie leicht und brachte durch sein nur mittelmäßiges Spiel an diesem einzigen Abende 103 Rubel zusammen. Das glänzendste Schauspiel für die Nevaler, auf welches sie sich lange vorher freuen, ist der Jahrmarkt, der jährlich um Johannistag gehalten wird und 10 Tage dauert. Es kommt da die beau monde von der Stadt und dem Lande, Herrn und Damen von allen Ständen und Alter zusammen. Der Synodus der Nevalischen Geistlichkeit und der Prediger vom Lande versammelt sich dann und hält seine Sitzungen. Der zahlreiche Adel mit seinen eleganten Equipagen und Bedienungen zeigt sich um diese Zeit in seinem größten Glanze, und man sieht die Fräulein von ihren Müttern für Schau geführt. So anziehend dies alles für den dortigen Einwohner

wohner ist, so ist es doch für einen Fremden, der die Leipziger oder Frankfurter, ja nur die Kasseler oder Raminburger Messe gesehen hat, ein gewöhnlicher Anblick. Was den Aufenthalt in der Stadt um diese Zeit am angenehmsten macht, ist die Menge von Fremden und die zahlreichen Gesellschaften, unter denen man Freunde, Bekannte und Verwandte, Landsleute und alte Kumpane findet, die man in Jahren nicht gesprochen hat, und die nur zu Johannistag in die Stadt kommen. Meist ist dann das Rendezvous, der allgemeine Sammelplatz und das große Centrum, in welchem sich alles vereinigt, was sich einmal sehen und sprechen will. Um diese Zeit kreuzt und manövriert gewöhnlich die große Russische Flotte in der Ostsee, und gewährt von den Wällen und dem Domberge herab dem Zuschauer einen großen interessanten Anblick. Ein Wald von Masten in der Nähe und Ferne, eine Anzahl Kauffahrtsschiffe von verschiedenen Flaggen im Hafen und auf der Rbede, und eine unendliche Menge kleiner Fahrzeuge, Eüte Schauluppen u. verschiednen das Gewühl und machen die Scene mannichfaltiger. Das Fest Johannis wird von der ganzen Flotte mit einigen hundert Schüssen kanonirt, die das kleine Geschütz von den Wällen beantwortet. Es gewährt eine prächtige stolze Aussicht, wenn ein 24 Pfünder vor einem Linienchiffe abgefeuert wird; erst der Feuer:

Feuerblick, dann der auf der Spiegelfläche der
 See, wie eine weiße Wolke sich fortwälzende Puls
 verdampf, und endlich der Knall, der durch das
 Aufstoßen an die Ufer und Berge, wie ein lang-
 samer Donner fortrollt und in die Wälder hin-
 rauscht. Ueber alle Beschreibung groß und
 furchtbar aber war der Anblick, den am ersten
 Mai 1790 die Seeschlacht zwischen der Russi-
 schen und Schwedischen Flotte auf der
 Rbede bei Rewal darbot, und die ich vom Wal-
 le herab mit angesehen habe. Ich enthalte mich
 aller weitem Beschreibung, weil ich mich zu
 schwach fühle, das Majestätische, Schreckliche
 und Erschütternde dieser Scene, bei welcher die
 Wälle, die Stadt und die ganze Erde dröhren
 zu schildern. — Diese Mannichfaltigkeit
 der Auftritte, am meisten aber das unvermut-
 thete und doch gehoffte Zusammentreffen so viel-
 ler alten Freunde und Bekannten, ist mit des
 angenehmste auf dem Rewalschen Jahrmärkte.
 Man sieht da so viele und mancherlei Mens-
 chen, die weit und breit herum vom Lande,
 aus Petersburg, Moskau, Riga und andern
 Städten hier zusammenkommen, und die man
 großentheils schon ehemals gesehen zu haben sich
 erinnert. Es erweckt dies ganz eigene, nur in
 dieser Zeit so lebhaft empfindungen, eine
 Freude, Frohsinn und Herzenbergiessungen,
 deren man sonst nicht immer fähig ist. Das
 Wie:

Wiedersehen hat an sich schon immer etwas sehr Angenehmes, besonders aber zu einer Zeit, wo alle Sinne dem Vergnügen und der Freude geöffnet sind. — In Katharinenthal, einem Kaiserlichen, etwa eine Werst von der Stadt liegenden Lustschlosse und Garten, ist gewöhnlich um diese Zeit ein Freiball, daher unaufhörlich eine unzählige Menge Wagen die Straße bedecken, und noch mehr Fußgänger dahin wankeln, welches auf dem ganzen Wege ein mannichfaltiges buntes Ansehen macht. Das Gewimmel der Kuffinnen in ihren hellfarbigen taftenen Kleidern, der Soldaten und Matrosen, der ehestnischen Bäurinnen in ihrem Staarthe, alles giebt die angenehmste Abwechslung und einen sehr interessanten, unterhaltenden Anblick. Der Menschenbeobachter und Weltkennner findet bei diesem bunten Gewühl die schönste Gelegenheit, allerlei Bemerkungen zu machen. Petitmâtres und Petitmâtresen, männliche und weibliche Kofetten, Elegants, Müskadins, geschmückte Damen ledigen und ehelichen Standes, Adel und Bürgerliche, Militärs und Civilbeamte, kurz Menschen aus allen Ständen, von jedem Alter, Geschlecht und Würden, alles trägt sein individuelles, ihm eigenenthümliches Gepräge. Die meisten kommen zu sehen und sich sehen zu lassen,

— Spectatum veniunt,
Veniunt spectentur et ipsi.

Die jungen Herren schielen nach den Damen und ihren offenen oder verhüllten Busen, und diese blicken verstockt auf jene und ihre Uhrketten. — Ich dachte jedesmal: laßt sie einander immer besehen, und, that das nämliche. *Allein quid juvat aspectus, si non conceditur usus?* — Eben dieser Tag und einige der folgenden, ist so wie der erste März, der große allgemeine Zahlungstermin des Adels und der Kaufmannschaft, an dem Kontrakte, Arrenden *) Pachtungen, Käufe und Verkäufe geschlossen, Schulden, Zinsen und Kapitale abgetragen, Rechnungen berichtigt und Affordé gemacht oder aufgehoben werden. Diese beiden Tage, den 1sten März und 25ten Junius, nennt daher Herr von Rosebue, den 9ten und 11ten Tag im Fieber; denn wenn diese überstanden sind, hofft man, daß alles übrige gut

*) Ist der allgemeine Ausdruck in ganz Tief- und Ehiland für Pacht. Das letztere Wort hält der Adel aus Mißverstand für niedrig, und sagt daher lieber, ein Gut arrendiren für pachten. Sie lassen sich daher auch nicht Pächter, sondern Arrendatoren nennen, *quali vero.* —

gut gehen werde. Weina e der Adel des ganzen Landes ist an diesen beiden Tagen implicirt. Für viele sind es fatale Termine, die daher auch an demselben mit der ganzen Welt zönnen, und mit Gott, sich selbst und andern unzufrieden sind. Niemals reisen sie mit mehr Widerwillen in die Stadt, als im März und um Johannistag. Groß ist dann das Gewühl in den Häusern und Straßen, besonders auf den Stuben und Komtoirs der Kaufleute, groß bei vielen die Angst, nicht bezahlen zu können; größer bei mehreren die Verlegenheit, wie und wo sie Geld aufreiben sollen, und am allergrößten die Herzenserleichterung, wenn sie um billige Procente, welches erhalten haben. Da sollte jemand bei manchen die Mienen des Verdrußes und der Schaam sehen, wenn ihre Gläubiger, ein Kaufmann mit der Rechnung, ein Gutsbesitzer mit dem Pachtcontrakte u. s. w. kommen, und die Herren nichts haben; die ungestümmen Foderer zu befriedigen. Und dann die Vorgeser und Leihet, die Wucherer und Kapitalisten, jener ihre demüthige, oft kriechende Geberde, und die Arroganz, die eingebildete Superiorität und der stolze, wegwerfende Ton dieser: „ich kann nicht geben, — ich habe jetzt kein Geld auszuleihen,“ und die schmeichelnden Bitten, vorgezeigten Urkunden, Dokumente, Creditive, Hypotheksschriften der andern, wo
durch

durch sie bemerklich machen wollen und zu be-
 urkunden suchen, daß sie wieder bezahlen können.
 Man weiß eine drollichte Anekdote von einem
 Landrath von Ulrich und Baron Fersen,
 welcher letztere eben am Fenster saß, als ein
 Kaufmann, dem er 5000 Rubel schuldig war,
 auf sein Quactier zukam. „Ach der Heuler!
 da kommt der verwünschte B., der will ge-
 wiß Geld von mir haben. Bruder, was mach'
 ich?“ — Ulrich hieß ihn in aller Geschwindigkeit
 unter einen Tisch kriechen, der eine Klappe
 hatte, weil der Gläubiger schon zur Treppe
 herauf kam. Er hatte aber nicht fünf Minu-
 ten darunter gesteckt, als er von seinem Freun-
 de Ulrich, der ihn anfangs verläugnete, aus
 purer Schalkheit verrathen, zu seiner größten
 Beschämung hervortreten mußte, weil ihm dies
 ser, auf dringende Bitte des Kaufmanns, er
 müsse den Herrn Baron durchaus sprechen, end-
 lich zurief: „Fersen, komm vor, hier ist jes-
 mand, der nothwendig mit dir zu sprechen
 hat.“ —

Neval zählt, ohne das zahlreiche Militär
 und die Seesoldaten, die mit den Matrosen
 mehr denn 12000 Mann betragen, den Adel,
 die Geistlichkeit und die beim Civilstat mit an-
 gestellten Personen, über 10000 Menschen, die
 größtentheils aus Kaufleuten, Künstlern und
 Handwerkern bestehen. Juden werden in der
 Stadt

Stadt nicht geduldet, so wie deren überhaupt im Russischen Reiche seit Peter I. nicht allzu viele sind, weil dieser Kaiser auf ihre eingezeichnete Bittschrift antwortete: „meine Russen verstehen den Handel besser als ihr.“ Aber alle Religionsparthien finden ohne Unterschied und die geringste Schwierigkeit eine herzliche und willige Aufnahme. Die Katholiken hatten sogar — in einer ganz protestantischen Stadt — vor mehreren Jahren, (ich glaube von 1786 bis 1788,) ihr eigenes Bethaus und ihren besondern Gottesdienst, dem ein gewisser Vater Karl, welcher sich für einen Grafen von Schönauich ausgab, und von den Jesuiten aus Mohilew nach Reval geschickt war, vorstand. Die Kirchengebräuche der Protestanten sind im Wesentlichen dieselben, wie an andern Orten auch, mit dem kleinen Unterschiede, daß der Prediger bei der Austheilung des Abendmahls eine Art von Messgewand umhängt, noch außer dem Chorhemde. Das Aeußerliche, so wie das Innere einer Russischen Kirche und des ganzen Gottesdienstes, hat große Aehnlichkeit mit den Kirchengebräuchen und Cäremoniën der Katholiken, und dennoch kennt der Russe keinen hassenswürdigern Menschen als einen Katholiken, und nach diesen den Juden; denn auch diese Kirche hat den Grundsatz: extra ecclesiam non datur salus, ob sie gleich die Proselys

selbstenmacherei verabscheuet. Die vornehmste Gottesverehrung und Religiosität des gemeinen Russen besteht darin, daß er sich alle Augenblicke in und außer der Kirche, wenn er vor ein Kreuzifix oder Heiligenbild kommt, kreuzigt und segnet, sich vor seinem Bogen oder Heiligen bis ans Angesicht niedermirft, und ein unaufhörliches *Gospodipomilui*, d. i. Herr erbarme dich! ausruft. In einer solchen Russischen Kirche muß sich ein Fremder wohl hüten, daß er keinen Schein von Leichtsinne, Spott oder Gelächter blicken lasse, widrigenfalls er sich zu gewärtigen hat, daß er von einem Chorknaben oder der Schildwache, oft schon um des bloßen Plauderns willen, aus der Kirche herausgestoßen wird. Eben diese tiefe Ehrfurcht für die Heiligen und ihre Namen ist die Ursache, daß in ganz Kief- und Ehstland, so wie in allen übrigen Ländern und Provinzen des Russischen Reichs, noch der alte Kalender gebräuchlich ist, nach welchem man immer 11 Tage im Jahre vor andern Ländern zurück ist. Dies geschieht eben deswegen, weil sonst die Russen um einige Heiligentage, die in diese 11 Tage fallen, zu kurz kommen würden, deren Auslassung und unterbliebene Feiern in ihren Augen eine Todssünde wäre. Der oberste Geistliche bei den Russen in Neval heißt *Protopop* und stehet, so wie die Geistlichkeit

übers

überhärdt, bes. allen in sehr großem Ansehen.
 Er hat sogar die Ehre, daß ihm der Diakon
 nur oder ein anderer gemeiner Poppe, bei Hebers
 zehntig das Rauchfass in der Kirche, die
 Hand küßet. Eben dieses widerfähret auch dem
 übrigen Poppe von den gemeinen Müssen, welche
 sie ihnen auf der Straße begegnen. Zu dem
 Ansehen, welche sie in zwei Klassen einthei-
 len, in die Höhere und in die niedere, gehören
 auch, und zwar in die letztere Klasse, der Kü-
 fter, der Worfänger und die Ehrkraben, wels-
 che die Biber Angäuden, den Altar an, und
 abzuwehen, die Popen bedienend. Auf. f. Die
 Küffe meinte ich ebenfalls Popen, sie stehen
 auch an jedem Stocke. Es ist daher die Mei-
 nung, welcher Umstände, welche die russische
 kirchliche Verfassung nicht kennen, als wenn
 die russischen Popen Stockschläge bekämen,
 dahin zu berichten, daß dies nur von dem
 Kirchendienste zu verstehen ist. In der Admi-
 ralitätskirche, die in der Vorstadt liegt, blit-
 ich oft zu sein und machte durch einen Freund
 die Bekanntschaft des Küfters an derselben, der
 etwas Deutsch sprach. Das erste, was er uns
 zeigte, war das Allerheiligste. Es ist dies ein
 geräumiges, mit Ofen hin gebauetes Gemach,
 das durch eine übergoldete und mit allerlei
 Heiligenbildern und emblematischen Figuren
 gezeierte Schildemauer, von der übrigen Kirche,

wo das Volk ist, getrennet wird. Nach unsrer Vorstellung ist es der Ort, wo der Altar steht. Die Scheidewand, *Iconostas* genannt, reicht bis an die Decke und ist so hoch, daß kein Mensch darüberhin sehen kann. Hier hält sich hies die Person auf, welche mit der Gottheit in näherer Verbindung zu stehen geglaubt wird, der Pope und Protopope, nebst seinem Diakonus und Küster, und die Ehrfurcht vor diesem heiligen Orte verbietet, daß ein Laie, am wenigsten weiblichen Geschlechts, sich hinzuwagen darf. Gegen dieses Heiligtum wenden sich allemal die Russen, wenn sie beten. Es ist in drei Zimmer neben einander eingetheilt, die durch Kommunikationsthüren verbunden sind, und auch drei Thüren in die Kirche haben. Durch die mittlere gehet allemal der Pope heraus, wenn er liest, singt oder das Abendmahl austheilt, und das Kreuzifix und Evangelienbuch dem Laien zum Küssen hinreicht. In dem mittlern Zimmer ist auch der freistehende Altar oder Tisch, der nie an die Wand angebauet ist. Hier hält sich der Pope am allermeisten auf, und es macht das Allerheiligste im engsten Verstande aus, so wie die zwei Nebenkabinette etwa Sakristeien genannt werden könnten. Der Lehrstuhl des Popen steht gerade auf einem erhabenen Absatze und von einer Gallerie bogenförmig eingeschlossen, das

davor. Auf demselben, der aber mehr einer freien Rednerbühne als einer Kanzel ähnlich ist, hält der Pape seine Reden und Ermahnungen an das Volk, denn Kanzeln sieht man in keiner Russischen Kirche. — Noch zeigte uns dieser Russe einige Kerzen, welche aus dem innern Kern des Holunderbaums mit Zusätzen von Phosphor, Wachs und Fett getränkt, gemacht werden, wie dünne Wachskerzen aussehen, jedoch ohne Docht, von denen er uns versicherte, daß ein Stück Gliedeslang, 24 Stunden brennte. Diese braucht man nur bei seltenen Gelegenheiten, und ganz besonders heiligen Handlungen.

Daß die Straßen der Stadt enge und im Herbst und Frühling schmutzig und unrein sind, habe ich im Vorhergehenden erwähnt. Besonders ist der Roth und der mit Schnee und Wasser vermischte Mist im März arg und höchst beschwerlich. Das unaufhörliche Fahren und Rollen von Equipagen, Schlitten, und Fuhrn aller Art, zu einer Zeit, wo der Adel beinahe des ganzen Landes in der Stadt ist, und die Zufuhren vermehrt, das um diese Zeit schon oft eintretende Thauwetter, die schlecht unterhaltenen Laternen und die Diebereien der Mastrofen, machen das Gehen, besonders des Abends, äußerst unsicher und gefährlich und man ist genöthiget, zu fahren, man mag wol

len oder nicht. Am Tage reinigen die Bürger ihre Dächer vom Schnee und es stürzen bisweilen ganze Gletscher herab, denen man kaum entkommen kann. In den Gassen strömt dann das Wasser und man wadet an vielen Orten bis an den Knöchel darin. Mit Mühe drängt man sich durch die vielen Russischen und Ehstnischen Bauernwagen, Equipagen, Fuhrn, Pferde und Schlitten, Menschen und Thiere allerlei Art hindurch und wird alle Augenblicke gestoßen, besprügt, weggeschoben und getreten. Auf beiden Seiten der Straßen, wo die Buden und Kramläden sind, geht der Schnee eine Elle tief abwärts, so daß in der Mitte ein sprudelnder Damm ist, und in abhängig laufenden Straßen glitscht man oft mehr, als daß man geht. So angenehm also auch im Sommer der Aufenthalt in Reval ist, so unangenehm und verleidet wird er einem im Winter, weshalb ich auch jedesmal so sehr als möglich eilte, aus dem Schmutze herauszukommen.

Außer der eigentlichen Bürgerschaft in Reval oder den deutschen Bewohnern der Stadt, findet man auch noch häufig Russen, Ehstn und Schweden. Die erstern nähren sich hauptsächlich von der Gärtnerei und dem Handel mit Russischen Waaren, die freilich an Schönheit, Feinheit, Geschmack und Dauer den deutschen, französischen und englischen weit nachsehen.

Eie

Sie leben gegen eine gewisse Abgabe an ihre Russische Erbheern in dem Genuße ihrer Freiheit, und haben die Erlaubniß, nach eigener Willkühr ein Gewerbe zu treiben und so ihr Brod zu verdienen. Ein Beispiel der Geschäftigkeit und Betriebsamkeit des erfinderischen Genies und des Geistes, der auf eigne Speculation seine Kräfte und Fähigkeiten ungehindert nutzen darf! Sie sind im Handel äußerst schlaun, schlagen über die Hälfte vor und hauen den Fremden, der das Dingen und die Art, wie man mit ihnen handeln muß, nicht kennt, gern über das Ohr. Doch lassen sie bald im Fodern nach und es ist mit ihnen billiger handeln als mit vielen Deutschen. Ungeachtet sie unter sich selbst eine Art von Obrigkeit haben, stehen sie doch noch außerdem unter einem besondern Kronoffizianten der Stadt. — Die Schweden und Esten leben ebenfalls von allerlei Gewerbe; von Fischen und Fischhandel, sie sind Knechte bei Kaufleuten, oder arbeiten für Tagelohn, Fuhrleute, Handlanger, öffentliche Arbeiter und dergleichen und mehrentheils freie oder freigelassene Leute. Die Esten dienen besonders als Ammen, Mägde, Stubenmädchen und müssen den verdingenen Lohn, wenn sie noch Leibeigene sind, ihrem Erbheern abgeben für die Erlaubniß, sich von ihrer Heimath entfernen und in der Stadt dienen zu können. Sie wohnen sämtlich in den Dorfstädten

ten oder Sloboden, und führen in Vergleichung mit den Erbbauern ein ganz gemächliches Leben. Jede dieser Nation redet ihre besondere Sprache unter sich, und mit andern die, welche diese eben verstehen. Daher kommt es, daß man in Reval, Riga, Narwa, Pernau, und an andere Orten von Jugend auf mehrere Sprachen reden lernt, aber selten eine recht rein! und es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, Kinder und junge Bursche oder Mädchen mit gleicher Fertigkeit bei vorkommenden Falle bald Deutsch, Ehstnisch und Russisch, bald auch wohl bisweilen Schwedisch, Lettisch und Finnisch reden zu hören; mit ihren Aeltern Deutsch oder Französisch, mit der Amme, den Dienstmädchen und andern Domestiken, Ehstnisch, bei einer Russischen Bude, Russisch, mit einem Schwedischen Knechte oder Fischer Schwedisch, und mit einem Lettischen oder Finnischen Bauer Lettisch und Finnisch. Das meiste und beste Russische hört man beim Militär, wovon gewöhnlich ein Regiment von 1000 Mann in der Stadt liegt. Die Härte und Tapferkeit des russischen Soldaten ist bekannt. Ich habe sie oft auf der Parade gesehen und nicht sowohl ihr schönes Aeußerliche als ihr martialisches Ansehen bewundert. Ihre Manövers machen sie bei aller ihrer Plumpheit und Unbehüllichkeit immer noch gut genug. Während dem Schwedischrussischen Kriege lagen
auch

auch noch einige Kompagnien Kosaken in der Stadt. Dieses an dem Don, Ural und der Wolga wohnende Volk hat Rußland in seinen Kriegen von jeher sehr viele und wesentliche Dienste geleistet. Sie sind ein muthiges kühnes und ungemein wohlberittenes Volk. Der Kosak hat eine starke Waffenrüstung, die aus einer Pike, einem Säbel, Karabiner, zwei Pistolen und einem großen Streitmesser besteht. Sein vornehmstes Waffenstück, woran man ihn gleich erkennt, ist die 10 bis 12 Fuß lange Pike, welche an der Spitze mit Eisen beschlagen ist, und am untern Ende einen ledernen Ring hat, in welchen, so wie in dem Steigbügel seines Pferdes, der Kosak mit dem rechten Fuße steht. Damit sie beim Reiten nicht zu sehr hin und her schwanke, ist sie mit einem gelbledernen Bande an einen Brustknopf befestiget, vom dem er sie zur Zeit des Angriffs losmacht und mit der rechten Hand, so wie vermittelst des ledernen Ringes, in dem er mit dem Fuße steht, mit dem Leibe seines Pferdes in gerade Richtung bringt, und ihr beim Zustoßen mit dem rechten Fuße den Nachdruck giebt. Auf der linken Seite hängt ein langer Säbel, quer über den Rücken der Karabiner, ein Feuergewehr, das gemeinlich eine Kugelbüchse ist; vorn in einem Gurte oder in zwei Halstern, ein Paar Pistolen und ein gewaltiges Messer oder Dolch, das in einer Schei-

Scheide oder Futteral, so wie das, worin bei uns der Infanterist das Bajonet verwahrt, steckt. Außerdem hält er noch in der Hand einen Knüttel, eine kleine kurze Peitsche, mit welcher er sowohl sein Pferd, als den überwundenen oder wehlosen Feind züchtrigt. So reitet er gewöhnlich einher, ohne eben allemal sonderlich Reiz und Glüd zu halten. Er bekommt auch nicht mehr als 12 Rubel jährlich Löhning, wovon er sich und sein Pferd erhalten muß. Die meisten haben aber noch eignes Vermögen oder Zuschuß von Hause. Sie machen eigentlich keine besondere Nation aus, sondern sind mehr ein eigener Stand in der Russischen Nation, von der sie weder der Sprache noch der Religion nach unterschieden sind. Ich werde in der Folge, und vielleicht in einem besondern Anhang mehr von ihnen zu erzählen Gelegenheit finden, daher ich hier abbreche, weil ich mich jetzt bloß auf die Beschreibung der Stadt Reval und ihrer Einwohner einschränken muß.

Der beste und schönste Theil der Stadt ist der Dom, welcher auf der westlichen Seite der Stadt auf einer Anhöhe liegt, mit Mauern, Bollwerken, Thürmen und Bastionen nach alter Art wohl verwahrt ist, die Aussicht über die Fläche der See beherrscht und von den ankommenden Schiffen sehr weit gesehen wird. Man findet hier die vornehmsten und prächtigsten Häuser

Häuser: des reichen Adels, darunter sich besonders das Schloß, worin der Gouverneur und die Regierung ihren Sitz haben, und das neu erbaute noch nicht vollendete gräflich Steinbofsche Palais, auszeichnen. Das letztere hat schon über 30000 Rubel zu bauen gekostet und wird ein wahrer Petersburgischer Pallast. Die an der Seeite liegenden Häuser gewähren wegen ihrer Höhe und der daran stehenden Gärten, und weil sie gleichsam wie auf einem Walle liegen, eine vortheilhafte Aussicht nach dem mit Schiffen besetzten Hafen, auf die gegen überliegenden Inseln Mar gen, Wul f, Groß und Klein Karls, und die ganze umliegende Gegend. Von da nimmt sich das prächtvolle Schauspiel der alljährlich im Junius krenzenden und konkurrenrenden Russischen Flotte am schönsten aus. Den 23ten Junius fiel ehemals das Thronbesteigungsfest der verstorbenen großen Kaiserin Katharina II. Ich war um diese Zeit gemeinlich in der Stadt, als der Jahrmärtsperiode, und feierte allemal diesen glänzenden Tag auf dem Dome. Das Läuten der Glocken, besonders das schöne Geläute auf dem Olaitthurme, der weit in die See hinein gesehen wird, und in den Russischen Kirchen, der Donner der Kanonen von den Wällen und von der Flotte, kündigte ihn an. Hinter dem Steinbofschen Pallaste überseht man die ganze bei Wiemö, einem

einem dem Grafen Steinbock gehörigen Gute und der Insel Marjen liegende Flotte, und hört das Feuern und die laute Musik deutlich. Ein prächtiger, majestätischer Anblick! das dumpfe Getöse des krachenden Geschüßes auf dem Meere in einer Entfernung von mehr als einer Meile, und das lange Echo in den nahen und fernem Wäldern und Gebirgen erfüllten die Seele mit Schauer und Entzücken zugleich. — Nächst jenen beiden Pallästen ist die Domkirche das vorzüglichste Gebäude. Sie gehört der Ritterschaft, so wie fast der ganze Dom zu, und diese unterhält auch an derselben zwei Prediger. Die vor etwa 17 Jahren neuerbaute Orgel hat 1000 Rubel gekostet und ist nach der Versicherung der Kenner ein vortreflich Werk. Der Organist ist Herr Böcker, ein Schüler des berühmten Mittel in Erfurth, und mithin ein Meister in seiner Kunst. Die herrliche Orgel verdient einem solchen Spieler und ein solcher Spieler ist dieser Orgel werth. In dieser Kirche ist unter andern schönen Denkmälern vornämlich das Monument des verstorbenen Admirals Greighs, der in dem letzten Schwedischen Kriege mit Rußland die Kaiserliche Flotte kommandirte und die Schweden ein Paar mal tüchtig schlug, sehr henstwerth. Katharina die II. ließ es ihm aus Dankbarkeit ein Jahr nach seinem Tode setzen. Es ist von Carrarischen Marmor, in der Form eines

eines Sarkophags mit drei Gefäßen und hat mit dem Transport aus Italien, wo es verfertigt wurde, 25000 Rubel gekostet. An beiden Enden sitzen zwei weibliche Genien, die in Trauer ergewand und mit Thränen in den Augen, kummervoll und schmerzhaft den Kopf auf einem Arm stützen. Der Falkenwurf ist gut gearbeitet und die gesenkte Lage des Kopfs sehr ausdrucksvoll. Auf der Vorderseite stehen zwei Kriegsgötter, nackt und mit Trophäen; oben sind drei Flaggen, weiß und blau, alles sauber und fein mit Säulen und Girlanden geziert. — Der Thurm an dieser Kirche soll nach dem Zeugniß einiger gereiseten Kavaliere mit dem Strasburger Münster gleiche Höhe haben. Ich glaube es, wenn man die beträchtliche Anhöhe, auf der er liegt, dazu nimmt. Auf dem Dome ist auch die Dom- oder Ritterschule nebst den Wohnhäusern der Lehrer dieses wohl eingerichteten Instituts. Es sind an derselben 4 Professoren, und 4 Kollaboratoren angestellt, an deren Spitze der Herr Direktor Liedeßhl steht. Ihre Stiftung verdankt sie der Kaiserin Katharina II. welche sie mit der Rigischen zugleich im Jahre 1772 errichtete, aber die Erhaltung und Unterstützung derselben hängt von dem Adel des Russischen Gouvernements ab, dessen Söhne nebst andern jungen Leuten von guter Herkunft, von sehr würdigen und geschickten Lehrern in allen
Wiss

Wissenschaften und Sprachen, die ein junger Kavallerist nöthig hat, unterrichtet werden. Man findet auch bei einem großen Theile des Nobels viel Kultur, Aufklärung, feine Kenntnisse und Liebe mit Achtung für die Wissenschaften und Gelehrten. Auf dem Dome ist auch das Ritterschaftshaus, ein Ritterschaftsmarkt und eine Rittergasse. In Petersburg hat der Ehrländische Adel mehrere Freundschaften der Ruffländische.

zu sich gedachte vorhin des Thronbesteigungsfestes der verstorbenen Kaiserin. Dergleichen sogenannten Kronfeierstage giebt es in Rußland eine große Anzahl, und sie sind eine Veranlassung zu vielem Müßiggange. Die vielen Geburts- und Namensfeste der erlauchten Kaiserlichen Familie, die Ritter- und Ordensfeierstage, die Gedächtnisstage so vieler merkwürdigen Schlachten und Siege, nehmen einen beträchtlichen Theil des Jahres weg, und sollten von einer weisen Regierung billig abgeschafft werden. Beiläufig bemerke ich, daß die Russen bei vielen dreißilbigen Worten, als Pultawa, Suwarow, Otschakow, den Ton nicht auf die erste, sondern auf die mittlere Silbe legen. (Wie würde da mancher Professor der Geschichte, der Rußsich Otschakow und Pultawa liest und spricht, horchen!) Gewöhnlich kündigen solche feierliche Tage das Lärchen
der

der Glocken und Schmettern der Kanonen an; so wie nächtliche Erleuchtungen und Schmausereien; besonders beim Gouverneur, der zu dem Ende ein besonderes Tafelgut erhält, sie endigen. Alle Buden und Läden der Hansteuer, Krämer und Handwerker sind an solchen Tagen geschlossen, und nur wenige arbeiten; vornämlich bei den Russen. Die Erleuchtungen sind sogar durch eine besondere Ukase geboten; und auf die Unterlassung derselben ist eine nachdrückliche Strafe gesetzt. Doch hat seit einigen Jahren diese Strenge nachgelassen. Das 20. Jahre zurück ist ein Russischer Geistlicher, (wie mir ist versichert worden,) der sein Haus nicht illuminiert hatte, auf Befehl des damaligen Gouverneurs, des Prinzen von Holstein-Beck, des Nachts aus dem Bette geholt worden und hat die Padoggen bekommen, d. i. man hat ihn mit kleinen hölzernen Sträben auf den bloßen Rücken und Bauch geschlagen. Vorwärts, unter Elisabeth soll der Pöbel sogar noch überdies die Erlaubniß gehabt haben, jedem, der nicht erleuchtet hatte, die Fenster einzuwerfen. Alles dies aber hat jetzt aufgehört, und durch den in allen Kirchen gehaltenen und mit Läuten, Abfeuern des Geschüzes und Pauken und Trompeten begleiteten Gottesdienst bleibt ein solcher Tag immer noch feierlich genug.

Rix

Kirchen in der Stadt und in den Vorstädten zählt man überhaupt 10. Außer der auf dem Dome, welche bloß dem Adel gehört und auch ganz von ihm erhalten wird, sind noch 6 in der Stadt selbst und in den Vorstädten, wovon 4 den Protestanten und 6 den Russen gehören. Die Hauptkirche unter denen in der Stadt ist die St. Klai Kirche. Sie hat einen ungemein hohen Thurm, das schönste Geläute und eine eigene kleine Bibliothek. Den Fremden zeigt man auch einige Merkwürdigkeiten, als einen von Holz geschnitzten Söjzen der alten heidnischen Echten, einen eigens händigen Brief von Dr. Luther, (wie dieser hiehergekommen, begreife ich nicht,) und einige Reliquien. Die schöne große Orgel ist einige Jahre vor der auf dem Dome erbauet worden. Sie ist ein 16füßiges Werk, hat starke Bässe und sonst schöne Stimmen, und, nach der Versicherung meines würdigen Landsmannes, des Herrn Böcker, eines großen Kenners, noch Vorzüge vor der schönen Orgel in der Predigerkirche zu Erfurt. Vor ihrer Erbauung hatte sie einen andern Platz, und wie mich dünkt, einen weit schieflichen und der Symmetrie gemäßen, nämlich gerade dem Altar gegenüber an der Kirchmauer. Man hat sie aber von da wegbringen müssen, weil der Blitz einigemal eingeschlagen hat, und nun steht sie mitten in
der

der Kirche. Man schreibt dieses mehrmals erfolgte Unglück dem sehr hohen Thurne zu, der gerade an dieser Seite der Mauer steht. — Die St. Nikolaikirche, welche so wie jene für die deutschen Gemeinden bestimmt ist, und ebenfalls zwei Prediger hat, zeigt eine in der That sehenswerthe Merkwürdigkeit. In einem besondern steinernen Gewölbe an der Mauer rechts bei der großen Thür, liegt über der Erde hinter einem starken eisernen Gitter, die unverwesete Leiche des ehemals berühmten Russisch-kaiserlichen Generals Duc de Croix. Er soll aus Spanien herkommen und mit dem königlichen Hause verwandt gewesen seyn. Er trat bei Peter I. in Kriegsdienste, und wurde in der Schlacht bei Narwa, die größtentheils durch seine Schuld verlohren gieng, obgleich er gesagt hatte: „wenn die Schweden kommen, wollen wir sie mit Knüppeln todt schlagen,“ gefangen genommen und nach Reval gebracht. (Anderere sagen, er sey dahin geflohen.) Er starb nicht lange darauf, und wegen seiner großen Schulden, die er nicht bezahlen konnte, und, die der Kaiser, der von ihm bewiesenen Feigheit halber, nicht bezahlen wollte, wurde ihm ein ehrliches Begräbniß streitig gemacht, und die Beerdigung mithin aufgeschoben. Man balsamirte seinen Leichnam ein, und brachte ihn, wegen eines an dem in schwarzen Sammet

met eingelegten Sarge und in Seide mit brei-
 ten Goldfrängen gekleideten Körper begangenen
 Diebstahls, in sichere Verwahrung in dieses
 Gewölbe, wo er in völlig Spanischer Klei-
 dung, mit einer Allongeperücke und dem Königs
 handschabe in der Hand, (weil man weiter an
 seine Vererdigung nicht dachte,) noch ganz un-
 verfehrt jedermann zur Schau da liegt. Der
 Körper ist so hart wie Stein, und gleicht ei-
 nem von Holz ausgehauenen Bilde, ganz aus-
 getrocknet und unverweset, nur hier und da
 von Mäusen ein wenig beschädigt. Dies hindert
 aber das Erkennen seiner Gesichtszüge im
 geringsten nicht. Er hat zwei Paar seidne
 Strümpfe aus die ganz gelb geworden sind.
 Der Abdruck eines menschlichen Körpers, der
 schon beinahe 100 Jahre ganz unverfehrt in
 einem Sarge liegt, hat etwas Schauerhaftes.
 Der widerige Geruch, das dicke Lödengewölbe,
 die Decke von schwarzem Sammet und allerlei
 andere sich dazu gesellennde Vorstellungen ver-
 mehren noch den schickhaften Eindruck. —
 Die zwei übrigen Kirchen sind die Chinesische
 und Schwedische, in welcher letzteren auch Fin-
 nisch gepredigt wird. Außer dieser liegt noch
 eine kleine in der Vorstadt, die Siebenkirche
 genannt. Ich führe sie deswegen an, weil als
 dem Gebrauch und Unständigkeit zuwider ober
 darüber ein Krankenhaus und Spinnhaus ist, wor-
 in

In man siehe Personen und liederliche strafbare Dirnen von allerlei Art bringt. Es wird darin wechselsweise bald Schwedisch, bald Finisch gepredigt. In diesen Kirchen in der Stadt stehen zusammen 8 Prediger, welche das Stadtministerium ausmachen. Die Superintendentur ist bei der Dlai, als der Hauptkirche, und der älteste Prediger ist jedesmal Superintendentens. Dieses Stadtministerium fortiert unter dem Magistrate, das Konsistorium aber, welches aus den beiden Predigern an der Domskirche und den Präbsten, so wie aus einigen Predigern vom Lande besteht, und einen von der Krone gesetzten Präsidenten an seiner Spitze hat, ist dem Adel und dem Kaiserlichen Gerichtshofe untergeordnet.

Die so schädliche Gewohnheit, Leichen in die Kirchen zu begraben, findet seit der weisen Regierung Katharinens II. in Reval, so wie überhaupt in ganz Lief- und Estland, nicht mehr Statt. Die angesehensten Personen und selbst die Prediger müssen auf den Kirchhof, der in den meisten Fällen ausserhalb der Stadt ist, begraben werden. Nur Adliche, besonders auf dem Lande, haben ihre eigene Begräbnisse, aber ebenfalls auf dem Kirchhofe. Leichenpredigten hört man selten, weil sie ein bloßes Privilegium des Adels und der Bürgermeister sind, und sogenannte Parentationen kennt man

gar nicht. Uebrigens ist auch Hier die Gerechtigkeit, die Todten des Nachts zu beerdigen, und den Lebenden den so feierlichen, rührenden und auf die Seele Eindruck machenden Anblick und Gedanken des Todes zu entziehen. An Armenspflegen, Kranken, Waisen, und Zuchthäusern fehlt es nicht, auch für milde Erbtungen und Einrichtungen für adliche und geistliche Wittwen ist hinlänglich gesorgt. In Dorpat und Jellin sind zwei ansehnliche Pevdigerwittwenkassen. Freitische und Stipendien für Studierende findet man in Reval einige, nur daß die Verfügungen dabei noch mangelhaft sind. Aber die Schulanstalten der Stadt sind dafür desto besser. Außer der auf dem Dome befindlichen Mitterschule findet man noch das Stadtgymnasium mit vier guten und würdigen Professoren und Kollaboratoren besetzt, eine Trivialschule mit 3 Lehrern, und 4 Volksschulen, worin Deutsch, Estnisch, Schwedisch und Finnisch, nebst Christenthum gelehrt wird. Die Krone selbst hat aber in Reval keine Schule, keine Kirche, außer den 6 aemen Russischen Kirchen, und kein Konsistocium. Universitäten sucht man, wenn nicht die im Werke stehende zu Stande kommt, in Est; und Liefland, so wie im ganzen Russischen Reiche, vergeblich, denn die zu Moskau ist eine bloße Popenchule.

S. Lindt war in Dorpat. S.

Fabriken und Manufakturen hat die Stadt, so wie das ganze Land wenig. Die Zürgenssche Spiegelfabrik liefert schöne Stücke, und die wenigen Kattunmanufakturen und Gerbereien geben weder hinreichende Beschäftigung, noch Zeuge und Leder genug. Auch die beiden Druckereien, wovon eine in der Stadt und eine auf dem Dome ist, sind nicht hinlänglich beschäftigt. Die Bornwasser'sche Buch- und Kunsthandlung und noch zwei Lesbibliotheken versorgen Stadt und Land mit Geistes- und Geschmacksnahrung überflüssig. An neuen Musikalien und Kupferstichen aller Art lassen sie es auch nicht fehlen, nur daß die Preise sehr hoch angesetzt sind, so daß man seine Wünsche durch Verschreibung vom Auslande mit mäßigeren Kosten befriedigen kann. Die Handlung, besonders zu Wasser, ist ziemlich ansehnlich, sie muß aber der Nigischen weichen. Die Ausfuhr beträgt in guten Jahren beinahe eine Million Rubel und der Zoll aller aus- und eingehenden Waaren ein Jahr ins andere gerechnet etwa 400,000 Rubel. Die Zahl der einlaufenden Kauffahrteischiffe ist 120 bis 160. Ihr Hafen ist von dem der Kriegsschiffe unterschieden, beide aber sind von keiner Bedeutung. Revals Handel erstreckt sich nach England, Holland, Spanien, Schweden, Dänemark, Pohlen und Petersburg, vornämlich aber nach Lübeck und verschiedene

D 2

Handl

Hanseestädte in Deutschland, und wird durch die daranstoßende Ostsee gar sehr erleichtert. Vor einigen Jahren that ihm Pernau Abbruch, weil daselbst der Hudeleien und Chitanen von den Zollesfizianten gegen die Kaufleute und Schiffer wenigere waren, und die Revalschen Kaufleute im Winter für das Korn nicht so viel bieten als die Pernauer, auch insgemein am Salze zu kurz kommen. Die Haupthandelshäuser sind die Deutschen, denn die Russischen sind von gar keiner Bedeutung, und machen weder Wechsel, noch Expeditionsgeschäfte in das Ausland, oder von denselben. Die ersten Schiffe kommen gewöhnlich im Anfange des April und die letzten zu Ende des Oktober, bisweilen auch im November an. Den Winter hindurch ruht der Seehandel, und dann beginnt der inländische oder Landhandel mit Schlitten nach und von Petersburg, Moskau, ins Nigische, nach Kursland, Pohlen u. s. w. Die eingehenden Waaren sind Wein, Franzbrantewein, frische und getrocknete Früchte, Spezereienwaaren, Holländische, Englische und Deutsche Tücher und Seidenwaaren, baumwollene und leinene Fabrikate, Galanterie, und Eisenwaaren, Englisch Bier, Arrak Rum, musikalische Instrumente, Handwerksgeräthe aller Art, Möbblement, Artikel des Luxus und der Mode, Salz, wollene Zeuge, Uhren, Englisches Steingut, Heeringe, Baumöl, Papier,

Bd.

Bücher, Kupferstiche, Glas und Glaswaaren u. a. m. Zur Ausfuhr oder Rückfracht findet sich nicht so viel, daß alle Schiffe beladen werden könnten, daher viele mit Ballast nach Hause gehen; doch schifft Neval noch am meisten aus: Korn, Brantwein, Flachs, Hanf, Eisen, Leinsamen, Holz und Bretter, etwas Theer und Pech, Wachs, Hausenblase, Pelzwerk, Felle und Leder, Potasche, Talg, Seife und Borsten. Die Bilanz der einkommenden Waaren, gegen die ausgehenden beträgt beinahe Zweidrittel, so daß den Ausländer über die Hälfte baar bezahlt wird.

Die Befestigungswerke der Stadt sind nicht sehr bedeutend, doch hat sie einen Wall, eine Mauer, Graben, Bastionen und Kavelins, welche zahlreich mit Artillerie besetzt sind, und von der Seeseite mit mehreren Batterien und Wachtschiffen gedeckt werden. — An Fischen giebt es einem großen Ueberfluß und sie sind deswegen wohlfeiler als in den meisten Orten Deutschlands. Den Lachs und Kablian, welche man auf sehr mannichfaltige Art zuzubereiten weiß, ist man als eine Delikatesse häufig; der Aal, die Neunaugen, der Hecht, Wahrs, Karauschen, Brachsen und Weisfisch kommen fast auf jeden Tisch, und die Strömlinge, eine kleine Art Heeringe, nebst ihrer Abart, den noch kleinern Källoströmlingen, sind die gemeinste Sorte von
Fis

Fischen und die tägliche Speise der Bauern und Domstiken, dabei aber wohlschmeckend, wenn sie gut zubereitet werden. — Die weit gesünztern, aus Taffent, Atlas, Gros de Tour, baumwollenem Zeuge oder Kattun und Leinwand bestehenden, mit Baumwolle oder gesottenen Werg ge dicht durchnähten, und gegen die schweren erhitzenden Federbetten ungemein leichte Bettsdecken sind auch hier, wie beinahe im ganz Niederfachsen, allgemein im Gebrauche. Dem Thüringer, der an die dicken Oberfissen gewöhnt ist, kommt es anfangs fremd und kühl darunter vor, allein man wird ihrer bald gewohnt und schläft weit sanfter und ruhiger darunter. Nicht weniger ist die hiesige Art zu heizen, so wie die Form und Bauart der Oefen, von der Deutschen ganz verschieden. Man findet hier Oefen von solcher Größe, daß man sie bei uns kaum in eine Stube würde bringen können. Sie sind alle entweder aus Stein, Ziegel oder Porzellan gebaut, ein und einen halben auch wohl ganzen Fuß dick, erfordern viel Holz, halten aber auch dafür die Wärme desto länger, und sind an allen Oefnungen und Zugröhren mit Klappen, Schiebern und Thüren versehen, die während des Heizens geöffnet, und sobald das Holz ausgebrannt ist und die Kohlengluth anfängt, zugemacht werden, so daß die Wärme nicht in den Schornstein fliegen kann, sondern durchaus in

in die Stube dringen muß. Den Ofenbau, Zug und die Circulation des Feuers verstehen die Russischen und Ehknischen Lösser besser zu berechnen, als die Deutschen. Ein solcher Ofen hält den ganzen Tag und die folgende Nacht die Wärme, denn gewöhnlich heizt man, selbst bei großer Kälte, nur einmal, und zwar des Morgens, ein. Bei außerordentlicher heftiger Kälte wird auch wohl des Abends, vor Schlafengehen noch einmal geheizt, damit die Zimmer alle temperirt sind, denn man schläft nie in einer kalten Kammer. Eisene Ofen findet man äußerst selten, blecherne oder Windöfen gar nicht, und diese würden auch bei der heftigen Kälte wenig oder nichts nützen. Mit Reisbündeln oder Stroh zu heizen würde Lachen erwecken und wenig vor schlagen; man glaubt es auch kaum, wenn man erzählt, daß in Deutschland viel damit geheizt wird. Da die Häuser größtentheils so gebaut sind, daß man aus einem Zimmer gleich in das andere kommt; so läßt man alle Thüren offen, heizet jedes Zimmer einzeln, da man selten eins findet, das keinen Ofen hätte, und so kommt die Wärme aus einem in das andere, so daß eine ganze Etage geheizt und warm ist, man mag gehen in welches Zimmer man will. Die andern Stuben ausser der Wohnstube, ob sie gleich Ofen haben und geheizt werden, nennt man hier
durch

durchgängig in den gewöhnlichen Bürgerhäusern Kammern, als die Schreibekammer, Gastkammer, Studierkammer u. s. w.

Außer dem Schlosse und einigen Pallästen des reichern Adels hat Neval wenig schöne, sich auszeichnende Gebäude. Die Börse und das Rathhaus sind schlecht und altfränkisch gebaut. Die Wohnhäuser der Kaufleute und wohlhabenden Bürger sind meistens von Stein, mit dem Giebel vorn heraus; das Erdgeschöß besteht gewöhnlich aus Gewölben, Kellern oder Waarenlagern, Cousterrains und Gemächern für Domesticken und Leibeigene, und hat weit in die Gasse hervorstehende Buden oder Läden und Kellerhälfe, welche die Straßen verengern und unansehnlich machen. Was mir gleich beim ersten Anblick in Neval sehr auffiel, war das Zeughaus, über dessen Eingangsthür ein Kanonier gemahlt ist, der eine Kanone loszündet. So weiß man doch hübsch, wo das Zeughaus ist. An öffentlichen Gasthöfen, Schenken oder Wirthshäusern ist in der Stadt Mangel, daher pflegen Fremde gemeiniglich in einem Bürgerchaufe, bei einem guten Freunde, oder sonstigem Bekannten in der Stadt selbst, oder in der Vorstadt zu logieren. Weil man sehr gastfrei und gefellig ist, erlangt man bald die gewünschesten Bekanntschaften. Die Stadt Hamburg ist der einzige öffentliche Gasthof von

Ne

Bedeutung, allein es ist daselbst über die Massen theuer. In den Vorstädten findet man noch eher Unterkunft, aber freilich in bloßen Kneipen oder auf Lusthöfchen. Ueberall aber hat man, besonders seit der Französischen Revolution, die größte Vorsicht und Klugheit in seinen Aeußerungen und Urtheilen nöthig, denn an jedem öffentlichen Orte sind Aufklärer bestellt, die fleißig nach St. Petersburg rapportiren, was hier und da gesprochen wird. Dies ist zwar das Mittel, hinter die Gefinnungen der Unterthanen zu kommen, aber wahrlich nicht der Weg, Unzufriedenheit und Empörung vorzubeugen. Daß es auch in Reval an Jakobinern nicht fehlt, läßt sich nach dem Geiste der Zeit erwarten, aber zu befürchten hat Rußland von ihnen gar nichts.

Da die Revaler ein jovialischer, lustiger Schlag Leute sind; so wissen sie sich auf allerlei Art zu belustigen und die Zeit zu verkürzen. Außer den vorher angeführten öffentlichen Vergnügungen auf Bällen, Redouten, in Klubben und Konzerten, besuchen sie noch die Gärten außerhalb der Stadt, davon ich nur den Samperfschen und Korneliusfschen anführe, und mancherlei Lusthöfchen, wo Speisen, Getränke, Billiarde und Kegelbahnen zu finden sind; dahin gehören z. B. Katharinenthal, Charlottenthal, Wittenhof, Ziegel

gelskoppel, (eine schöne romantische Gegend, wo viele Ziegen weiden,) Lüders Höfchen, Löwenruh u. a. m. Ein besonderes Vergnügen für die Städter ist im Sommer das hiesige Landleben. Da ziehen sie mit Sack und Pack, Provision, Möbbliment, Küchengeschirre und Betten, kurz mit allem Möglichen, gleich der Familie Loths aus Sodom, hinaus aufs Land, gewöhnlich in eine elende Bauernhütte, selten auf einen adlichen Hof, leben daselbst 14 Tage oder 3 Wochen, wirthschaften, gehen spazieren, essen, trinken und schlafen. Da dievertirt sie jedes Grassälmlchen, jeder Baum, jedes Gesträuch und Flüschen, ja selbst die Mücken und Fliegen, welche sie plagen, und die Heuschrecken und Grillen, die ihnen die Ohren voll Zirpen. Ich habe selbst einmal, pour la rarité du fait, dem Leben mit beigewohnt. Da wimmelte alles durcheinander, Groß und Klein, Alt und Jung, verheirathete und ledige Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Freilich muß man sich es da gefallen lassen, mit allen in einem Zimmer, auf einer Streue, unter einer Decke zu schlafen. Und die Stube, in der wir herbeegten, glich mehr einem Stalle als einer Wohnstube, denn sie war weder geputzt noch geweißet. Der Boden war von bloßen Steinen und an den Seiten die nackten schwarzen Balkenwände, Weder Stuhl,

Stuhl, noch Tisch, noch Bank war recht ganz, kurz es war die ärmlichste Hütte, wie sie der Ehlinische Bauer gewöhnlich nicht besser hat. Dabei wurde man von Mücken, Flöhen, Fliegen, Grillen und andere Insekten auf das entsetzlichste gequält. Und doch waren die lieben Städter so vergnügt, als es kaum der Müsti bei einer Tasse Kaffee seyn kann, und wußten das herrliche Landleben, ungeachtet sie sich über die unerträgliche Hitze und Mückenstiche beschwerten, so zu rühmen, wie ein neuer Pfarrer seine fette Pfründe. Ob und wieviel einzuweisen zu Hause darunter die Wirthschaft leidet, darnach fragt man eben nicht viel, denn es gehört mit zum großen Ton, andere für das Hauswesen sorgen zu lassen, und sich höchstens nur so weit darum zu bekümmern, daß darunter der Wohlstand, der Luxus und die Tafel nicht leiden.

Der Markt ist ein kleines unregelmäßiges Viereck, auf welchem das Rathhaus steht, unter der sich auch die Russische Hauptwache befindet. Consi hielt der Magistrat 50 Mann Deutsche Stadtsoldaten, im gemeinen Leben Rathswürste genannt, die aber seit der Einführung der neuen Polizeiordnung abgeschafft und in Russisches Militär verwandelt wurden. Der Magistrat war vor der neuen Stadthalterschaftsverfassung von großem Ansehen und bes

bedeutender Macht. Durch Unterhaltung einer zahlreichen Dienerschaft und des Stadtmilitärs wußte er sich einen Glanz zu geben und in solchen Respekt zu setzen, als kaum der Senat in Hamburg oder Lübek. Man hörte aber auch viel von Bedrückungen der Bürgerschaft und willkürlicher Gewalt, davon ich den Grund oder Angrund hier nicht untersuchen will. Die Kaiserin wußte seine Macht mit Weisheit einzuschränken, ohne ihn ganz seines Ansehens zu berauben, davon er noch den Schatten hat. Die Einkünfte der Stadt sind sehr ansehnlich und können gar wohl auf 100000 Rubel angeschlagen werden. Uebrigens ist Reval, als Gouvernementsstadt, noch der Sitz der Kaiserlichen Regierung und aller dazu gehörigen Untergeichte. An ihrer Spitze steht als Präsident der Gouverneur der Stadt, gegenwärtig der Generalmajor von Langell. Er steht unter dem Generalgouverneur von Lief- und Ehstland, welches sonst der Graf von Browne in Riga war, jetzt aber, wo ich nicht irre, der Herr von Nagel ist, Generallieutenant in Russischkaiserlichen Diensten. Es ist aber billig zu zweifeln, ob die zwei Stadthalterschaften Riga und Reval jetzt in der Art unter seinen Generalgouvernement stehen als unter der vorigen Kaiserin. Denn schwerlich wird wieder ein anderer die Macht bekommen, mit wels

welcher diese Fürstin den Grafen von Browne aus besonderer Gnade und Werthschätzung bekleidet hatte.

Ausser dem Schlosse ist das merkwürdigste Gebäude in Reval unstreitig das schwarze Haupthaus, nicht bloß seiner innern Einrichtung wegen, sondern auch, weil es ein Gebäude ist, dessen Namen man wohl in keiner Stadt ausser dem Russischen Reiche hören wird. Es fällt von aussen, weil es eins der ältesten Gebäude in der Stadt ist, eben nicht sonderlich gut ins Auge, empfiehlt sich aber mehr durch seine löblichen Gebräuche und innere gute Einrichtung. Der Saal hinter dem Vorhause, den die Besizer jetzt etwas geschmackvoller als ehemals haben einrichten lassen, und ausser ihrer Versammlungen, zu den öffentlichen Konzerten, Bällen und Redouten, Klubben und Asseembleen, oft auch zu andern ähnlichen Vergnügungen einräumen, ist sehr groß, und besteht aus verschiedenen Zimmern, deren viele Kommunikationsthüren, die aber stets offen stehen, einem leicht den Zutritt aus dem einen in das andere verschaffen. Man zeigt hier den Fremden viele Merkwürdigkeiten, unter andern ein schönes Silberservice das Bild Peters des Großen und Karls XII. in Lebensgröße, einen Rehsfuß mit Silber beschlagen und allerlei Verzierungen geschmückt, aus dem jedes neuaufgenommene Mitglied trinken muß,
und

und besonders auf einem gläsernen Wandleuchter, der sehr hoch in der Mitte hängt, einen goldenen Zapfen in der Gestalt eines Tannenzapfens, den Peter I. welcher bekanntlich ein Mann von großer Leibesstatur und Mitglied dieser Gesellschaft war, mit der Bedingung darauf steckte, daß er demjenigen zu Theil werden sollte, der ihn stehendes Fußes herunter holen würde. Allein es hat ihn noch keiner erreichen können, nicht als wenn es jetzt nicht mehr eben so große Männer gäbe, sondern weil man ihn entweder höher gesteckt, oder den Leuchter weiter hinauf gezogen hat. Zwar soll ihn einmal ein Offizier wirklich beinahe erreicht haben, aber man rüste den Leuchter unvermerkt durch eine Rolle höher zu ziehen. Die Gesellschaft, welcher dieses Haus gehört, heißt die Gesellschaft oder Kompagnie der schwarzen Häupter, auch die Brüder des schwarzen Häupterkorps. Sie waren ehemals das Schrecken der Ungläubigen, und sind schon seit Jahrhunderten vorhanden gewesen, daher sie auch noch jetzt zum Andenken der rühmlichen Thaten ihrer Vorfahren, einem Mohrenkopf in ihren Wappen führen, welches zugleich den Ursprung dieser Benennung anzeigt. Nach einem Grundgesetz ihrer Konstitution darf die Gesellschaft bloß aus unverheiratheten Kaufleuten und Kaufgesellen bestehen, die, wenn sie sich verehlichen, aus dem Korps
her

heraustrreten müssen. Sie machen eine förmliche reitende Kompagnie aus, die ihren Rittmeister und andere Offiziere hat, und bei feierlichen Gelegenheiten in Parade aufzieht. In Riga, wo sie auch ihr Haus haben, geschieht dies aber nicht. Seit Potemkins Zeiten, dem sie bei seiner Gegenwart viel Ehre erwiesen und unter sich aufnahmen, besitzen sie mancherlei Vorrechte, die er ihnen ertheilte, welche sie vorher nicht hatten, z. B. daß der jedesmalige Rittmeister wirklicher Rittmeister bei der Armee ist, und als solcher, wenn er Lust hat, sogleich angestellt wird. In der einfachen Zahl sagt man nicht, er ist ein schwarzes Haupt, sondern er ist ein schwarzen Häupter, oder, er gehört zum schwarzen Häupterkorps. Uebrigens kann jedermann, der nicht von zu geringer Abkunft und sonst von gutem Ruf und unbescholtenen, angenehmen Sitten ist, zum Ehrenmitglied dieser Gesellschaft aufgenommen werden, und täglich ihren Zusammenkünften, Lustbarkeiten und Spielen, besonders des Abends, in ihrem Hause, mit beizwohnen. Jedes Mitglied hat das Recht, einen Fremden oder Gast dreimal einzuführen, der aber dann, wenn er dreimal der Gesellschaft gratis beigewohnt hat, genöthigt ist, selbst Mitglied zu werden. Die Cäremomien bei der Aufnahme eines neuen Gesellschafters sind: daß er 10 Rubel erlegt und aus den Restfuß die Gesunde

sundheit des ganzen Corps trinkt. Diese Ehrenmitglieder haben aber nicht die Rechte und Vortheile, welche den eigentlichen schwarzen Haupterbrüdern zukommen und können auch verheirathet seyn. Ihrer ersten Stiftung nach durfte das Corps aus nicht mehr als 50 Mann bestehen, welche eine Art von Gerichtsbarkeit hatten, daher auch einige den Ursprung der schwarzen Häupter in die allerfrühesten Zeiten Liefz und Ehllands setzen, da die Städte noch keine Richter und Obrigkeit hatten, und einige auserwählte Kaufleute, vermuthlich mit schwarzen Mägen geziert, Recht sprechen mußten. Sie verehrten damals nach katholischer Sitte den heiligen Mauritius als ihren Schutzpatron. Im Staate hat aber diese Kompagnie bisher nie einen bedeutenden Einfluß gehabt oder besondere ausschließliche Vorrechte genossen; eben darum ist sie auch vor Meid, Verfolgung und Einschränkungen sicher gewesen. Seit dem Jahre 1790 veränderte die Brüderschaft den Namen schwarzes Häupterhaus in die Benennung Einigkeitssclubb, weil einst zwischen den Kaufdienern und Flottsoffizieren ein Zank ausgebrochen und dieser in Thätlichkeiten übergegangen war. Jeder kann dieser Gesellschaft gegen jährliche Erlegung von 5 Rubeln, dabei aber noch für Essen und Trinken besonders bezahlt werden muß, beitreten. Sie vertritt nun ganz die

die Stelle des ehemaligen schwarzen Häupterklubbs. Bloss Handwerker sind davon ausgeschlossen, die überhaupt in Reval und ganz Estland, (nicht auch in Deutschland?) von allen ansehnlichen Gesellschaften ausgeschlossen sind, und bei jeder Gelegenheit im Hintergrunde stehen. Ich finde dies sehr unbillig: als wenn es unter den Handwerkern nicht auch ehrliche, brave Männer gäbe. — Alle Mittwoch ist Konzert, und im Winter monatlich zweimal Balparée. Man sieht da die schöne Welt Revals und der Provinz beisammen, und findet eine Menge alter Bekannten. In Nebenzimmern wird gespielt und geraucht, und auf einem besondern Tische findet man Zeitungen, Journale u. d. jeder lesen kann, der Lust hat. An einem eigends dazu eingerichteten Schenktische bekommt man warme geistige Getränke und Erfrischungen, und Abends wird für einen halben Rubel die Person gespeist. Wer will, bekommt auch kalte Speisen, Kuchen, Butterbrod u. s. w. Man geht da herum, raucht und trinkt und unterhält sich abwechselnd bald mit diesem bald mit jenem, ausgenommen an Ball- und Konzerttagen, wo die Raucher und Trinker in Nebenzimmer gehen. Alles dies war auch ehemals, als des Klubb noch den Namen schwarze Häupter hatte. Gegen Freunde ist man ungemein höflich und gefällig und macht sich ein

Bergnügen darans, sie zu unterhalten und bekannt zu machen. Länger als 12 Uhr darf keiner bleiben; die Balltage ausgenommen, wo bis 4 Uhr gespielt wird. Die meisten Mitglieder sind von der Kaufmannschaft, Gelehrte, Adliche und Offiziere. Oft entstehen unter den verschiedenen Ständen Streitigkeiten und die Einigkeit wird unreinigt. In diesem Falle tritt der Vorleser auf, gebietet Friede und Ordnung, und schlichtet vor einer besondern Kommission von einigen Mitgliedern die streitenden Partheien. Einst hörte ich daselbst von einem sehr glaubwürdigen und wohlunterrichteten Manne folgende noch wenig bekannte Anekdote. Man weiß, daß Katharina II. Wolstárs Bibliothek für eine große Summe Geldes gekauft hat. Den eigentlichen Grund das von wissen aber nur sehr wenige. Voltäre schrieb bekanntlich eine Geschichte von Rußland unter Peter I. und dessen Leben. Um aus Urkunden und ächten Quellen zu schöpfen, wurde, wahrscheinlich durch Vermittelung des damaligen Französischen Hofes, ein Courier nach St. Petersburg geschickt, um aus dem Archiv ein gewisses nöthiges Document zu erhalten, davon Voltäre Gebrauch machen wollte. Seine Geschichte von Rußland und Peter dem Großen erschienen, aber jenes Document kam nicht wieder zum Vorschein. Man vermutete,

daß es noch unter Voltárs Bibliothek befindlich seyn möchte, und hielt es für das beste Mittel, es wieder zu bekommen, daß man die ganze Bücherammlung kaufte. Allein es war weg und blieb weg.

Noch muß ich eines besondern Gebrauches bei der Taufe neugebohrner Kinder erwähnen, der nicht blos in Neval, sondern auch im ganzen Lande allgemein eingeführt ist. Man taufet nämlich ein Kind selten unter 14 Tagen oder 3 Wochen, es müßte denn der Fall einer Nothtaufe eintreten, zur großen Erleichterung und Bequemlichkeit der Wöchnerin, die dann selbst mit anordnen und Theil an der allgemeinen Freude nehmen kann. Ich finde das sehr vernünftig, aber dies desto sonderbarer, daß man eine so große Menge Gevattern dazu bittet. Ich habe Taufen mit beigewohnt, besonders in adelichen Häusern, wo 20, 30 und mehrere Gevattern bei einem einzigen Kinde waren. Doch, ländlich, sittlich. Auf dem Lande geschieht die Taufe im Hause; in Städten fahren oft 6 bis 8 Rutschen voll Gevattern und Angehörige in die Kirche. Unter diesen sind bisweilen welche, die man in seinem Leben kaum ein Paar mal gesprochen hat, und vielleicht auch nicht mehr mal sprechen wird. Pathegeschenke sind nur unter dem Pöbel Mode, daher sieht auch jedermann gern und willig Gevatter. Auch giebt

man selten einen Schmaus, sondern so wie die Gevattern aus der Kirche kommen, welches 12 Uhr geschieht, (was würde man in Erfurt denken, wenn man um diese Zeit die Taufglocke läuten hörte?? —) so statten sie den Aeltern des Kindes ihren Glückwunsch ab, trinken eine Tasse Chocolat oder ein Glas Wein und jeder geht nach Hause. Die Wochenbesuche sind hier noch häufiger als in Deutschland, denn es ver- geht selten ein Vor- oder Nachmittag, daß die Wöchnerin nicht von einer Menge Visiten bes- fümmt wird. Des Vormittags kommen gemein- lich — mirabile dictu — die Mannsbesu- chen; der Nachmittag hingegen ist dem Frauen- zimmer gewidmet.

Zwei Werste *) von der Stadt, nicht weit vom Finnischen Meerbusen, liegt Kathari- nenthal, ein Kaiserlicher Lustgarten, in des- sen Mitte ein Schloß steht, das von Peter I. erbaut worden ist. Man zeigt in demselben noch einige Kleidungsstücke, einen Sessel und eine Bettstelle dieses großen Kaisers. Die Springbrunnen und Wasserkünste in dem Gar- ten,

*) Eine Werst, das gewöhnliche Meilenmaaß im ganzen Russischen Reiche, ist der 7te Theil einer Deutschen oder geographischen Meile; oder noch richtiger, sechs und zwei Drittel Werst machen eine Deutsche Meile.

ten, so wie die Statuen und Bassins, sind jetzt ganz verfallen, und es werden kaum noch die Linden, und Larusgänge erhalten. Uebrigens ist er im Altholländischen Geschmack angelegt. Hinter Karharinenthal dehnt sich eine lange Reihe Felsen in die See hinein, auf den seit 1794. eine neue Stadt angelegt wird. Die Mauern und Werke sind in den Fels gehauen, und die bereits fertigen alle von Stein erbaueten Häuser dienen jetzt zu Kasernen für die Matrosen und Seesoldaten. — Ein anderer kaiserlicher Garten, der aber weder durch seine Anlage noch innere Einrichtung viel Glanzens des hat, Charlottenthal, gewährt im Sommer den Bürgern vieles Vergnügen. Es ist ein ansehnlicher Gasthof mit Billiard und Kegelspiel dafelbst, und weil auch die Liebhaber des Schaufelns durch allerlei Arten von Schaufeln hier ihre Befriedigung finden; so vergehet kein Tag, daß hier nicht zahlreiche Gesellschaft seyn sollte. Am lustigsten wird Johannisstag hier gefeiert. Die auf den nahe liegenden Hügeln, Felsen und Seeufern angezündeten, besonders in der Nacht da und dort flackernden Theertonnen und Johannisfeuer geben einen artigen Anblick. Die Theertonnen insbesondere, welche auf hohe Stangen gestekt inwendig mit Pech und Theer stark beschrichene und dann angezündete Fässer sind, erleuchten durch

durch ihre helle Gluth die ganze Gegend, und können, gleich einem Feuerzeichen am Himmel, weit und breit gesehen werden. Auf Stangen brennende Strohwische, Raketen, und Leuchtkugeln verschönern die Scene und vermehren die unzähligen Lichter in der Luft, um welche auch wohl noch, um die Luft voll zu machen, muthwilliges und lüderliches Gesindel herums, darüber, und durchspringt.

Ich wende mich jetzt zu der Beschreibung der Stadt Perna u. Hier kann ich mich schon kürzer fassen als bei Neval, weil viele Ähnlichkeit in Sitten, Lebensart und Gebräuchen zwischen diesen beiden Städten angetroffen wird, und ich folglich vieles, um Wiederholungen zu vermeiden, übergehen kann. Zwar gehört Perna u. eigentlich nicht zu Ehstland, sondern in die Rigische Stadthalterchaft; insoferne aber im ganzen Kreise, und auch zum Theil in der Stadt Ehstn wohnen, und noch überall daselbst die Ehstnische Sprache geredet wird, verdient sie mit Recht hier ihren Platz.

Perna u. ist eine kleine aber niedliche Stadt an der Ostsee an einem Meerbusen, der noch ein Theil des Rigischen Meerbusens ist. Man sieht die See schon eine Meile davon, und hat besonders von der Nordostseite der Stadt auf den sehr steilen Ufern eines Baches, der in den Pernaustrom fällt, eine reizende schöne

schöne Aussicht über die Mündung des Baches nach dem breiten Fernaufstrom und der Stadt hin. Als ich das erstemal nach Fernau reiste, war hinter mir vor einer Stunde die Sonne aufgegangen, welche sich in dem Wasser vor mir mit blendendem Glanze spiegelte, und ihre Strahlen weit auf der unermesslichen Oberfläche des Meeres hinwarf. Es war ein göttlicher Morgen, der mich nach Fernau brachte, und nie werde ich seiner vergeffen! — Die Stadt ist regelmäßiger gebaut als Neval und hat ein lachenderes, muntereres Ansehen, ungeschachtet sie in einer sandigten, unfruchtbaren Ebene liegt. Schon eine gute Stunde vorher muß man durch sehr tiefen Sand fahren, welches eine langsame unangenehme Reise verursacht. Die See hört man schon, noch ehe man sich der Stadt nähert, von weiten brausen, ehe man sie selbst erblickt. Je näher man Fernau kömmt, desto schöner und weitaussehender öffnet sich der Anblick der hohen See. Man sieht denn Schiffe von verschiedenen Flaggen in der Ferne und in der Nähe kommen; welche auf der Rheede, welche vor dem Walle und am Bollwerke liegen. Unter andern sahe ich auch nahe am Strande die traurigen Ueberbleibsel des ein Jahr vorher bei Fernau gestrandeten Schiffe, mit welchem noch 17 Personen umgekommen waren. Es war bis auf das

Wass

Wasser abgebrannt worden, saß auf einem Risse fest, und die schwarzen stumpfen Spitzen und Ecken frozten fürchterlich in die Höhe. Eine Viertelstunde vor der Stadt ist ein Schiffsbauwerft, welchen vor nicht gar langer Zeit ein reicher und patriotischgesinnter Kaufmann aus Pernau angelegt hat. Rechterhand, wenn man von der Nevalischen Seite nach Pernau kommt, erstreckt sich eine lange Einwirkung aus der See längst der Stadt nahe am Walle hin, die sich oben weiter linkerhand mit einem ansehnlichen Flusse, dem Pernauströme, vereinigt, der da, wo man sich auf einer Fähre muß übersetzen lassen, breiter als die Elbe bei Lauenburg ist. Die Passage über diesen Fluß ist so stark, daß es zu keiner Zeit leer wird, und die Brahme *) oder das Fährboot ohne Unterlaß von einem Ufer zum andern fährt, denn alles, was in die Stadt geht und herauskömmt, muß sich hier übersetzen lassen. In
dier

*) Einen Brahme oder der Brahm ist ein aus an einander befestigten starken Balken bestehendes, etwa 15 Klafter langes und 10 Klafter breites Floß oder Fähre. Daher das Brahm geld für Fährgeld und der Brahmkerl statt Fährmann. Zu Fuße kostet das Uebersetzen ein Kopet und für ein Pferd ein und einen halben Kopet.

diesem Strome liegen auch die meisten Schiffe, welche im Sommer und Herbst ziemlich zahlreich anzukommen pflegen. Von dieser Seite bis an das Wasserthor geht längst dem Wall eine breite hölzerne Brücke, an welcher, wie in einen Hafen, die Schiffe sicher stehen. Man nennt es das Dollwerk. Wegen der nicht hinlänglichen Tiefe des Stroms müssen alle Schiffe, die über 7 Fuß ins Wasser gehen, auf der Weede 3 Werst von der Stadt liegen bleiben, zur großen Unbequemlichkeit für die Kaufleute und Schiffer, die ihre Waaren auf Böden so weit abholen lassen müssen.

In den alten Zeiten bestand Bernau aus zwei ganz verschiedenen Städten, nämlich aus Alt- und Neu-Bernau. Beide wurden durch den dazwischen fließenden Bernaustrom getrennt. Alt-Bernau, welches jenseit des Flusses, dem jetzigen gegenüber lag, wurde im Jahre 1268 von den Samogithen zerstört, und man sieht die Ruinen davon noch in einem Steinhäufen und Kirchhofe. Nach seiner ersten Zerstörung hatte man es zwar wieder aufgebaut, allein 1599, während den Unruhen zwischen den Schweden unter Karl X. und den Polen, wurde es von neuen geschleift und hat sich seit dieser Zeit auch nicht wieder erholet. Es stehen jetzt bloß noch einzelne Häuser, Mühlen und Gasthöfe da. Im Jahre 1710 wurde die Stadt

Stadt von Peter I. erobert, worauf man so gleich bedacht war, sie in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Die Festungswerke bestehen aus einem Wall, Graben, Glacis und an einigen Orten haben sie gute Muffenwerke, alle mit Artillerie, sowohl Kanonen als Mörsern, hinlänglich besetzt. Die Wälle sind vom grünem Rasen und Erde aufgeworfen, ohne Stein oder Mauer, und der Graben ist ziemlich breit. Im Jahre 1789 bei dem Schwedischrussischen Kriege wurden viele Werke mit den Pallisaden aufs neue hergestellt. Die vier Thore führen gleich in die vornehmsten Straßen, auch ist ein Platz in der Stadt, von welchem man zu drei Thoren hinaussehen kann, daher die Straßen fast alle heller und gerader sind als in Nesval, obgleich die Stadt viel kleiner ist. Es liegt auch ein Bataillon Russen in Pernau, über welches, so wie über die Festung ein besonderer Kommandant die Aufsicht hat. Unter die besten Gebäude gehört das Rathhaus, die Schule und das Kommandantenhaus. Das erstere steht am alten Markte, ist ein altes, zwei Stock hohes, steinernes und nicht sonderlich ins Auge fallendes Gebäude. Ganz nahe das bei ist die Waage und das Zollhaus. Gärten und Belustigungsorte findet man sehr sparsam, doch sind ausserhalb der Stadt zwei Lusthöfchen, Papanied und Papyuh, wo man Sonntags

tags und in der Woche angenehme Gesellschaft findet. Auch ist seit 1794 ein Karussell anzugelegt. Die Häuser sind nicht hoch, auch nicht im Altgothischen Geschmack gebaut, daher die Straßen weniger kostlig und besser gepflastert sind als in Neval. Die besten Traiteurhäuser sind bei Berken und Hinrichson.

Pernau würde unstreitig ein weit lebhafterer und angenehmerer Ort seyn, wenn wieder eine Universität daselbst sollte errichtet werden. Die ehemaligen Universitätsgebäude sind noch da und fallen einem zuerst nit in die Augen, wenn man zum Thore hereinkömmt. Weil sie aber seit dem Verfall der Pernauschen Universität zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die von Dorpat hieher verlegt worden war und blühend gewesen seyn soll, nicht in Bau und Besserung sind erhalten worden; so ist das Dach über die Hälfte abgedekt, und die Gebäude sehen mehr einem einfallenden Bergschlosse als einem Universitätskollegium ähnlich. Noch jetzt sprechen alte Leute mit Vergnügen von der Zeit, da in Pernau eine Universität blühet, und erinnern sich mit Entzücken und sichtbarer Freude der Erzählungen ihrer Aeltern aus jener Periode, da noch in dem Universitätsgebäude Kollegien gelesen wurden, da sie Studenten in ihren Häusern zu Nichtleuten hatten, und Professoren, Magistri und Studenten die Straßen durch

durchzogen. Sie wünschen sich jene Zeiten wieder zu erleben, und das jetzt verfallene, zu einem Heu- und Kornmagazin für die hohe Krone und Garnison gebrauchte akademische Gebäude in seinem ehemaligen Glanze zu sehen. Schwermüthig werden sie das erleben, aber doch wird ihnen die Freude zu hören, daß man wenigstens die Sache in Anregung und zur Sprache gebracht hat, die ehemals in Dorpat und Pernau bestandne Universität wieder herzustellen. Pernau liegt sehr bequem zu einer Universität. Seine Lage an der See und die nicht unbedeutende Schifffarth macht die Verbindung mit dem gelehrten Auslande leichter als irgend eine andere Stadt in Lief- und Ehstland. Das Verschreiben und Uberschicken der Bücher, mathematischer und physikalischer Instrumente, Landkarten, Musikalien u. dergl. kann mehr gefördert und manche Dinge wohlfeiler geliefert werden. Die alten, ehrwürdigen akademischen Gebäude von einem sehr beträchtlichen Raum und Umfange stehen noch da, und ihre Wiederherstellung, wenn gleich mit Kosten verbunden, macht weniger Umstände, als das Auführen neuer Wohnungen für Lehrer und Lernende. Die meisten Bürgerhäuser sind noch bis jetzt zu Wohnungen für Studenten eingerichtet. „In diesem Hause wohnten ehemals 10 Studenten,“ sagte eine alte Matrone zu mir, als ich mich über die

die vielen kleinen Zimmer in ihrem massiven Hause wunderte. „Da waren gute Zeiten! Der vor etlichen Jahren verstorbene Probst Dreißblut war der letzte Student, der hier studirt hat.“ Und nun ergoß sich das geschwäßige Mütterchen in einen Fluß von Lobpreisungen jener Zeit, da sie noch als Kind den Studenten aufgewartet habe. Ob übrigens die Stadt an der See oder an einem Fluße liegt, kann den Studenten ganz gleichgültig seyn, wenn sie nur sonst dem Zwecke einer Universität entspricht. Ich wünsche der guten Stadt diese Freude, weil ich so viele Freuden in ihr genossen habe, und ihren gastfreien Bewohnern vielen Dank schuldig bin, den ich ihnen bei dieser Gelegenheit gern öffentlich zu erkennen geben möchte.

Pernau ist der Schauplatz meiner Vergnügungen in Liefland gewesen, dahin ich gewöhnlich zu meiner Zerstreuung und Erholung stieß, welche mir meine mancherlei Geschäfte so nöthig machten. Ich fand daselbst viele Freunde, allemal eine gute Aufnahme, machte jedesmal neue, zum Theil vortrefliche Bekanntschaften, und die Gastfreundschaft, Güte und Befälligkeit, welche ich dabei genoß, geht über meine Beschreibung und ist weit über mein Lob erhaben. Es herrscht daselbst ein eben so artiger Ton, eine eben so humane Begegnung gegen Fremde wie in Reval. Ueberhaupt scheint die erkannliche

liche Gastfreiheit gegen alle Ausländer in Ost- und Ehstland, so wie fast in allen nördlichen Ländern: ein Beweis zu sehn, wie wenig Fremde noch diese Gegenden besuchen; oder richtiger, daß noch ein großer Mangel an Menschen da herrschen müsse. Ich denke, diese so rühmliche Tugend würde sonst bald seltner werden. Vom Anfange meines Aufenthaltes in Ehstlands bis zum Ende desselben war ich jederzeit gerne in Pernau, und brachte daselbst meine frohesten Tage zu. Ich schien wie ein Mitglied in die vertrautesten Familienzirkel meiner Bekannten zu gehören. Hier waren meine meisten Freunde, hier genoss ich des ungezwungenen Umganges meines Gleichen, lebte freier und ungebundener als in den glänzendsten adelichen Gesellschaften und konnte offenherzig sprechen, ohne die Worte auf die Waage zu legen. In solchen städtischen Familienzirkeln herrscht gemeiniglich weniger Zwang und mehr Frohsinn, jovialische Laune, Heiterkeit und Mithelligkeit, als in vielen schalen adelichen Gesellschaften, wo man die Zeit mit Tanz und Spiel tödtet und selten etwas Nützliches sprechen hört. Doch finden sich auch in jenen Kreisen oft sehr sonderbare Menschen. So habe ich z. B. einen Kaufmann in Pernau kennen gelernt, der die Zeitungen niemals anders als bei Lichte lesen kann. Und wenn er sie am hellen Mittage erhält, so stellt er zwei
brenz

brennende Lichte auf den Tisch, zündet sich eine Pfeife Taback an, läßt sich Kaffe bringen, und setzt sich so in die beliebige Positur eines begierigen Zeitungslesers. Jemand kommt zur Thür herein und ruft ihn dreimal bei seinem Namen, allein er hört es nicht. Endlich antwortet er, ganz ärgerlich, daß man ihn in seinen politischen Reflexionen stört. Gnade Gott dem, der ihn nach dem Lesen zuerst in den Wurf kommt: Den hält er fest und erzählt ihm die ganze Zeitung von Anfang bis ans Ende vor. In gesellschaftlichen Vergnügungen an öffentlichen Orten fehlt es in Peinau nicht. Es werden im Winter Redouten und Konzerte gegeben, und von Zeit zu Zeit kommt auch eine Schauspielergesellschaft dahin; aber der Charakter kleiner Städte ist auch hier unverkennbar, große Geschäftigkeit bei Kleinigkeiten, Neugierde und die emsige, ja ängstliche Bemühung, nach Stand und Würden bei solchen öffentlichen Lustbarkeiten zu erscheinen. Ich wohnte einst daselbst einer Redoute mit bei. Da liefen die Frisours, dort röllten Wagen; hier kamen Bediente mit Billetten, dort wurden Mädchen weggeschickt, um welche zu hohlen, kurz alles lebte und webte für den Fall. Es war ein Auflauf in der ganzen Stadt, ein Hin- und Herrennen, seit zwei Tagen das Gespräch in allen Gesellschaften von Mode und Geschmack.

Wer

Wer die Miene des guten Tons und das Lob der feinen Lebensart haben wollte, machte sich gefaßt, dort zu erscheinen; manche, um zu glänzen und ihre neuen Kleider zu zeigen; andere, um zu erobern und sich in die Herzen einzuschleichen; andere, um etwas Neues zu hören; noch andere, um einen Abend zu betragen, für den sich kein schicklicherer Zeitvertreib finden wollte; wieder andere, um zu gaffen und Stoff zur Verläumdung zu finden, oder eine Gesellschaft mozzu, gut zu unterhalten; noch andere, um zu spielen; — o wieviel mögliche Zwecke lassen sich denken! — Das war eine Angst, als der Feisur so lange aussen bleib! Eine Dame war schon völlig angekleidet; weil aber der Mann, welcher den Kopf aufbauet, halb 6 Uhr noch nicht erschien, so war sie, voll Aerger und Erbößtheit, entschlossen, nicht auf den Ball zu gehen. Kinder und Mägde bekamen kein gutes Wort und der Mann unfreundliche Gesichter. Endlich kam der Mann, nach dem sie so lange geseufzt hatte. Sie wurde aufgethürmt und — gieng auf den Ball.

Den 10ten November 1789 wurde hier eine schreckliche That verübt. Man fand am Seeostrand einen menschlichen Körper ohne Kopf, noch vom Blute triefend im Sande liegen. Der Kopf wurde einige Tage nachher von einem Jäger, dessen Hunde ihn weit davon in einem
Wald

Walde aufgespürt hatten, eingebracht. Der Leichnam stand in der Stadt vor dem Niederlandgerichts Hause drei Tage zur Schau ausgestellt. An den Kleidern sahe man, daß der Entleibte ein Bauer war. Als des Mordes verdächtig, und durch einige Umstände, z. B. daß man den Mörder am Ufer zur Nachtzeit hatte auf und abgehen sehen, daß der Dieb mit einem Säbel vollführt worden war, u. s. w. bis zur Wahrscheinlichkeit gebracht, wurde der zeitige Kreisanwalt Sch. r in Verhaft genommen. Er war lange unter den Preussen Husar gewesen und sein Leben ist eine Kette von bösen Thaten. Er wurde von 6 Mann in seinem Hause bewacht, und man fand bei seiner Arretierung ein Paar Pistolen unter seinem Oberrocke, mit denen er einige Tage vorher einem hiesigen Affessor des Niederlandgerichts, welcher wider seine gethanen Vorkellung den Körper ausstellen lies, aufgelauert hatte. Er fand indessen Mittel, seinem Arreste zu entfliehen, und nach seiner Flucht entwickelte sich der Beweggrund zu der entsetzlichen That. Er hatte nämlich als ein Seelenverkäufer schon lange heimlich einen Handel mit Menschen getrieben, und viele Effekten nach Ausland verkauft an herumziehende Offiziere, die sie ankaufen. Den Ermordeten hatte er auf eben die Art unter lägenhaftestn Vorspielungen verhandelt, dieser entwischte aber

D.

dem

dem Käufer. Sch.....r, der sein verbotenes Handwerk durch ihn nicht kund lassen werden wollte, lauerte ihn auf, und bespuckte seine Hand mit dem Blute desjenigen, vor dessen Mache er sich fürchtete, und der in seinen Gedanken ohnehin ein Hund war.

Ich habe in Pernau einen gewissen Kollegiensekretär K.....r, einen geschickten und rechtschaffenen Mann, gekannt. Als er in den Jahren 1765 : 1768 in Jena studierte, zeugte er daselbst mit einer Professors Tochter einen Sohn. Er kehrte von der Universität zurück und wurde beim Zoll angestellt, wo er sich so viel erwarb, daß er nicht nur von Zeit zu Zeit zur Erziehung seines Sohnes etwas nach Jena schickte, sondern auch jetzt blos von seinen Zinsen lebt, und ein schönes Haus mit einem großen Garten in der Vorstadt besitzt. Es ist einer seiner Grundsätze, daß die Ehe ein blos bürgerlicher Kontrakt sey; daher hat er mehrere natürliche Kinder, die seinen Namen führen, welche er aber auf das zweckmäßigste erziehen läßt. Er beschäftigt sich übrigens mit Lesen und mit der Kultur seines Gartens, geht auch wohl mit unter einem Freunde in Rechtsfachen als Rathgeber an die Hand. Vor einigen Jahren kam sein natürlicher Sohn aus Jena nach Pernau. Seine Mutter, welche vorher starb, hatte ihm bis an ihren Tod seine

Herz

Herkunft und seinen Namen verschwiegen, in den letzten Augenblicken ihres Lebens aber ihm das Geheimniß entdeckt. Jetzt suchte er seinen Vater auf, und nahm zuerst seinen Weg ins Falsche Komtoir, wo der Kollegiensekretär oft ist. Noch denselben Abend kam der Vater zum Besuch dahin. Man hieß den Sohn sich in ein Seitenzimmer verstecken, spricht von allerlei, unter andern von angekommenen Passagieren, die das letzte Schiff mitgebracht habe, und fragt endlich, ob sich der Herr Sekretär wohl freuen würde, wenn er jetzt ganz unvermuthet einen Verwandten, der ihm nahe anginge, zu sehen bekäme? Er bejahet es. „Auch wenn es ein leiblicher Sohn von Ihnen wäre?“ — Er stuzt anfangs; endlich: „o ja, auch dann, warum nicht?“ — Hier tritt der junge Kramer ein. Sie fallen einander in die Arme, „mein Sohn! mein Vater!“ Darauf sehen sie sich gegenseitig an und der Vater bricht das Stillschweigen: „Du sollst, sagt man, mein Sohn seyn. Sey mein Sohn, ich bin dein Vater.“ Jetzt ist der junge Mann, der sich in Jena mancherlei Geschicklichkeiten erworben hatte, Korrektor an der Schule in Arensbürg auf der Insel Oesel.

Ein schöner Zug von einem Kaufmann in Bernau, Namens Pippen, ist folgender: der Herr Pastor Bahrdt, Nachmittagsprediger an

der Deutschen Kirche daselbst, war eines Tages bei ihm zu Gaste. Auf die Frage, ob sein Dienst einträglich sey, antwortete er: „daß er ziemlich froh und zufrieden lebe, aber weit glücklicher mit seiner Gattin seyn würde, wenn er eine Schuldenlast von 200 Rubeln, die ihn sehr drücke, los wäre.“ Den Morgen darauf brachte ein Unbekannter ein versiegeltes Päckchen, in welchem bei der Eröffnung der Herr Pastor 200 Rubel liegen fand.

Alljährlich den 6ten Januar feiern in Pernau, so wie in Reval und andern Städten des Russischen Reichs, die Russen ein Fest, das sie die Jordanstaufe oder Wasserweihe nennen. Sie vereinigen hier, wie die Katholiken am Frohnleichnamsfeste, alle Pracht der Sinnlichkeit mit bigotten, abgeschmackten und abergläubischen Ceremonien. Ganz besonders prächtig wird dieses Fest in Petersburg und Moskau gefeiert. Ich habe demselben in Reval und Pernau öfters beigewohnt. An dem Ufer des Pernaustromes vor dem Wasserthore war über dem Eise eine Art einer kleinen runden Kapelle gebaut und mit Bildern, besonders Johannes des Täufers, ausgeschmückt. In dem Flusse war ein Loch in das Eis gehauen, und auch in dem gebretterten Boden der Gallerie eine Oeffnung gemacht, so daß man in das darunter fließende Wasser sehen konnte.

Dies

Dieses aufgeschickte Loch heißt der Jordan, und rings um dasselbe, so wie um das Kapellchen, werden grüne Zweige von Tannen, Fichten, Lerchenbäumen in dem Schnee und auf die Gallerie gesteckt. Oben war ein Baldachin oder eine gewölbte Decke (Himmel) von Holz, mit allerlei Heiligenfiguren bemahlt, in dessen Mitte eine vergoldete Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, schwebte. Eine Kompagnie Soldaten, (bisweilen ein Bataillon,) mit einem Offizier zu Pferde und etwa 12 Artilleristen mit 4 Dreispündern, paradirten längst dem Strome. Als in der Stadt der Gottesdienst in der Russischen Kirche vorbei war, nahm aus derselben die Prozession zum Jordan ihren Anfang. Es war gegen halb 11 Uhr. Der Protopop und einige andere Geistliche, Diakoni und Kirchendiener nebst Chorknaben trugen Bilder der Heiligen, Fackeln, Kerzen, Leuchter, Rauchpfannen, Evangelien; und Liturgienbücher, während das Läuten der Glocken den Zug begleitete. Als sie am Jordan ankamen, traten die Soldaten ins Gewehr, und nun nahm die Laufe oder Besprengung der Bilder ihren Anfang. Die ganze Einweihung geschah unter Gebet und Gesang in Slavonischer Sprache mit unaufhörlichen Kreuzmachen. Die Kanonen donnerten und das Militär machte eine Art von Lauffeuer, das aber jämmerlich
plä:

plätzte. Der Protopop segnete das Wasser mit dem Zeichen des Kreuzes und durch Eintauchung eines wirklichen Kreuzes, das er dann in die Höhe hielt, sich davor bückte und dreimal mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnete. Jetzt kamen zwei Diakonen mit einer Schüssel und zwei Leuchtern, schöpften von dem geweihten Wasser und besprengten mit einer Quaste oder Strohwiße das herumstehende Volk und die Soldaten, während welcher Ceremonien un-
 aufhörlich gesungen wurde. Hierauf kam ein jeder Russe oder Russin mit einem Gefäß und schöpfte von diesem heiligen Wasser. Andere, besonders Kranke, tranken davon oder ließen sich damit besprengen. Einige Russische Offiziere küßten dem Popen den Talar, das Evangelienbuch oder die heiligen Leuchter. Ueberhaupt wird viel Aberglaube, sowohl vor, als während und nach der Weiße getrieben. Das auffallendste dabei war mir jedesmal dies, daß viele ihre neugebohrne Kinder zu taufen herbeibrachten, die sie wohl 3 bis 4 Wochen bis auf diese Zeit hatten liegen lassen, weil sie glauben, daß die Jordanstaufe besonders kräftig sey, und das Untertauchen die Kinder für Krankheiten und Gebrechen auf ihr ganzes Leben sicher stelle. Ja bisweilen geschichet es wohl, daß ein betrunkenen, von Brantwein halbtaumelnden und vor Kälte erstarrten Pope ein

ein Kind beim Eintauchen ins Wasser fallen läßt, so daß es unter das Eis gekommen und ertrunken ist. Da glauben dann die einfältigen Russen, daß ein solches Kind aus des Popen Händen geradesweges in den Himmel oder in Abrahams Schoos fahre, und lassen sich deshalb auch leicht beruhigen. Nach der Weihe, oft eine halbe Stunde darauf, sieht man immer noch einzelne Russen kommen, und von dem ihrer Meinung nach heiligen Wasser schöpfen, das sie als ein besonderes Heiligthum mit nach Hause nehmen und bis zum folgenden Jahre aufbewahren, ohne zu bedenken, daß das von den eingetauchten Heiligenbildern und Kreuzen gebenedeite Wasser längst in die See geflossen ist. Die dabei gebrauchten Gebete, Litaneien und Segnungen sind voll des allerdicksten Aberglaubens, so daß es kein Wunder ist, wenn der gemeine Mann dadurch in seiner Unwissenheit erhalten, ja bestärkt wird, zumal da ihre Lehrer selbst dieses Wasser zu Einweihungen brauchen und behaupten, daß es sich Jahre lang ohne Fäulniß erhalte. Wir feiern an diesem Tage das Fest der heiligen drei Könige und ich will nicht untersuchen, was sich mancher unser gemeinen Christen darunter für Vorstellungen macht. Unsere Theologen nennen es auch *Epiphania*, die Russischen *Theo-phanias*, d. i. das Fest der Offenbarung
Gott

Gottes, zum Andenken der Taufe Christi, bei welcher sich die Gottheit unter dem Symbol einer Taufe geoffenbaret haben soll.

Ein anderer sehr feierlicher Kirchengebrauch der Russischen Kirche, den ich in Pernau mit angesehen habe, ist die Feier der Auferstehung Jesu am ersten Tage des Osterfestes, die mit der in der Römischen Kirche viele Aehnlichkeit hat. Nach Mitternacht, gewöhnlich ein Uhr, oder bisweilen späterhin vor Tagesanbruch, geht der gemeine Mann in die Kirche, wo eben die Auferstehung gefeiert wird. An irgend einem Orte in der Kirche, (Gemeinlich im Allerheiligsten,) ist das heilige Grab, doch ohne Erleuchtung und Monstranz. In demselben liegt ein in Lebensgröße gemahltes oder von Wachs verfertigtes Christusbild. Da dieses vom Volke nicht kann gesehen werden, und der zehente auch gar nicht weiß, wo es ist; so wird es von dem Protopopen, ungeachtet er es so gut, wie den Altar weiß, nach einer kirchlichen Vorschrift gesucht, und sobald er es gefunden hat, dem Volke mit dem Ausrufe bekannt gemacht: *Krillos woskres!* Christus ist auferstanden! — Das Volk antwortet: *woilinu woskres!* er ist wahrhaftig auferstanden! Und dies wird dreimal wiederholt. Darauf erhebt die ganze Gemeinde laute Freudenefänge, welches bis gegen

gen 3 Uhr dauert, unter welcher Zeit auch das Bild des Erlösers aus dem Grabe hervorgezogen, und seine Auferstehung durch den Donner der Kanonen aller Kirchen bekannt gemacht wird. Der Pope hält hierauf eine Rede, liest oder singt eine Art von Kollekte, unter welcher sich seine Zuhörer mehr als zwanzigmal bis auf die Erde niederwerfen, und sich an Stirn und Brust unter sehr andächtigen Mienen und Blicken, die nur das Weiße im Auge sehen lassen, kreuzigen und segnen. Alles dies geschieht ohne Musik und Orgel, welche nach ihren Grundsätzen unerlaubt sind, und daher in keiner Griechischen Kirche angetroffen werden. In der devotesten Andacht und Stille beschämen sie uns Protestanten sehr, und das Herz kann beim Eintritt in eine Griechische Kirche unmöglich ungerührt bleiben. — Nach jener Begebenheit werden noch einige Processionen um die Kirche herum mit Kerzen, Kreuzen und Fahnen gehalten, wobei gesungen und hierauf dem Volke wieder in der Kirche das Evangelienbuch und Kreuz, zum Küssen dargebracht wird. Für seine Bemühung und die Ehre, beides geküßt zu haben, werden dem Popen und Diakonus von jedem ein rothes Ei und sooft Geschenke ins Haus gebracht. Mancher bringt ganze Körbe voll zusammen. Ein Gebrauch, der mit einigem Unterschiede, auch
in

in vielen Gegenden Deutschlands herrscht, wo man sich gegenseitig rothe Eier schenkt. Bei den Russen ist er weit häufiger und gemeiner. Sobald die Kirche zu Ende ist, gehet das wechselseitige Eierschenken und Küssen an. Alle sich treffende Bekannte unter dem Namen umarmen und küssen einander mit dem obigen Gesetze: Kristos woskres, und mit der Antwort: woiskinu woskres. Manche beschenken sich dabei auch mit Eiern von Porzellan, Glas oder Kraftmehl, Biskuit; Konfekt &c. Bei Armen ist es dabei mehrentheils, ausser dem gefärbten Ei, noch auf ein besonderes Gratia! angesehen. Aber nicht bloß unter gemeinen Russen, sondern selbst unter Personen von Distinktion, herrscht dieser Gebrauch. Manche Deutsche hat 6 bis 8 Eier liegen; und wenn er noch so ekel und delikate ist, und es begegnet ihm ein bekannter Russe, so muß er, es sey eine Manns- oder Frauensperson, sich es gefallen lassen, daß ihm ein Ei präsentiert wird, und dafür bekommt der Präsentant einen Kuß. So muß manche spröde, delikate Dame einen schmutzigen Soldaten küssen, den sie ausserdem kaum vor ihrem Schlafzimmer würde gelitten haben. Und dieses Eierschenken und Küssen dauert die ganze Woche hindurch, so lange man noch einen Bekannten antrifft, mit dem man noch keines gewechselt hat. Es erweckt
oder

oder verdirbt einem vielmehr den Appetit, wenn man einen alten Kussen mit seinem langen Parte manches junge, schöne, liebreizende Mädchen oder Fräulein mit steifer Gravität küssen sieht, welches jene nicht abweisen darf. Ueberhaupt ist das Küssen unter den Kussen sehr im Gebrauche und die größte Höflichkeitsbezeugung. Von ihnen haben es wahrscheinlich auch die Deutschen aller Stände in Liez und Ehstand entlehnt, die sich bei jedem Versuch, und wenn sie sonst einander treffen, dreimal küssen, welches auch der Bräutigam seiner Braut ohne Eifersucht von einem dritten geschehen läßt, wobei sie ihm nicht die Hand, sondern die Wange oder den Mund darreicht, und erstere sogar zurückzieht, wenn sie merkt, daß man sie küssen will.

Kirchen sind in der Stadt nur drei, eine Deutsche, Ebstnische und Russische, davon jede ihre besondere Geistliche hat, welche, so wie alles, was Kirchen und Schulsachen betrifft, (die Russischen ausgenommen,) vom Konsistorium in Nizga abhängen. Die neueste, schönste und geschmackvollste ist die Russische auf dem Markte. Sie wurde auf Kosten der verstorbenen Kaiserin, welche 10000 Rubel dazu hergab, 1764 zu bauen angefangen und 1771 vollendet. Ehedem stand sie an einem andern Orte. Weil aber ein Soldat einst an der Kirchmauer ein Mädchen schändete,

detc, welches bei den Russen die schrecklichste Tempelentweihung ist; so wurde sie, die ohne hin alt und baufällig war, von Stund an niedergerissen und bekam den jetzigen Platz. Sie ist ein Viereck hat einen Thurm und eine Kuppel oder runden Dom in der Mitte, und auſſer derselben noch vier kleinere auf den Ecken mit vier kleinen Thürmen. Alles ist mit rothangestrichenem Kupfer gedeckt, und die Hauptkuppel mit einem vergoldeten dreifachen Kreuze geziert. Sie ist ganz artig gebaut. Beim Eintritt hat man das Allerheiligste zur Rechten und über sich die Klotunde der Kuppel. Die vielen aufgestellten Heiligenbilder, über 100 brennende Wachskerzen, der prächtige Altar oder das Vorsepult mit einem in rothen Sammet gebundenen und an den Ecken und Schnitt vergoldeten Evangelien- oder Liturgienbuche in Slavonischer Sprache, der abgemessene kanonische Gesang der Chorknaben, der mit Vorlesen der Psalmen wechselt und das unaufhörliche Gospodipomilui, (Herr erbarme dich!) während sich das Volk ohne Unterlaß kreuzigt und bis auf die Erde bückt; alles dies macht auf einem Fremden, der zum erstenmal in eine Russische Kirche kommt, einem tiefen Eindruck! Der Protopop ist ein aufgeklärter Mann, der in Deutschland studirt hat, und, wie er selbst sagt, die Fragen nicht glaubt, sondern bloß des Volks

Volkcs wegen, und — weil es einmal so ist, (vielleicht auch weil es viel einbringt,) sie mitmacht. Das Glockenläuten gehört mit un-
ter die verdienstlichen Werke der Griechischen
Christen. Es dauert ohn' Unterlaß mannichmal
zwei bis drei Tage nach einander weg; es
wird daher auch nicht bezahlt und kein beson-
derer Läufer gehalten, denn man drängt sich
ohnehin dazu, weil die Russen den Glauben
haben, daß, wer viel läute, sich eine hohe Stufe
der Seligkeit im Himmel erwerbe. Die Glocken
werden auch nicht wie bei uns gezogen,
denn sie hängen fest und unbeweglich, sondern
der Strick ist an den Klöppel gebunden, und
nur dieser wird angeschlagen. Sie werden eben
so wie bei den Katholiken geweiht, getauft und
mit Namen belegt. Mancher Russe, der recht
religiös ist und im Himmel sich beliebt machen
will, ziehet mit einemmale zwei bis drei Glocken,
und es sieht seltsam aus, wenn einer mit
einem Strick um den Leib und zwei in den
Händen in allerlei Positionen, und nach mehr-
eren Himmelsgegenden hin seine Bewegungen
macht. Die Wohnungen der gemeinen Russen
sind in dem sogenannten Slobod, einer
Straße, die über 1 Werst lang ist, in der Vor-
stadt liegt und aus lauter kleinen, elenden, höl-
zernen Häusern besteht. Sie ist aber eine wahre
Hurenherberge. Im Jahr 1790 bekam eine
Rus.

Ruffin, die mit Hilfe eines andern Ruffen, der ihr Liebemann war, hier ihren Mann ermordet hatte, am Pranger an dreien verschiedenen Tagen den Staupenschlag, oder wie man es dort zu Lande nennt, 30 Paar Ruten, d. h. jedesmal mit 10 Bund Ruten 30 Hiebe, so daß allemal nach dem dritten Schläge eine neue Ruthe genommen wird, zusammen also 90 Hiebe. Diese Exekution vertritt die Stelle der Lebensstrafe. Sonst steht auch wohl die Krute auf dergleichen Verbrechen; die Kaiserin hätte aber bey den unter ihrer Regierung eingeführten gelindern Strafmittein die wohlthätige und weise Absicht, ihr Volk an mildere Sitten zu gewöhnen. Das Weib war sehr standhaft, sie entkleidete sich selbst bis aufs Hemde, und hielt ihre Strafe an den drei festgesetzten Tagen, welche allemal der Freitag waren, da die kaum verharschten Wunden, immer wieder aufs neue aufgehaueu wurden, mit Muth und Unererschrockenheit aus. Sie bekam darauf die Brandmarke an die Stirn, und wurde nach erfolgter Heilung des Rückens nach Nertschinsk in die Bergwerke geschickt. Die Schule ist schlecht bestellt, denn ungesachtet ein Rektor, Konrektor, Kantor, Rechen- und Schreibenteister und ein Ruffischer Sprachlehrer dabei angestellt sind, so sind der Schüler doch kaum 60 oder 70, und ich zweifle, ob man ohne Privatunterricht aus dieser Schule die Unis

Universität sogleich beziehen kann. Ihre Flot stand vor 10 bis 12 Jahren, da sie ein neues schönes Gebäude erhielt und eine gänzliche Reform erlit, auf einer höhern Stufe, und sie zählte gegen 160 Schüler. Seit der Einführung der Normalmethode sind aber die meisten Aeltern misstrauisch geworden und schicken ihre Kinder lieber in Privatleh. Stunden. Der thätige Rektor Scherwinzky, der sich auch durch einige Schriften bekannt gemacht hat, thut alles Mögliche, die Schule empor zu heben; er findet aber zu wenig Unterstützung.

Der Handel der Stadt Pernaу, sowohl zu Wasser als zu Lande, ist ziemlich ansehnlich. Die Schiffe, welche dahin fahren, müssen alle den Riga'schen Meerbusen passiren. Die Zahl der jährlich ankommenden beläuft sich gemeiniglich auf 60 bis 70, und die Rückfracht besteht in Korn, davon sehr viel ausgeschifft wird; Lein, Flachs, Balken, Bretter, Masten, Hanf u. s. w. Die Einfuhr enthält dieselben Artikel, wie bei Reval. Dadurch aber wird der Pernausche Handel beträchtlicher als der Reval'sche, daß die Pernauschen Kaufleute im Winter mehr für das Korn bezahlen als die Reval'schen, und im folgenden Sommer eine stärkere Ausfuhr dieses Produktes treiben können. Der Werth aller ein- und ausgeführten Artikel möchte sich ein Jahr ins andere gegen eine Mil lion

stou Rubel belaufen. Die blühende Periode des Pernauschen Handels ist aber jetzt vorbei. Durch allzusehr in die Augen fallende Defraudationen der hohen Krone und schnelles Reichthum werden machten sich die Pernauschen Kaufleute und Zolloffizianten verdächtig. Man ward auf sie aufmerksam, und von Petersburg aus ergieng ein Befehl an den Oberzolldirektor in Riga, die Sache zu untersuchen, dem Schleichhandel Einhalt zu thun und die strengste Aufsicht zu beobachten. Von dieser Zeit fing der Handel an zu sinken und das geschwinde Reichthum hörte auf. Statt daß bis gegen das Jahr 1793 alle Sommer 100 und mehr Schiffe ankamen, kommen deren jetzt kaum noch 60 an. Der strengste und gefährlichste Mann für die Pernauschen Kaufleute, so wie für alle im ganzen Lande wae der nunmehr verstorbene Etatsrath und Oberzolldirektor Dahl in Riga. Er war der Urheber des neuen strengen Zolltariffs und aller Einrichtungen, die seit 1783 im Russischen Reich in Betreff des Zollwesens gemacht wurden, aber eben deswegen auch bei allen Kaufleuten und dem Adel höchst verhaßt, weil jene den schweren Zoll auf ihre Waaren geben und diese im Kaufe wieder mit bezahlen mußten. Ein lustiger Kopf schickte daher auch dem damaligen Oberpastor Dingelstädt in Riga als Text zur Leichenrede bei der Beerdigung des
Etatsr.

Staatsraths Dahl die Stelle: Dan. 8, v. 8. zum Eingange: Nahum 1, 14. und zur Nutz- anwendung, Nah. 3, 19. — Die Zahl der Einwohner wird mit dem Militär etwas über 4000 Seelen betragen, und in dem ganzen Kreise, der aus 13 Kirchspielen besteht, wohnen nach der letzten Revision 60900 Menschen. Häuser sind etwa 400. Das Wasser in der Stadt ist schlecht, trübe und siehet ganz blaß- gelb aus. Ein einziger Brunnen ausserhalb des Walles liefert gutes Wasser.

Wenn ich mich bei Beschreibung der Stadt Pernau vielleicht zu lange aufgehalten habe, so wird mir dies der Leser gern verzeihen, da mich die Vorliebe für diese gute Stadt so weit geführt hat, daß ich gern noch mehr von ihr und ihren biedern Einwohnern sagen möchte. Aber ich unterdrücke gern alle eigennützig- e Rücksichten, und wende mich wieder hinauf nach Reval, von wo ich ausgegangen bin. Wenn wir hier den Weg längst dem Finnischen Meerbusen auf der Petersburgischen Straße verfolgen, so kommen wir nach einer Reise von 30 Meilen nach Narwa, ohne auf dem ganz- en Wege eine andere Stadt als die kleine Kreisstadt Wesenberg angetroffen zu haben. Letztere ist an sich ein unbedeutender Ort und kaum noch durch ein Gefecht merkwürdig, wel- ches sich zwischen den Schweden und Russen

1704 hier ereignete, wo die Schweden den Kürzern zogen. Sie ist die Kreisstadt des Wierischen Kreises, und wurde in dem Kriege zwischen Schweden und Rußland zu Anfange des letzten Jahrhunderts beinahe ganz verwüestet. Sie verlor ihre Gemarkung und Bürgerrechte, weil die freiherrliche Familie von Tiesenhaußen, welcher das Schloß zugehört, alles an sich zog. Dieses liegt auf einem Berge gleich dabei, und wird unter seinen Ruinen begraben. Die Kaiserin Katharina II. stellte der Stadt ihre Privilegien, welche sich die Kürzer aufs neue zu vindiciren anfiengen, wieder her, wodurch sie jetzt doch so weit wieder aufgebauet worden ist, daß sie über 120 Häuser und 496 Einwohner zählt, die sich durch Handwerke und etwas Handel nähren. Sie hat eine protestantische Kirche und ein schön gebautes neues Gerichtshaus. Nahe dabei sind einige kleine Berge, die als etwas Seltenes in Ehstland, hier mit eine Anzeige verdienen. Die Gegend ist schön, und die nahe gelegenen ansehnlichen Güter Peuth und Kattentak versorgen die Stadt mit Lebensmitteln, und geben den Einwohnern vieles Geld zu verdienen.

Narwa behauptet nach Reval den nächsten Platz unter den Städten Ehstlands, nicht nur ihrer ansehnlichen Größe, sondern auch ihres beträchtlichen Handels wegen. Sie liegt an der äußersten östlichen Gränze des Landes am
Narwar

Narwafluß von dem sie wahrscheinlich den Namen hat. Ihr gerade gegenüber auf der andern Seite des Flusses liegt die im Jahr 1492 unter Iwan Wasiljewitsch erbaute Festung Iwangorod nebst dem dazu gehörigen Flecken. Beide zusammen machen nur einen Ort aus, und stehen auch jetzt unter einem Generalmajor als Kommandanten. Dieser war, als ich mich dort aufhielt, ein Herr von Baranoff. Sie werden durch eine große hölzerne Brücke mit einander verbunden. Die Festung liegt ziemlich hoch und ist mit einer dreifachen hohen Mauer, vielen großen und kleinen Thürmen von sehr beträchtlicher Dicke, Schießscharten und einem Graben verwahrt. Innerhalb derselben befindet sich eine Russische Kirche, das Kommandantenhause, Kasernen für eine Kompagnie Soldaten und einige andere Wohnungen. Sie dient oft zu einem Verwahrungsorte für Staatsgefangene und andere Verbrecher. Der dabei liegende Flecken, der von keiner Bedeutung ist, wird von Russischen Fischern, Flößern, Uckerleuten und Handwerkern bewohnt. — Narwa ist, an sich, die Vorstädte abgerechnet, nur eine mittelmäßige Stadt, denn sie hat im Umkreise kaum eine halbe Stunde und nur zwei Hauptstraßen. Die andern sind kleine enge Quer- und Nebengässchen. Von weiten hat sie durch die gegen über liegende Festung Iwangorod, deren alte,

R 2

hohe

hohe Mauern und Thürme, ein ehrwürdiges Altsehn. Kommt man hingegen von der Nevalischen Seite, wo besonders der neue Thurm und einige hohe, modern gebaute Häuser ins Auge fallen, so zeigt sie sich in einem heitern, geschmackvolleren Kleide. Die Gegend umher ist fruchtbar und ziemlich gut bebaut. Die Stadt selbst liegt sehr uneben, und die Straßen stehen nicht in den Lobe der Reinlichkeit. Die Anzahl der Häuser beläuft sich mit denen in den beiden Vorstädten höchstens auf 460, und die der Einwohner über dritthalbtausend. Sie wird eingetheilt in die Alt- und Neustadt. Die letztere enthält meistens steinerne und viele neue geschmackvolle Gebäude, die erstere hingegen mehrentheils hölzerne und nur wenige von Fachwerk. Die Festungswerke stehen mit den Nevalischen ziemlich in Parallel, und bestehen aus einem Graben, Wall, Glacis und einigen Ruffenwerken. Die vornehmsten Gebäude sind das Schloß, Rathhaus, die Börse, Wage und das Licenthaus, keines aber zeichnet sich vorzüglich aus. Ein auf dem Markte der Kaiserin zu Ehren bei ihrer Gegenwart im Jahr 1780 errichteter hölzerner Obelisk, so wie eine Ehrenpforte vor der Stadt, sind ihrem Einflusse nahe. Mitten durch die Stadt geht die große Petersburgische Straße; und eben deswegen ist Narwa ein lebhafter Ort, da alle Fremde

Freunde, Kuriere, Posten, Gesandte und Minister die nach Petersburg wollen, durchreisen müssen. Ihre letzte Eroberung war die im Jahr 1704, wo die Stadt unter Russische Nothmüdigkeit kam. Hier war es auch, wo 1700 Karl XII. mit 8000 Schweden 80000 Russen schlug, blos durch die Sorglosigkeit des Russischen Anführers Duc de Croix, der seinen Feind verachtete. Er lag eben in seinem Zelte auf dem Bette und hielt seine Nachmittagsruhe, als ihm gemeldet wurde, daß die Schweden im Anrücken wären. „Laßt sie nur kommen, soll er gesagt haben, wir wollen die Hunde mit Knüppeln tod schlagen.“ Während er also ganz ruhig liegen bleibt, ersteigen schon die Schweden das Lager, als ihm sein Adjutant anzeigt, daß schon welche im Lager wären. Jetzt schien es ihm Zeit zum Aufstehen. Sein Kammerdiener zog ihm eben den Stiefel an, und brachte ihm Orden und Kommandostab, als die Schweden schon eindringen und das ganze Lager in Unordnung brachten. Er machte sich über Hals und Kopf auf, zufrieden, daß er noch mit heiler Haut nach Reval entkommen konnte. Er war hier durch großen Aufwand in Schulden gerathen, fiel bald nachher in eine Krankheit und starb. Peter I. wollte, seines schlechten Verhaltens wegen, seine Schulden nicht bezahlen, nicht einmal die Kosten zum Be-

Begräbniß hergeben, daher wurde seine Beerdigung verschoben, und der Körper einbalsamirt, der noch jetzt unbertwefet in der Nikolai-Kirche in Neval zu sehen ist.

Um Narwa herum sind recht hübsche Gärten mit angenehmen Lusthäusern, und auch öffentliche Belustigungsorte für die Bürger, so daß es im Sommer an Vergnügungen nicht fehlt. Im Winter ist in der Stadt durch Assemblies, Bälle und Konzerte, Klubs und Lesegesellschaften für die Unterhaltung hinlänglich gesorgt. Im Tone und in der Lebensart kopirt oder affektirt man die Petersbürger, und das heißt vornehm seyn, Geschmack haben und die Mode mit machen, d. h. man speißt Mittags 2 Uhr, Abends halb 10, bleibt bis um 1 in der Nacht auf, schläft bis um 9, geht nach eingenommenen Thee und Frühstück um 12 auf die Börse, isst dann bis halb 4 und so von vorn. Die Gastfreiheit ist hier ebenso groß wie in Neval und Pernau; man ist überaus gefällig gegen Fremde und macht sich ein Vergnügen daraus, sie herumzuführen und bekannt zu machen. Daß man von hier aus nicht weit mehr nach einer berühmten Residenz und prächtigen Kaiserstadt hat, kann man schon aus mehreren deutlichen Spuren merklich wahrnehmen, man darf seine Aufmerksamkeit nur einigermaßen auf den hier herrschenden Ton richten.

richten, ungeachtet Narwa noch im geringsten kein Petersburg ist. Schon 6 Werst davor werden den Reisenden die Koffer und andere Sachen visitirt. Wer sich hierbei auf die stumme Sprache des Beutels legt, fährt hierbei am besten. Ohngeachtet die Strafe für solche Visitatoren, die Geschenke nehmen, schwer genug ist, (Denn es giebt nicht nur Prügel, sondern auch eine Spazierreise nach Orenburg;) so lassen sie sich doch blenden, und wer ihnen nichts in die Hand drückt, hat tausend Verdrießlichkeiten, Grobheiten, Herumdrehen der Kleider und Wäsche, Herauswerfen der Bücher u. s. f. zu erwarten. Tabak, Zucker und Kaffee darf man nicht mehr bey sich führen, als zur Provision gehört, und den erstern nicht anders als in Beuteln oder Dosen. Einst fuhr ein Major Baumgarten nach St. Petersburg und mußte auch beim Gränzoll halten. Er befiehlt seinem Bedienten, den Tobaksbeutel aus der Sibirka *) herein zu bringen, weil er sich eine Pfeife stopfen wolle. Dieser holte einen ledernen Sack und trug ihn schwer auf der Schulter in die Stube. Der Visitator fragt, was das

*) Ein leichtes russisches Fuhrwerk, oben halb bedeckt, auf bloßen Schwungbäumen ruhend, und daher, wenn kein Heu und keine Bettkissen hineingelegt werden, stoßend.

das vor ein gewaltiger Sack sey? „es ist kein Sack, antwortet jener, sondern meines Herrn Tabaksbeutel, denn er ist ein starker Raucher und hat eine sehr große Pfeiffe.“ Der Zöllner konnte nichts machen, sondern mußte den Tabak pakiren lassen, weil er nicht in Päckchen war, ungeachtet Major Baumgarten gewiß auf ein ganzes Jahr in Petersburg damit versorgt war.

Der hiesige Neunaugen-, Hal- und Lachs-fang ist ein sehr ansehnlicher Handlungs-zweig und beschäftigt viele Menschen. Bei dem berühmten Wasserfalle, dessen ich im Anfange dieses Abschnitts gedacht habe, werden ungemein viele, schöne und große Lachse gefangen. Während der Streichzeit kommen die Fische in unzähligen Schaaren aus der See dem Flusse aufwärts gezogen; wo denn die Fischer ihre Netze und Angeln an diesem natürlichen Wehre auslegen. Die Fische wollen sich über den Wasserfall hinaufwerfen, es mißlingt ihnen oft und sie fallen in die unten aufgestellten Netze. Viele gehen aber auch wieder in dem Flusse nach der See zurück. — Was den Handel in Narwa besonders blühend macht, ist theils die vortheilhafte Lage an der See, theils die nahe dabei fließende schiffbare Narowa. Oberhalb der Stadt gehen nur kleinere Schiffe, Schaluppen und große Holzflöße, die von Plestow über den Peipussee hieher kommen. So vortheilhaft diese

diese Lage für den Handel ist, so würde der Transport dennoch weit leichter und bequemer werden, wenn man mit den Schiffen und Flößen über den Wasserfall bis an die Stadt und in die See fahren könnte. Ungeachtet aber die See noch zwei Meilen von der Stadt entfernt ist, so ersetzt doch der Fluß jene Entfernung so, daß sich dabei wenig Nachtheil äußert. Die Schiffe gehen mit der vollen Ladung dem Strom aufwärts aus der See bis unter die Stadt, und können mithin ihre Waaren auf das leichteste ausladen. Die Anzahl der ein- und ausgehenden Schiffe beläuft sich im Durchschnitt jährlich auf hundert. Auch sind hier mehrere Englische Kaufleute, die große Geschäfte machen, am meisten Rußische Krämer. Die Schiffsbrücke ist auf der nordöstlichen Seite der Stadt. Hier werden die Kaufmannsgüter ein und ausgeladen. Die Hauptprodukte, welche Narwa verschifft, sind: Bretter, Balken, Holz, Hauf, Flach, Leinsamen und Korn. Eingeschifft werden dieselben Bedürfnisse wie in Reval und Pernau. Wenn man nicht zum Nachtheil Narwa's den Petersburgischen Handel zu sehr begünstigte und fürchtete, daß, indem man jenen emporbrächte, dieser vielleicht sinken würde, so wäre es etwas leichtes, dem Flusse einen andern Lauf zu geben. Man dürfte den Felsen unter dem Wasserfalle nur sprengen oder einen Kanal

Kanal graben, so würde die Fahrt, ohne Ausladung ununterbrochen nicht nur bis Narwa, sondern bis in die See gehen. Der Zug des Wasserfalls ist so stark, daß ihn die Fahrzeuge schon eine Werst oberhalb desselben fühlen, das Her werden die aus dem Peipussee kommenden Schiffe schon fast eine halbe Meile über Narwa ausgeladen.

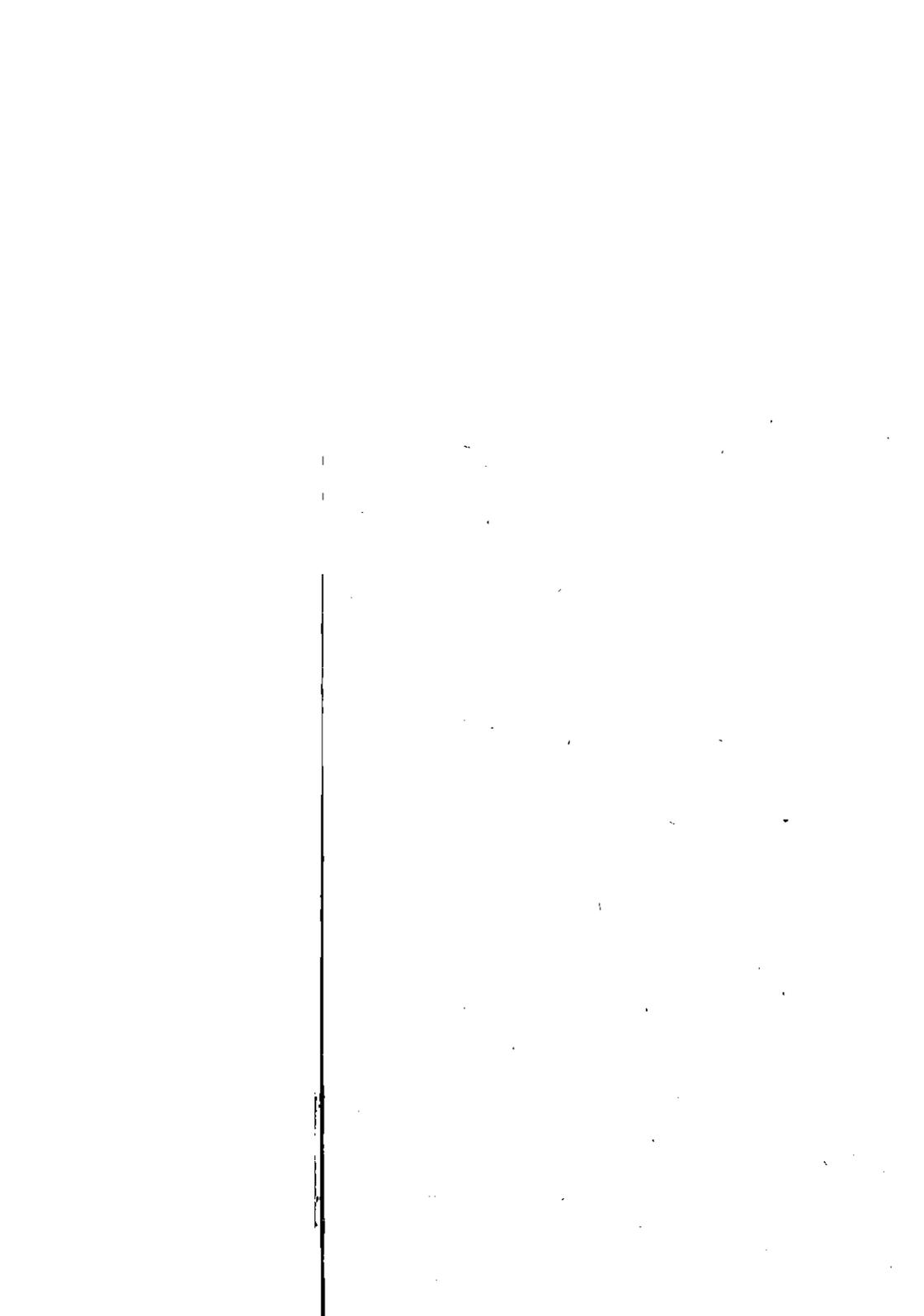
Ein Fremder wird sich billig wundern, wie Narwa in Absicht der Handlung das leisten kann, was es wirklich leistet. Seine unbeträchtliche Größe, die Lage, da es noch zwei Meilen von der See entfernt ist, und am meisten der die Fracht erschwerende Wasserfall, um dessen willen die Fahrt nicht nur unterbrochen wird, sondern auch die Waaren ausgeladen werden müssen, — lauter nicht sehr günstige Umstände für seinen Flor. Aber wenn man bedenkt, daß die Entfernung von der See durch den großen schiffbaren Narowafluß ersetzt wird, auf dem die größten Schiffe unmittelbar bis an die Stadt kommen können; daß der Wasserfall zum guten Glück nicht allzuweit von der Stadt entfernt ist, und daß der Peipussee mit den damit in Verbindung stehenden Flüssen, gar sehr zum Flor der Handlung mit be trägt; so verschwinden jene Zweifel leicht. Durch die Narowa, Luga, Nossan und den Peipus werden die Güter nicht nur aus Ehstland und Ingermannland, sondern auch

auch aus einem beträchtlichen Theile Sibirien und Rußlands, ja über die Ostsee aus Deutschland, Dänemark, Schweden und Holland nach Narwa hingezogen.

Kirchen sind vier in der Stadt, wozu noch eine Russische in Zwangorod kommt. Die Schule gehört unter die sehr mittelmäßigen. Unter und bei dem Wasserfalle, längst den Ufern der Narowa, sieht man eine Menge Schneidesäbels und Dretermühlen, Lusthäuser und Gärten, welche letztere gegen die Mündung der Narowa am Meerbusen hin noch häufiger vorkommen. Die Aussicht von da ist unbeschreiblich reizend und erhaben. Wer noch nie Gelegenheit gehabt hat, einen großen Holzvorrath beisammen zu sehen, der wird sich über die ungeheure Niederlage von Balken, Föhlen, Bretern, Schaalen &c. die sich in die Millionen belaufen, wundern. Der Pernausche Holzhandel schwindet gegen den Narwaschen, welcher letztere unstreitig der stärkste in Estland und für die Stadt sehr einträglich ist.

Was ich von Habsal zu sagen habe, läßt sich in zehn Zeilen bringen. Sie ist die Kreisstadt des Habsal'schen oder des vormaligen Bielschen Kreises. Dieser Distrikt wurde sonst in die Land- und Strandviel eingetheilt und begreift jetzt ausser Habsal den Flecken Leesal, das umliegende Land, die Inseln Rukb, Worms

Worms, und Dagen nebst noch etlichen
Kleinern in sich. Habsal selbst ist eine kleine
Stadt an der See, 10 Meilen von Neval, hat
156 Häuser und etwa 800 Einwohner, die sich
vom Handel, von Handarbeiten und der Fischelei
nähren. Der Seehandel ist unbedeutend, denn es
kommen selten über 15 Schiffe daselbst an.
Die Stadt hat eine lutherische Kirche, in wel-
cher abwechselnd Deutsch, Ehstnisch und Schwed-
isch gepredigt wird, das letztere für die daselbst
und auf mehreren Inseln wohnenden Schweden.
Der Prediger muß auch alle 14 Tage oder 3
Wochen auf die Inseln, welches im Frühjahr
und Herbst eine große Beschwerde ist. Die das-
selbst befindliche Trivialschule, welche einen Rek-
tor und Konrektor hat, ist von keiner Bedeu-
tung. Das Kreisgericht und Niederlandge-
richt hält seine Sitzungen in einem eigends dar-
zu erbauten schönen Gerichtshause. Ehemals
war Habsal eine mächtige Stadt und hatte ein
festes Schloß, wovon die starken Mauern zum
Theil noch jetzt auf dem dabeiliegenden Berge
zu sehen sind. — Der Flecken Leal, 5 Meis-
len davon an einem Bache, zwei Werste von
der See, steht jetzt unter der Gerichtsbarkeit der
Habsalschen Kaiserlichen Gerichte, nachdem der
Herr von Manderstierna lange mit den
Einwohnern Prozeß geführt hatte. Er behaup-
tete, im Besitze von Leal zu seyn, welches die
Bez



Ther. 1.



N. 2.

Legend bei a Kulltholmport in Chodowd. 1850.

Bewohner abstritten, weil sie freie Leute, Deutsche und keine Bauern seyen. Ihre Anzahl beläuft sich kaum auf 300, die zwar keine eigentlichen Bürger, aber doch freie Leute, meistens Handwerker und Fischer sind. Es ist daselbst eine deutsche Kirche mit einem Prediger, der alle Sonntage Ehrtisch und alle 14 Tage Deutsch predigt. Auf einem nahe dabei liegenden Berge, sind noch die Reste des ehemaligen starken Schlosses zu sehen, in dem vor Zeiten die adelichen Besitzer des Städtchens wohnten. Nicht weit daran ist eine Einwiege an der See, wo im Frühjahr und Herbst ein reicher Fischfang und im Sommer eine fruchtbare Heuärndel gehalten wird.

Sechs Meilen westlich von Reval auf einer ziemlich breiten Erdzunge liegt das Städtchen Baltischport, (Port Baltique,) in einer unfruchtbaren, sandigen und holzarmen Gegend. Sie ist die Kreisstadt des Baltischportschen Kreises und der Sitz des Kreis- und Niederlandgerichts. Auf der Straße von Reval dahin fährt man vor dem schön gebauten Gute Park, dem Gute Regel und die Kegelsche Kirche vorbei: linkerhand erblickt man den Lodenschen See, der 7 Werst lang und 3 breit ist. An seiner Spitze liegt der Hof Lodenssee, schön gebaut und von einem Walde beschattet, aber mit steinigtem Lande umgeben.

Wald

Bald darauf kommt das Gut Pölküll, und in der Ferne die Matthiaskirche. Hier sieht man schon die offenbare See und die Spitze des Thurms an der Russischen Kirche in Baltischport, dessen stark vergoldetes Kreuz und Fahne in der Sonne blist. Bis jetzt hat der Ort nach der Absicht seiner Erbauer, die ihm zu einem der ersten Häfen des Russischen Reichs erheben wollten, noch nicht recht empor kommen können. Er hat höchstens 100 Häuser und etwa 340 Einwohner, die sich vom Handel, von Handarbeiten und der Fischerei nähren. Die neue Russische Kirche, deren Bau 1783 angefangen wurde, und deren Grundstein ein Pope einweihete, als ich eben daselbst war, ist klein aber niedlich, und hat vor der alten, die zeitlich nur auf einem Saal des Gerichtshauses gehalten wurde, einen großen Vorzug. Die Glocken hingen damals einstweilen unter einem von Falken und Pretern aufgeführten Erhäuse, waren aber nachher, als ich 8 Jahr später wieder eine Reise dahin machte, auf den Kirchturm gebracht worden. Die Kirche und der Thurm haben 9900 Rubel zu bauen gekostet. Die Kirche bildet ein längliches Viereck, und ich wohnte, als ich das letztmal daselbst war, dem Griechischen Gottesdienste in derselben bei. Das Gospodi pomilui erschallte auch hier unablässig im vierstimmigen Chorgesang

fang. Die Straßen in Baltischport sind sehr breit, nach Art der Petersburger, aber nicht gepflastert, sondern nur mit Kieselsteinen und Wassersand überworfen, weil der Boden von Natur felsicht und steinig ist. Die Häuser sind fast durchgehends schlecht und mehrentheils von Holz gebaut, bis auf die wenigen neuen, welche von Stein aufgeführt sind. Am schönsten nehmen sich das Gerichtshaus, wo das Kreis- und Niederlandgericht seine Sitzungen hält, und einige Wohnhäuser des Adels aus. Weil das Städtchen stets der Seeluft ausgesetzt ist, und rings herum frei steht, so ist es ein kalter und zum Bewohnen ungesunder Ort. Man sieht Baltischport und besonders den Leuchthurm, (dort Feuerbake genannt,) auf der äußersten Spitze der Landzunge, sehr weit in die See hinein, und ich erinnere mich, daß ich ihn auch bei meiner Hinreise auf dem Schiffe gesehen habe.

Die Bewohner von Baltischport sind sehr gefällig, gastfrei und freundschaftlich, und ich muß die gute Aufnahme in dem Hause der Frau Generalin von Tritthof, der Oberstin Haller, des Kommandanten und Obersten von Roberti, so wie mehrerer anderer mir schätzenswerther Personen öffentlich rühmen. Der dasige Adel hat, so wie der Ehsländische überhaupt, der Vorzug, daß er den diesem Stan-

de sonst so eigenen Stolz nicht zu kennen scheint. Besonders viel Güte habe ich während meines Aufenthaltes daselbst in dem Hause des Obersten Roberti genossen. Dieser Mann hat einen besondern Charakter. Seine Miene ist ziemlich despotisch, und doch ist er dies gerade am allerwenigsten. Seine Manieren und sein ganzes Betragen scheint herrisch und befehlshaberisch a la Russe zu seyn, ohnedas man dies in dem Umgange mit ihm im geringsten merkt. Bei kleinen Versuchen seiner Domestiken und Beleidigungen ist er anfangs hitzig und möchte alles vor sich zerreißen; aber 5 Minuten drauf ist er wieder der beste Mann von der Welt, so das man es ihm gar nicht ansieht, das er zornig war. Offen und herablassend in seinen Gesprächen geht er mit jederman wie mit seines Gleichen um, und man weiß nicht, ob er Oberster mit zwei Orden oder ein lustiger Student ist, ob er gleich über fünfzig zählt. Er ist ein geborner Elsasser und spricht auch nach dem dasigen Dialekt. — Bei dem Bürgermeister Bodet, der zugleich Gastgeber mit ist, traf ich einst mehrere Bauern von den Baltischport gegenüberliegenden Inseln Groß- und Klein Noog an, welche in der Schenkstube saßen und nach Herzenslust zechten. Sie sprachen abwechselnd Schwedisch, ihre Muttersprache, Deutsch, Russisch, und Chinesisch. Einer
von

von ihnen war im letzten Kriege von den Schweden, als der Kapitän Arcovito, ein geborner Italiäner, im Frühjahr 1790 mit zwei Fregatten, Baltischport beängstigte, ein Kronmagazin zerstörte und 10000 Rubel Brandschadung mitfortnahm, als Gefangener nach Stockholm geführt worden, und hatte als Matrose auf einem Schwedischen Schiffe eine Reise nach Frankreich, England und Spanien gemacht. Die Lebenstheuer derselben gab er seinen Mitgechern zum Besten, und rühmte besonders den kostbaren Wein, den er in Bordeaux so wohlfeil gerrunten hätte. — Ich sahe hier auch einen Fähndrich, der unter Pugatschem gedient hatte, so wie mehrere Anhänger dieses furchtbaren Rebellen, welche auf ihre Lebenszeit in Ketten zu gehen verurtheilt sind. Einer von ihnen kam einst in das Zimmer der Madame Schwarz, für welche er in der Abwesenheit ihres Mannes Holz gespalten hatte. Sie sitzt auf dem Sofa und er sieht sie starr an. „Nun, was blickst du mich so stier an?“ — „Ach, meine schöne Madam, antwortete der Russe, ich bewundere Ihren fetten Hals, und erinnere mich, daß ich vor 20 Jahren unter Pugatschem viele solche Häuse abgeschnitten habe.“ Sie versicherte mich, daß ihr das Blut in den Adern erstarrt sey, und sie vor Schrecken bloß die Worte habe sagen können: „geh fort, du abscheulicher Mensch!“

worauf der Kusse ganz kalt den Bart gestrichen habe und hinausgegangen sey.

Eine deutsche Kirche hat Baltischport noch nicht, sondern die dasige Protestantische Gemeinde hält ihre Gottesverehrungen in einem Bethause, wohin alle 14 Tage der Prediger von St. Matthias kommt. Im Jahre 1796 schickte die Stadt eine Deputation nach St. Petersburg, und suchte bei der Kaiserin um Erlaubnis an, eine Kirche bauen zu dürfen. Sie erhielt sie leicht, und nun ist der Anfang mit dem Bau gemacht worden. — Alle Morgen und alle Abende geschieht auch hier, wie in allen Seefädeten Rußlands, ein Kanonenschuß, vor und nach welchem kein Schiff mehr in den Hafen einlaufen darf. Die Feuerbake oder der Leuchtturm, auf welchen über einem ungeheuren Koste von der Mitte des Oktobers an bis in den April (mit Ausnahme des Janners und Februars,) des Nachts ein stetes Feuer mit großem Holzaufwande unterhalten wird, liegt 4 Werst von der Stadt, und, wie schon gesagt, am äußerstem Ende der Erdzunge. Die See hat hier ein gewaltiges hohes Ufer oder Klüde, wie man es dort nennt, und gefährliche Brandungen. Die Wellen schlagen heftig an die Felsen und prallen schäumend zurück. Die Aussicht von da, und noch mehr von der 120 Stufen hohen Feuerbake über die Spiegelfläche der weiten See und einige benachbarte In-

seln, die wie grüne Teppiche aus der blauen Fluth lachen, ist über meine Beschreibung prächtig, und entlockt einem unwillkürlich einen Seufzer und eine süße Erinnerung an Deutschlands väterliche Fluren. Einen beinahe noch schönern und mannichfaltigern Anblick gewährte mir 1786 die aus zwölf Linien Schiffen bestehende Russische Flotte, welche eben wieder von Kopenhagen zurückkam, und in der dortigen Bucht herumkreuzte. Der Ort, wo im Frühjahr 1790 Kapitän Arco vito mit zwei Schwedischen Fregatten landete, einige Bomben und Kanonenkugeln in das Kornmagazin warf und es verbrannte, wird noch jetzt von den Einwohnern mit einer Art von Respekt den Fremden gezeigt.

Das wichtigste und sehenswürdigste Werk bei Baltischport ist der Hafen, der sogenannte Molo und eine in Fels gehauene fünfeckigte Schanze. Schon Peter der I. fand den Ort zu einem Hafen gelegen und wollte ihn mit einer Stadt am Ausflusse des Baches Padi s anlegen. Er fieng auch den Bau wirklich an und nannte die Stadt Rog er w i e f, von der gegenüber liegenden Insel Rog. Der Hafenbau fand mehrere Schwierigkeiten als man dachte, und es kam blos ein hölzerner zu Stande, der bis hierzu ist genutzt worden und etwa 20 Schiffe faßt. Er war beinahe ganz zerfallen, als man ihn im Jahr 1793, — seit Peter des Großen

Zeiten zum erstenmal wieder, — neu erbaute. Wahrscheinlich wollte Peter noch einen steinernen Hafen bauen, aber sein Tod verhinderte die etwaigen Entwürfe, welche er von dessen Ausführung gemacht hatte. Unter der Kaiserin Anna hatte der Feldmarschall Münnich den Bau wieder angefangen. Es war aber noch sehr wenig daran gearbeitet worden, als die Kaiserin Elisabeth, der es eben einmal einfiel, sich besüßte zu machen und ihres Namens Gedächtnis zu stiften, sich der Sache eifriger annahm, den Bau forsetzte und große Summen aufwandre, aber ohne den gewünschten Erfolg. Der Kaiserin Katharina II. war es aufgefallen, das Werk mit ganzer Kraft zu fördern, und gewis wäre es auch seiner Vollendung nahe gebracht worden, wenn nicht die damit verbundenen Schwierigkeiten und der ausgebrochene Türkenkrieg es ganz unmöglich gemacht, oder wenigstens ins Stocken gebracht hätten. Der eigentliche große Hafen, der von Stein gebauet werden sollte, und von dem kleinen hölzernen ganz unterschieden ist, wird von Osten und Süden vom festen Lande, gegen Westen aber von einer Insel, Klein Rog, eingeschlossen, die ohngefähr eine halbe Meile vom Lande abwärts in die See hineinliegt. Die größte Tiefe gegen Westen beträgt vier Klafter oder 24 Schuhe. Von dieser Seite konnte die Anlage eines Dammes keine

keine Schwierigkeit machen. Aber die Oefnung gegen Norden war desto größeren Hindernissen unterworfen, weil die Tiefe an manchen Orten 10, ja 16 bis 20 Klafter beträgt. Eben dieses war nun der Gegenstand aller bisher unternommenen Arbeiten. Wie sollte man diese Tiefe ausfüllen, so daß die Oefnung bis auf eine geräumige Einfahrt verschlossen würde? und wodurch könnte man den stürmenden Winden und brausenden Wellen am füglichsten Einhalt thun? Ein sogenannter Molo oder Damm, stark vermauert, und vom Strande an gegen die Insel zu geführt, sollte gegen die Winde und etwanige feindliche Einfälle schützen. Die Schweden, welche den beträchtlichen Vortheil und die Wichtigkeit des Hafens einfahen, fiengen am nördlichen Theile der Insel den Molo an, und waren damit schon auf drei und eine halbe Werst fertig, als sie auf eine so gefährliche und tiefe Stelle kamen, daß die Fortsetzung des Baues dadurch unmöglich gemacht wurde. Vieles davon hat die wütende See bereits wieder verschlungen, und als ich 1786 zum erstenmal dort war, konnte man noch über eine halbe Werst weit darauf in die See hineingehen; jetzt ist er kaum noch 600 Schritte lang und auf beiden Seiten von den Wellen zerrissen. Die oberste Breite beträgt etwas über 60 Schuhe. Es sieht fürchterlich aus, wie sich die Wellen auf beiden Seiten längst der Mauer

Mauer herauf wälzen und gleichsam den Nest noch zu verschlingen drohen. Wenn der Wind vom Lande wehet, kann man ganz bequem daz auf hin und her spazieren, kommt aber der Wind aus der See; so treibt er die Wellen in heftigen Stößen über den ganzen Damm, auf dessen Festigkeit und Dauer man leicht den Schluß machen kann, wenn eine solche Gewalt, seit so vielen Jahren her, ihn nicht zu zerstören vermocht hat. Noch wurde aber deswegen der Bau nicht aufgegeben. Man sah in Petersburg die Wichtigkeit und Nützlichkeit der Sache ein, daß die Hauptflotte einfiel von Kronstadt, wo das Wasser die Schiffsböden zerfrisst, in den Baltischen Hafen verlegt werden könne. Man dachte daher der Sache reiflicher nach, zog den Damm mehr unterwärts gegen die Mitte der Insel zu, und fieng ihn von beiden Seiten an, wodurch die Arbeit erleichtert wurde, weil man nicht nur einen engen Raum zu füllen, sondern auch weniger von den Wellen zu befürchten hatte.

Nach dem entworfenen Plane sollte der Moslo von der Landseite 800 Schritte in die See gehen und am Ende mit einem starken Bollwerke versehen werden. Von der Insel aus, wo die Tiefe des Wassers gegen 10 Klafter beträgt, sollte der Damm weit länger fortgeführt und ebenfalls mit einem Bollwerke geschlossen werden. Der zwischen beiden Bollwerken gelassene

sene Raum sollte die Einfahrt zum Hafen seyn. Auf jeder Seite eine Scharz, und etliche, zum Theil gesenkte Batterien sollten derselben und auch dem Molo zur Vertheidigung dienen. Hinter demselben sollten auf beiden Seiten Brücken angelegt werden, eine gegen die Landseite für Kaufarthenschiffe, und die andere gegen die Insel hinter dem längern Molo, für Kriegsschiffe. Der Damm von der Seite der Insel mußte länger werden, weil sonst die Einfahrt zu weit in die See und nicht nahe genug ans Land gekommen wäre. So nützlich und löblich aber dieser Entwurf und so groß an sich das Werk war, so unzulänglich und zum Theil schlecht berechnet und übel angelegt waren die Anstalten zur Ausführung desselben. Zu Arbeitern bestellte man gefangene Verbrecher, die man fast aus allen Theilen des unermesslichen Reiches hatte zusammenbringen lassen und deren Anzahl sich über 2000 belief. Sie mußten durch das Sprengen der hohen Felsenufer die Steine zu dem ungeheuern Damme herbeischaffen. Es wurden ein Kommandant, Offiziere und Aufseher bestellt, Soldaten zur Wache gesetzt und eine Menge theils steinerne, theils hölzerne Häuser, zu Wohnungen für die Kanzlei, zur Niederlage der Maschinen, Werkzeuge und Geräthschaften, vier Kasernen für die wachhabenden Soldaten, Schmieden, Höfen zum Steinhauen, ein sogenannter Ostrag,

Dfirrog, oder Wohnungen für die Gefangenen, u. s. w. gebaut, kurz erstaunliche Anstalten aller Art gemacht; die gesprengten ungeheuren Felsenstücke und Quader theils von Menschen auf niedrigen Rädern, theils auf breiten Floßbooten herbeigeführt und entweder einzeln oder mehrere zusammen mit Stricken und Matten umwunden, in die See gestürzt. Viele kamen dabei in augenscheinliche Lebensgefahr, mancher fand aber auch seine Freiheit, der den Tod verdient hatte.

Der auf diese Art angelegte Molo ist in der Tiefe auf dem Meeresgrunde gegen 70 Klaftern breit, je weiter er über das Wasser hervorsteigt, desto schmaler wird er, und nimmt immer in unendlich langen aber ordentlich gemachten Stufen ab, so daß seine oberste Breite etwa 60 Schuhe und die Höhe über dem Wasser 24 Schuhe beträgt, denn die unter dem Wasser ist nicht überall gleich. Das fertige Stück auf der Landseite war bereits 815, und das an der Insel 300 Schritte lang. Eine Stelle, 19 Klaftern tief und über drei und eine halbe breit, machte am meisten zu schaffen. Dreimal wurde die fertige Arbeit durch den Stoß der Wellen so verschlungen, daß bis auf den Boden keine Spur von den eingesenkten Steinen und Felsenblöcken zu finden war. Endlich brachte man sie doch zum

zum Stehen. Und so vernichtete nicht selten eine einzige heftige Welle die Arbeit von mehreren Tagen und vielen Tausenden. Die aufgelaufenen Kosten kann man füglich auf 6 Millionen Rubel berechnen. Die Balken, Hebel, Maschinen und Geräthschaften allein mochten gegen 300,000 Rubel gekostet haben. Die Unterhaltung der Gefangenen, deren jeder täglich drei Kopfen bekam, betrug jährlich auch über 150,000 Rubel. Gleichwohl hörte alle diese Arbeit, alle diese aufgewandte Mühe und Kosten, der ganze mit Lebensgefahr gemachte koslossalische Bau im Jahr 1770 ganz auf. Die Gefangenen wurden wieder abgeführt, und theils in die Bergwerke, theils zum Festungsbau, theils in wüste Länder geschickt. Und so ist es auch bis jetzt geblieben. Vieles ist wieder, wie gesagt, durch die Gewalt der Wellen und Stürme versunken, und das noch stehende sehr verwüstet. So lange die Arbeit dauerte, standen die wachhabenden Soldaten oft viel aus, besonders dann, wenn sich die Vollendung des aufgegebenen Tagewerks bis in die Nacht verzog. Gefangene entliefen oder verbargen sich, woraus theils für die Wache Verlegenheit und Strafe, theils für das Land Gefahr entstand. Ein gebranntmarkter Verbrecher, der das Zeichen seiner Unthaten an der

der Stern *) trug, durfte sich zwar nicht öffentlich sehen lassen, denn er wurde gleich erkannt, und wer ihn griff und einlieferte, bekam eine Belohnung von 5 oder 10 Rubeln. Aber desto unsicherer wurden Wälder und Straßen und die Nächte. Viele lebten blos vom Raube, und ihrer etliche setzten eine ganze Gegend in Schrecken. Hätte man den Bau noch 10 bis 12 Jahre ununterbrochen fortgesetzt, so würde es einer der ersten Häfen des Reichs, ja vielleicht Europens geworden seyn, der aber doch gegen den neu entworfenen und bereits ziemlich weit gediehenen Hafen bei Riga in einigen Stücken zurückstehen müßte, wenn anders dieser seine Vollendung erreicht, und nicht auch, wie viele Kleinentwürfe in Rußland, die mit Kraft und Schnelligkeit angefangen, aber nicht alles mal ausgeführt werden, unvollendet bleibt.

Neben diesem solchergestalt unvollendeten Molo war noch auf der Nordwestseite der Stadt eine Schanze angebracht, um die Einfahrt gegen feindliche Angriffe zu decken. Sie ist ein reguläres Fünfeck, in lauter Fels eingehauen, mit breiten in Stein gesprengten Gräben, dessen Wälle größtentheils aus ungeheuren gesprengten Steinblöcken bestehen. Ob sie gleich
noch

*) Das Russische Wort war, d. i. ein Dieb, Räuber, Mörder, Verbrecher.

noch nicht fertig sind, auch wohl fürs erste ungeendigt bleiben werden; siehet man doch aus der ganzen Anlage ihre beträchtliche Höhe und Dicke. Unten am Fuße der Schanze hat man niedrige Batterien zur Bestreichung des Wassers angebracht. Als ich das letztemal 1795 dort war, kletterte eine Menge Ziegen ganz friedlich an den Wällen und Felsengipfeln herum. Auf der Insel war eben eine solche Schanze aufgefunden. Statt dieses großen angelegten Hafens liegt nun in demselben etliche hundert Schritte von Molo der kleine hölzerne, oder mit einem hölzernen Damm umgebene, von Peter I. erbaute und vor einigen Jahren neu ausgebesserte Hafen, der gegen 30 Schuhtiefes Wasser hat und ohngefähr 20 Schiffe faßt. An die Vollendung des großen Hafensbaues ist wohl nun schwerlich mehr zu denken. Einige halten sie auch für ganz unmöglich, weil der Raum in der offenen See zu groß sey, als daß ein solcher Damm der Gewalt der Wellen hinlänglich widerstehen könnte. Andere hingegen, die sich gern mit Projekten die Köpfe zerbrechen, die Ausführung aber andern überlassen, meinen, es sey alles gar wohl möglich zu machen, wenn man nur die Arbeit mit mehr Fleiß und Eifer und nicht durch Gesfangene betrieben hätte; müßlichen und gefährlichen Stellen durch versenkte Schiffe zu Hülfe käme:

käme; den Damm von beiden Seiten schräger gegen Süden jöge, feste Bollwerke auf versenkten Schiffen in der Mitte errichtete, und besonders im Winter unter dem Eise, (welche heerfüllische Arbeit!) weil da von den Wellen keine Verwüstung zu befürchten wäre, den Bau mit Emsigkeit und Nachdruck fortsetzte, und was dergleichen weise Anschläge mehr sind. Es wird aber wohl, dem Anschein nach, bei allen dem sein Bemenden haben und der angefangene Bau in Frieden ruhen.

Der Ostrog oder die Wohnung für Gefangenen, der aber jetzt bloß noch ein wenig Mißverhättern Quartier giebt, besteht aus zwei großen und weitläufigen Gebäuden von Holz, die mit doppelten starken und hohen Pallisaden umgeben sind, und auf mehreren Seiten Eingänge haben. Das äussere Thor war ehemals beständig verschlossen und sowohl im Innern des Hofes als von aussen mit einer starken Wache besetzt, und wurde Fremden nur im erforderlichen Falle geöffnet. Gleich davor ist die Hauptwache. Jetzt findet jedermann leicht Zutritt. Die Stuben sowohl für die Gefangenen als Soldaten sind geräumig und hoch, damit viele auf dem über einander angebrachten hölzernen Bänken neben einander liegen können. Aber zurückschauern muß man, wenn man in die Höhlen des Verbrechens und Elends selbst

selbst eintritt. Der vermischte und durchdringende Geruch, die verpesteten mesitischen Dünste, und der abwechselnde Anblick von Grausen und Elend, Strafe und Noth, Schande und tiefer Gesunkenheit der menschlichen Natur, bringen allerlei Bewegungen in der Seele und Sinnlichkeit hervor. Gebranntmarkt Menschen mit aufgeschlizten Nasen und aufgerissenen Ohren; Nackende, die sich vom Ungeziefer reinigen und auf der Erde sitzen; hier welche, die spielen; dort andere, die allerlei selbstgemachte Kleinigkeiten feil bieten, Bettler u. s. w. sind hier alltägliche Erscheinungen. Und darunter befanden sich nicht nur Leute vom niedrigsten Pöbel und allerlei Volk, sondern auch welche von bessern Stände, die sich aber durch Verbrechen, sonderlich durch Raub und Mord, noch unter jene erniedrigt hatten. Einige von ihnen trugen im Gesicht und an Ohren und Nasen die Zeichen, daß sie das Leben verwirret hatten. Andern saßen blos Diebstahls und Betrügerei halber, ohne gebrantmarkt zu seyn, und hatten Hoffnung, ihre Freiheit wieder zu erhalten, nachdem sie ihre Zeit gefessen haben. Jetzt sind ihrer kaum noch hundert, darunter die Anhänger des Rebellen Pugatschew's waren, deren ich im vorhergehenden gedacht habe, meist Abgelebte und Gebrechliche, die zu keiner Arbeit mehr gebraucht, doch aber bewacht, unterhalten und gekleidet werden.

Zumf

Fünfzehn Meilen südöstlich von Neval liegt Weisenstein, das ursprünglich seinen Namen von einer weislichen Kalksteinerde hat, die ehemals häufig in der umliegenden Gegend gegraben wurde. Es ist eine kleine Stadt, die ihren eignen Magistrat und Gerichte hat, und die Kreisstadt der Provinz Jertwen oder des Weisensteinischen Kreises. Man sieht es wegen seines alten hohen Bergschlosses, das ich im Vorhergehenden beschrieben habe, über eine Meile weit in blauer Ferne vor sich liegen. Die Stadt erhielt im Jahre 1783 bei der Einrichtung der neuen Stadthalterchaftsverfassung von der verstorbenen Kaiserin Katharina II. erneuerte Privilegien, nachdem sie mit dem Freiherrn von Stadelberg auf dem nahe dabei liegenden Gute Mezhof, auf dessen Grund und Boden die Stadt liegt, lange Zeit wegen ihrer Freiheit Prozeß geführt hatte. Sie zählt jetzt über 500 Einwohner, sowohl Deutsche als Russen, die sich vom Handel und mit Handarbeit nähren, und hat einen hübschen Markt, aber nur zwei Hauptstraßen. Das ganze Städtchen ist klein genug, um es füglich in einer halben Stunde durchlaufen zu können. Die neuerbaute Kirche, welche ein längliches Viereck bildet und 1790 eingeweiht wurde, so wie das neue Gerichtshaus, fallen sehr ansehnlich ins Auge. Die
Übers

übrigen Häuser sind von Holz, klein und schlecht. Merkwürdig sind die Ruidera, die man noch auf einem Hügel von dem alten Schlosse sieht, das im zwölften Jahrhunderte erbauet wurde. Abgerissene Mauerstücke und ein Thurm ganz sind noch zu sehen. Man erblickt diesen Thurm in einer Entfernung von 4 Meilen wie einem alten dicken Baumstrunk. Er ist von beträchtlicher Höhe. Eine Meile von Weifenstein liegt das schöne Landgut Alkenfüll, einem Major von Baranoff gehörig. Der Weg dahin führt durch eine reizende Gegend, die ein majestätischer dunkler Tannenwald begränzt. Das Gut liegt an einem breiten Flusse, der nahe dabei sieben Inseln bildet, mitten unter lauter Gärten und grünen Sängen. Auf einer Fähre, die man selbst ziehen kann, fährt man über den Fluß nach den zwei gegen über liegenden Inseln, wo man die prächtigste Aussicht über den Strom nach der Brücke und den übrigen Inseln ins freie Feld hin hat, auf der rechten Seite das schöne Wohnhaus mit seinen Gärten, und zur linken das blaue Wasser mit seinem vielen Inseln und hohem Schilf, zwischen welchem Enten und andere Wasservögel schwimmen. Ich sah wenig schönere Gegenden in Ehstland als diese, und sie wird durch den
See

Geschmack ihres Besitzers noch alle Jahre lachender.

Die Insel Oesel gehört blos insofern hieher, als ihre Bewohner Esten sind und darin die Estnische Sprache geredet wird; denn eigentlich gehört sie zur Rigischen Stadthalterchaft. Sie liegt im Westen von Estland zwischen den 58 und 59ten Grade nördlicher Breite, und macht mit den umliegenden kleinen Inseln einem besondern Kreis aus, der unter dem Namen des Oeselschen Kreises bekannt ist. Sie bildet fast ein Dreieck und ist mehr lang als breit, voll kleiner Bufen und Einwieken, und hat viele sich weit in die See erstreckende Erdzungen, die bald größer, bald kleiner sind. In der Länge beträgt sie gegen 15 Meilen und in der Breite an manchen Orten 10 auch nur 6 Meilen. Von Rigga ist sie gegen 30 Meilen, und von Kurland gegen Süden 5 bis 6 Meilen weit entfernt. Sie begreift mit der kleinen Insel Moon 13 Kirchspiele. Es finden sich auf derselben hin und wieder stehende Seen, Flüsse und Bäche, ziemliche Waldungen und viel Strauch. Die dastigen Pferde sind etwas klein, aber dafür desto munterer und dauerhafter. Im Winter ist die Insel häufigen Besuchen von Wölfen ausgesetzt, welche aus Est- und Kurland über das Eis dahin spazieren. Arensburg,

*Milch anzuweisen nicht auf der
Inseln zu bekommen. Es ist
ihnen nicht gestattet.*

der Sitz des Vicegouverneurs und des Kaiserlichen Kreis- und Niederlandgerichts, ist der beste Ort darauf und die einzige Stadt auf der ganzen Insel, denn von allen auf den gewöhnlichen Landkarten angegebenen findet man keine einzige. Sie hat ihr eignes Konsistorium, in welchem der Oberpastor den Vorsitz führt, eine mittelmäßige Schule mit einem Rektor und Konrektor und 1500 Einwohner. Die Anzahl aller Seelen auf der ganzen Insel beträgt 35700. Sie ist also in Vergleichung gegen die übrigen Provinzen Ehstlands ziemlich volkreich. Die Stadt treibt Seehandel und es kommen jährlich gegen 30 Schiffe daselbst an, denn die Insel ist sehr ergiebig an Getraide, Holz, Flachs und andern Produkten. In Arensburg wohnen lauter Deutsche, und im Lande haben viele Deutsche Edelleute ihre Güter, die aber meistens klein sind, weil der größte Theil der Insel aus Domänen der Krone besteht, die hier ihre eignen Verwalter hält. Der Deselsche Adel ist daher auch bei dem Rügischen und Revalschen zum Sprichworte geworden. Die dasigen Bauern leben besser, bequemer und ordentlicher, sind auch dabei etwas wohlhabender als die Ehsten auf dem festen Lande. Die Sprache dieser Insulaner ist die Ehstnische, welche nur wenig von der Sprache des festen Landes abweicht. Weil sie sich

sich aber auch mit mehreren benachbarten Völkerschaften abgeben, so sprechen daher viele Schwedisch, Russisch, Lettisch, manche auch Deutsch, etwas Dänisch und Holländisch, denn sie sind oftmals den Schiffen zum Schleichhandel behülflich. Sie unterscheiden sich auch in ihrer Kleidung, die schon der deutschen etwas näher kömmt, von den Esten des festen Landes. Sie tragen ordentliche Stiefeln und Schuhe, selten Baffeln. *) Ihre Häuser sind besser gebauet, reinlicher, mit Dielen und Fenstern versehen. Sie brennen auch keinen Pergel, das ist, Kien; oder Birkenspähne, in der Stube, sondern Licht. Viele von ihnen gehen auf das feste Land zur Arbeit, besonders zur Heu- und Kornärndezeit, ziehen Gräben und Kanäle, machen Wege und fällen Holz. Sie sind Meister im Seehundfange, und wagen sich oft zur Zeit des Eisbruchs mit Lebensgefahr

*Wandern
in Luft
des Fuß
1.*

*) Baffeln sind eine Art Bauernschuhe oder vielmehr Sanddahlen, die aus rohem Leder gefertigt, aus einem Stücke geschnitten und mit Riemen zusammen gezogen werden, daß sie an den Fuß schließen. Ärmere Bauern tragen im Sommer auch von Weidenbast geflochtene Schuhe. Wegen ihrer Weichheit lassen selbst Personen von Stande ihren kleinen Kindern anfangs Baffeln aus zubereitetem Leder machen.

fahrt auf die schwimmenden Eisschollen, um Seehunde zu schießen. Den Speck und die Häute derselben verkaufen sie mit gutem Gewinn an die Schiffer oder Kaufleute. Da die Insel viele Klippen und Sandbänke in ihrem Umkreise hat, so stranden jährlich viele vorbeifahrende Schiffe. Katharina II. hat zwar das Strandrecht aufgehoben, allein die Einwohner der Insel sind so sehr an dieses unmenschliche Recht gewöhnt, daß sie sich durchaus nicht von der Verabung der gestrandeten Schiffe wollen abhalten lassen; wenigstens eignen sie sich alles das zu, was die See auswirft. Ueberhaupt mögen sie gern auf das Kapern ausgehen, und verstehen sich trefflich darauf, vom Grunde des Meeres verlorrne Sachen aufzufischen, daher sie auch fast beständig den Sommer und Herbst hindurch mit ihren kleinen Booten auf der See herumkreuzen. Um es desto besser bewerkstelligen zu können, gießen sie ausgelassenen Seehundspeck auf die Oberfläche der See, wodurch sie so spiegelhelle und durchsichtig wird, daß sie in seichten Gegenden bis auf den Boden sehen können. Daß dabei der Ackerbau vernachlässiget werde, läßt sich leicht einsehen. Zwischen Desel und der Insel Dago sind etliche von den Schiffen bezeichnete Orte, die man auch auf den Schiffen, welche von Læbet kommen, nennen hört, nämlich Lafferort,

*Man weiß
das Manly
mit einem
ja wird
falsch sein.*

Pännerort und Pausterort, letzteres eigentlich Pawasterort. Dieses ist eine bloße Windmühle, welche man auf den Schiffen siehet und die statt eines Merkmals dient. Die Insel habe ich auf meiner Seereise bloß von weitem gesehen, bin aber selbst nie darauf gewesen. Die hier gelieferten Nachrichten habe ich von andern. *Relata refero.*

Ein besonderes Kirchspiel macht noch die Insel Kühn aus, welche von dem Pernauschen Meerbusen, etwa zwei Meilen vom Lande liegt und eigentlich ein bloßes Filial von dem Kirchspiel *Sorgel* ist: man kann sie aber *Stamaa* füglich als ein für sich bestehendes Kirchspiel betrachten. Sie ist sehr klein, denn sie hält in der Länge nur eine Meile und in der Breite kaum eine halbe Meile. Sie hat vortrefliche nährhafte, obgleich nicht allzuergiebige Viehweiden. Die Einwohner sind Ehsten, die auch die Ehstnische Sprache reden, aber durch den Umgang mit Leuten aus allerlei Volk, besonders Schiffern, gar bald noch andere Sprachen, als Russisch, Schwedisch, Lettisch, lernen. Sonst nähren sie sich vornämlich von der Fischerei und dem Seehundsfange, mitunter plündern sie auch den Strand. Es war ehemals gar häufig im Gebrauch, daß auf allen diesen Inseln und selbst hier und da auf dem festen Lande, längst der Küste der Ostsee, um

um einen gesegneten Strand in den Kirchen gebeten wurde, das heißt nicht etwa, um eine fischreiche Uerndte, sondern daß recht viele Schiffe stranden möchten, damit es etwas zu plündern gebe. Der Prediger, wenn er gut und erhörlich gebetet hatte, bekam natürlich auch seinen Theil von dem geraubten Strandgute. Jetzt hat dieses Unwesen, durch strenge Verbote untersagt, fast überall aufgehört. Der Prediger von ~~Tergel~~, welcher auf der Insel Kūhū *Tefta* die Seelsorge hat, muß im Sommer alle drei, im Herbst und Winter aber nur alle 6 oder 8 Wochen, die beschwerliche Reise dahin machen. Sie beträgt über 3 Meilen und ist oft gefährlich, daher ihn jedesmal vier Männer mit einem Boote hin und zurückbringen müssen. Dies mindert aber die Gefahre bei entstandenen Stürmen wenig. Und die ganze Belohnung, die ganze große Ausbeute für diese gefahrvolle Mühwaltung ist jährlich, ohne sonstige Ueerdenzien 20 Rubel, und für jede Ueberkunft noch besonders ein Schaaf, also jährlich etwa 13 Schaafe.

Zweiter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik der Ehten. —
Ländliche Verfassung und traurigen Zustand der
Sklaverei. — Kultur und natürliche Anlagen
der Ehten. — Ihre Frohndienste und Abga-
ben. — Eingeschränkte Rechte. — Trieb und
Wunsch nach Freiheit und Versuche, sie zu
erlangen, Empörung und Weglaufen. —
Sklavensinn und Sklaventücke. —

Jetzt wende ich mich zu euch, ihr leidens-
den Mitbrüder am Finnischen Meerbusen, arme,
bedauernswürdige, eines bessern Schicksals
werthe Menschen! ihr waret einst frei und leb-
tet froh im Besitz eurer Habe, eurer Kinder,
die ihr jetzt nicht mehr euer nennen könnet.
Man hat euch euer Land, euer Eigenthum ent-
rissen und zum Spielwerk willkürlicher Gewalt
gez

gemacht. Wenige eurer Gewaltigen sehen euch als ihre Mitmenschen, als ihre Mitunterthanen an, die doch mit euch unter derselben höhern Herrschaft stehen. Möchte ich durch diese Schrift etwas zur Erleichterung eures Schicksals beitragen können, und mit feurigen Zügen die Worte in das Herz vieler eurer strengen und harten Beherrscher zu schreiben vermögen: bedenket, daß ihr Menschen seyd! — Und du, o Genius der Menschheit, leihe mir einen Griffel, der würdig und von strenger Wahrheitsliebe geleitet, jenes mannichfaltige Gemisch von Leiden und Freuden, von Guten und Bösen, die schenslichen Farben des Despotismus, Aberglaubens und der Dummheit, das bunte Gewühl fremder Sitten und Gewohnheiten, die Volksfeste und den Kampf der Freiheit mit der Sklaverei, zu zeichnen im Stande sey, und blicke wehmüthig und mittheidvoll auf jene stillen, friedlichen Bewohner eines fruchtbaren, für sie aber wenig Erquickung gebenden Landes herab. Bin ich auch gleich nicht im Stande, ihr Schicksal zu ändern und ihnen ihre Lasten erträglicher zu machen; so will ich doch wenigstens der Welt zeigen, was sie sind und seyn könnten; wenn man sie der Despotie entzöge und ihren Wirkungskreis erweiterte. Als Menschen verdienen sie wenigstens unsere Theilnahme und unser Mitleid.

Die

Die Ehten sind im Ganzen genommen von mittlerer Größe und in ihrer Bildung mehr häßlich als schön. Dies gilt von beiden Geschlechtern. Denn wenn man auch unter dem weiblichen hier und da einige hübsche Gestalter und wolgebaute Körper findet; so sieht man dagegen zwanzig andre, die kurz und dick, unbehülflich, schwer, von gelber oder brauner Farbe sind, dicke Lippen und Backen haben und aus kleinen Augen blinzeln, ohne sanftes Lächeln oder einnehmende gesällige Züge. Nur wenige kann man groß, schlank und wohlgewachsen nennen. Unter den Männern findet man noch eher ansehnliche Körper, welche aber der plumpe, schwerfällige und schleppende Gang selten gerade trägt, und wenn sie auch sonst eine gute Physiognomie haben, so entstellt sie der lange Bart doch auf das häßlichste. Ueberhaupt betrachtet haben sie einen starken Knochenbau, und man sieht unter ihnen mehr kleine untersezte Figuren als lange Gestalten, mit dicken festen Muskeln, nervigten Armen, braungelber Farbe, von der Sonne verbrannten Gesichtern, aber meistens ohne Ebermaas, Proportion und richtige Stellung. Ihre Gesichtsbildung ist dabei ernsthaft oder vielmehr griesgramig, voll verbissenen Unmuths, einfältig, mager, eingedrückt; das Haar dünne, schlicht und mehr weiß und gelblich, als schwarz

schwarz oder braun. Im Denken und Handeln zeigen sie sich träge, unentschlossen, langsam und hart Sinnig. Sie sind große Freunde der Seelen- und Leibesruhe und für mühsame, Anstrengung und Nachdenken erfordernde Tugenden und Laster gleichgültig und zu bequem. Durch Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit vernachlässigen sie öfters ihre Viehzucht, Oekonomie, ihren Ackerbau und ganzen äusserlichen Wohlstand. Der Ernst und Muth, der die Stirn dieses Volks nur dann entfaltet, wenn es im Rausche geistiger Getränke sein Elend vergiftet und sich mehr durch ein verzerrtes Lachen der Verzweiflung als durch einen Ausdruck der angenehmen Empfindungen äussert, ist ein Zeichen der geringen Summe seiner angenehmen Gefühle und der erstorbenen natürlichen Heiterkeit. Ueber seine Gestalt ist daher fast immer ein gewisses stilles Nachdenken verbreitet, das sich der Melancholie und dem Tief sinn nähert, Wahrnehmung seines leidenden Zustandes scheint, und selbst bei der Aeusserung der Freude etwas Schreckliches und Lyrgerartiges an sich trägt. Mann und Frau führen diesen Stempel, und obgleich das Weibsvolk, wie überall, im Ganzen, munterer, fröhlicher und eifriger ist als die Mannsleute, so zeigt es dennoch in seinen Aeussern, nur zu deutlich, daß es eben sowohl die drückenden Lasten

Laffen der Knechtschaft fühlet, nur aber für die Folgen weit unbesorgter ist, als das männliche. Daß sehr viele einzelne Ehisten und Ehistinnen bedächtige, fleißige, eheliebende und in allem Betracht gute und auch wohlhabende Leute sind, brauche ich wohl kaum anzuführen. Diese schränken sich in ihre Zirkel ein, leisten willigen Gehorsam, versteigen sich nie und zeigen sich in ihren Geschäften beständig. Aber *a potiori fit denominatio*.

Von Kindheit auf an Druck, Härte und Tyrannei gewöhnt blickt der Ehste jeden scheu und furchtsam an, der nicht seiner Nation ist und nicht die Farbe seines Standes trägt. Er seheth selten jemanden gerade ins Gesicht, aus Furcht einen Tyrannen und Quäler anzusehen, und trauet daher keinem Fremden, nicht immer einmal ohne Ausnahme seinem Prediger. Ist es nun ein Wunder, wenn nichts als Haß und heimlicher Groll, verbissener Unwille und tückische Bosheit gegen die Deutschen und Russen in seinem Herzen nisten, die er für seine Unterdrücker hält und so lange halten muß, bis das Joch der Sklaverei, das sie ihm auflegten, von ihm genommen wird? ist es ein Wunder, wenn diese Leidenschaften, die nur die Peitsche zurückhält, bisweilen in Thätlichkeiten und Empörungen ausbrechen? wenn unter solchen Umständen sein Aeußeres selten Zufriedenheit und

und Wohlstand verkündigt? wie sollten da seltsame Mienen und Blicke Abdrücke von innerer Ruhe und Frohsinn seyn? Kann es einen das her wohl befremden, wenn man unter den Ehesten selten Gesichter sieht, aus welchen Wohlbehagen oder Fröhlichkeit hervorleuchten? Ueberall begegnen einem Jammergefalten, auf deren Stirnen die Falten der gedrückten und leidenden Menschheit ruhen, und überall haben Mangel, Verachtung, Druck, Despotismus die fürchterlichsten Furchen gezogen. Wo man geht und steht, nimmt man Herzgesichter wahr, die von Dummheit, Aberglauben und Unempfindlichkeit starren; Augen, welche alle Augenblicke von Zorn aufgetrieben aus dem Kopfe herauswollen, und den Reichthum, die Palläste, das Wohlleben, das Adölement und den Luxus ihrer Despoten anklopfen, jeden Vorübergehenden neidisch und böshast angrinsen oder einfältig angaffen; Mienen, von Eflaventücke und verbissenem Eflavengrimm verschroben und verunstaltet; höhrende Gebährden und schadenfrohe oder neckende Gestikulationen hinter dem Rücken, die der an lange und schmähliche Knechtschaft gewöhnte Sinn hervorgebracht und ihnen gleichsam natürlich und zur Gewohnheit gemacht hat. Man macht daher bei einem auch nur kurzen Aufenthalte in Ehestand leicht diese zwei Beobachtungen: da, wodie Originale

zu der obigen Zeichnung gefunden werden, ist die Herrschaft gewiß hart und grausam, und: die Leibeignen großer Güter, wo die Herrschaft nicht so tief in das Jauce der häuslichen Verhältnisse der Bauern eingreifen kann, sind allemahl fühner, dreister und muthvoller als die auf kleinen Despotien; aber weil sie dessen ungeachtet auch Sklaven sind, ebenfalls boshaft, tückisch und unverschämt gegen Fremde, besonders Deutsche.

Selten und nur in wenigen Gegenden, unter solchen Gütern, wo gütige, menschenfreundliche und großmüthige, wirklich edelgesinnte Edelleute regieren, kommen einem volle, blühende, rothe Gesichter vor, die Gram und Sorgen noch nicht eingedrückt, noch nicht verbleicht und verschrumpft haben. Deste mehrere dagegen, welchen man Mangel, Druck, hartes Sklavengefühl, Mißmuth und Leiden mancherlei Art ansieht. Indessen hat der gute Stoff, aus dem der Schöpfer auch diese Menschen formte, dennoch noch nicht ganz verdorben und die ursprüngliche Farbe nicht völlig verwischt werden können. Man siehet noch hin und wieder bei vielen die Anlagen der reinen Menschennatur zur Gutmüthigkeit, Niedlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue, die Neigung zum Wohlwollen und zur theilnehmenden Behülflichkeit; Gesichter, die Offenheit, Gewandtheit und

Wieder

Niederstun ausdrücken und dem Beobachter Freude entgegenbringen, trotz der eisernen Kutsche, womit der adliche Despotismus ihren Rücken geißelt, trotz der daumdicken und zwei Finger breiten Karbatsche, mit welcher der Barbarenstun ihrer Frohnvögte sie periodisch peitscht. Dahingegen sieht man auch wieder eine zahllose Menge ausgehungertes, abgemergeltes, blaßer und leidender, widerwärtiger, klotziger, häßlicher, stupider und rüchlicher Gesichtsbildungen.

Mehr noch aber als durch dieses alles, werden diese Leute durch ihre schmutzige Kleidertracht entstellt, welche durchgängig schwarzbraunener wollener Wattmann ist, und durch ihre Unreinlichkeit, Schmutz und Unflätherei, durch ihren steten Schweiß, und Rauchgeruch, durch ihr ungesittetes, äußerst töpisches Wesen, durch die Heftigkeit ihrer körperlichen Bewegungen beim Sprechen, durch die Verzerrungen ihrer Gesichter, und durch ein kreischendes Geschrei und heulartige Töne, welche sie bei jeder Kleinigkeit ausstoßen, äußerst verhäßlich, widrig und unleidlich gemacht. Wenn man in den Dörfern, auf der Straße, im Felde, u. s. w. welchen begegnet, so starren sie einen mit einfältigen, dummen Klotzgesichtern an. Hebt man ein Steinchen, eine Schnecke oder Muschel auf, oder pflückt man eine Blume,

me, ein Kraut und dergleichen ab, so bleiben sie wie versteinert stehen und blicken neugierig und verwundert dahin, als wenn man etwas sehr Kostbares aufhübe, oder einen Schatz gefunden hätte. Merken sie dann, daß es nur eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Blume, ein Stein oder so etwas war, und daß man sie in die Tasche steckt, oder in die Hand nimmt; so lachen sie herzlich darüber und machen unter sich allerlei spöttelnde Glossen über den Deutschen. Ueberhaupt sind Satire, Ironie, List, Schlaueit und heimtückisches Wesen, Hauptzüge ihres Charakters, die aber mehr auf Rechnung ihrer Unterdrücker als auf ihren eigenthümlichen Charakter kommen, denn man findet alle diese Fehler auch bei den Letten und Finnen, nur in einem niedrigeren Grade. Fast überall richtet sich der Bauer nach seiner Herrschaft. Ist diese menschlich, gütig und freundlich; so ist auch ihr Unterthan gutauslich, höflich, behülflich und in seiner Kleidung und Wohnung reinlich. Ist der Edelmann geizig, hart und herrschsüchtig; so verbirgt sein Sklave seinen Wohlstand, vergräbt sein Geld, schleicht mit Verdrossenheit und Trägheit einher, so daß die jüngsten Kerls und Mädchen gehen, als wenn sie die Füße nicht aufheben könnten, kleidet sich in Lumpen und läßt sein Haar zerzaust um den Kopf hängen, und ist so

scheu, daß er kaum wagt, einem Fremden auf seine Frage zu antworten, oder ein kleines Geschenkt anzunehmen. Mißtrauen und knechtische Furcht lassen ihn dabei kaum auf seinen Erbherrn aufblicken, und er zittert oft schon, wenn man ihn nur anredet, weil er bei jeder Frage eigennützige Hinterlist und Argheit vermutet. Er kennt durch tausendfältige Erfahrungen die Habsucht der Herren des Landes und sucht ihnen daher so viel wie möglich auszuweichen, ihnen seine Lage, seinen Erwerb, sein Vermögen zu verhehlen. Immer stellt er sich arm, hilflos und elend, immer klagt er über erlittenes Unglück und seufzt über böse Zeiten. Bei der geringsten Kleinigkeit thut er geheimnißvoll und scheint gleichgültig gegen Gewinn und reichen Erwerb.

Einen Nationalcharakter hat dieses Volk nicht, da sie Sklaven sind. Es fehlt ihnen an Selbstständigkeit, dem eigenthümlichen Zuge eines freien Menschen. Wenn sie daher der Faulheit, Tücke, Halsstarrigkeit, Gefühllosigkeit und mehrerer Laster, die der gewöhnliche Antheil harter Knechtschaft sind, beschuldigt werden; so hat dieses seinen Grund in dem Mangel an Selbstständigkeit. Um aber selbstständige Wesen seyn und als solche handeln zu dürfen, werden ihnen unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt. Ueber ihren

Seelen

Seelenzustand läßt sich daher auch eben nicht gar viel sagen, und dieser Gegenstand ist unter solchen Umständen bald erschöpft. Man muß einen Ehsten vor seinem großmächtigen Gebieter stehen und handeln gesehen haben, wie er mit ängstlicher furchtsamer Stellung die Kniee desselben streichelt, mit scheuem Blicke kaum aufzusehen wagt, in einer Entfernung von dreißig Schritten vor seinem Erbherren den Hut zieht und mit gesenkten Haupte vorbeischiebt; wenn man sich eine Vorstellung machen will, wie tief der Mensch von seiner Würde herabsinken kann. Auch nicht den geringsten Zug eines selbstständigen, freien Wesens wird man an einem solchen Elenden gewahr. Das Bild eines gebeugten Sünders, der in Bewußtseyn seiner Vergehungen und im Vorgefühl der verdienten Strafe von der grausamsten, der fürchterlichsten Rache drohenden Inquisition da steht, und mit Furcht und Zittern jeden Augenblick dem schrecklichsten Urtheile entgegen steht, könnte ein treffendes Gemälde eines vor seinem Erbherren stehenden Ehsten darstellen. Außerdem giebt die dunkelbraune Farbe des Rocks, der dünne graue oder röthliche Bart, und eine den höchsten Grad von Leiden, Aerger und Widerwillen ausdrückende Physiognomie dem Ehsten ein trauriges, und für jeden gefühlvollen Menschen höchst nieders

derschlagendes Ansehen. Von Jugend auf drückt sich das Gepräge des Elendes und der Sklaverei in seinem Gesichte und Mienen ab, und Haß und tiefer Groll mit bitterm Abscheu verbunden ist die einzige kraftvolle Empfindung, deren der zu Boden getretene Ehre fähig ist. Der Deutsche ist ihm ein Schreckbild, ein Popanz für seine Kinder. Wenn diese schreien und lärmten oder nicht still und folgsam seyn wollen; so rufen die Eltern ihnen zu: olle-waid, Saxa tullewad! sey stille, der Deutsche kommt! Sehen daher die Kinder in einem Dorfe, wenn sie bei ihren Spielen versammelt sind, ungefähr einen Deutschen des Weges daher kommen; so lassen sie alles stehen und liegen und laufen mit dem Geschrei davon: der Deutsche kommt! An der Kleidung nämlich kennen sie sogleich jeden Deutschen, darunter sie überhaupt alle Nicht-Ehsten verstehen, es mögen nun wirkliche Deutsche oder Engländer, Franzosen u. s. w. seyn, die Schweden, Russen und Letten ausgenommen, für welche sie eigne Namen haben. Wegen dergleichen alltäglichen Aeußerungen von Widerwillen, Haß und Abscheu gegen die Deutschen und den Adel besonders, ist man auch immer vor Aufruhr und Empörung bange, weil da kein Deutscher lebendig davon kommen

würde. Bei jedem Kriege zittert man mehr von dem inländischen als auswärtigen Feind, und in dem letzten Schwedischrussischen Kriege zeigten sich auch hier und da entfernte Spuren des immer wachen Empörungsgeistes dieser Nation.

Die Verdorbenheit des moralischen Charakters der Eshländischen Bauern ist nach dem obigen eine unausbleibliche Folge. Mit Ruhe und gleichgültiger Gelassenheit sieht er oft Menschen und Vieh leiden und sterben. Diese Gefühllosigkeit erstreckt sich bisweilen auf seine eigenen Kinder, die er der Eklaverei entgegen wachsen sieht, und er fühlet selten Mitleid, wenn er sie hungern, oder ein stilles Bedauern, wenn er sie ertrinken sieht. Mit der größten Unempfindlichkeit peitscht er auf Befehl seines Herrn seinen Mitbruder, der ihm nichts zu Leide that, und eilt selten einem Unglücklichen zu Hülfe. Mit kaltem Blute schneidet er sich die Gurgel ab oder erhängt sich, wenn er sich vor der Strafe fürchtet. Aber in den meisten Fällen sind dies Wirkungen von der Härte, Grausamkeit und Tyrannei der Erbherrn. Der Herr von Fontin auf dem Gute Koyer drohete einem alten Bauer, wenn er morgen nicht mit zwei Wagen Anspanne am Hofe erscheinen würde, sollte er zehn Paar Ruten

then bekommen. Der Mann hatte von jeher unter seinem vorigen Herrn immer nur drei Tage in der Woche mit einem Wagen Anspanne Gehorch prästirt. Er stellte das seinem Herrn vor, aber dieser beharrte bei seiner Drohung und Forderung. Der Bauer geht fort und sagt zu seinen Mitbrüdern: „der soll mir doch nicht Kutthen geben, mir, der ich bei meinem vorigen Herrn nie einen Schlag bekommen habe.“ Damit gieng er hin und erhenkte sich. — Ein Mädchen, welches die Frau von F. wegen eines Versehens bei der Wäsche auf dem Hofe mit eigener hoher Hand unbarmherzig hin und her peitschte, lief von einem Winkel zum andern und endlich in den Teich, wo sie ertrank. Herr B. . . der Hofmeister, kommt eben gegangen, sieht das Mädchen liegen und hört die Tyranninn um Hülfe rufen, aber zu spät. Die Unglückliche wurde tod herausgezogen. Er seufzt bei der schrecklichen Scene. Die Frau von Kawer, welche mir dieses erzählte, machte hiebei die Anmerkung: „es sey von dem männlichen Geschlechte eine solche Handlung barbarisch, noch barbarischer aber vom weiblichen, dessen Bestimmung herrschen doch gar nicht wäre.“ — In L. ziehen zween Bauern, erbittert über die Grausamkeiten ihres Peinigers, des Herrn von F., ihn,

ihn, als er eben nach einer Hoflage *) ritt, vom Pferde herunter, schlagen ihn tod und schleppen ihn in den Wald. Man sucht nach und findet ihn noch am Leben. Er wird nach Hause gebracht und stirbt am dritten Tage. Die beiden Mörder laufen nicht davon, sondern lassen sich willig greifen und sagen vor Gericht, nachdem ihnen ihr Todesurtheil angekündigt worden war: es thut uns nicht leid, wir sterben gern, denn wir haben doch unsere Mitbrüder von dem Tyrannen befreiet. Dergleichen Beispiele von Gefühlosigkeit und Kaltblütigkeit könnte ich mehrere anführen, aber es sey an diesen genug.

Ganz besonders grausam und hartherzig ist der Ehte gegen sein Vieh, vornämlich gegen die Pferde. Diese armen Thiere müssen am Ende immer wieder für alle die Schläge büßen, die der Bauer von seinem Herrn und dessen Verwalter und Frohnbögten, (dort Amtsleute

*) Ist ein im Gebiete des Guteherrn zur Vermehrung seiner Felder und Einkünfte, oder der Viehzucht wegen, angelegter kleiner Hof mit den dazu gehörigen Wirtschaftsgebäuden und Ländereien, ein Horwerk oder kleiner Weyerhof. Bisweilen entsteht aus einer solchen Hoflage ein ganz besonderes, neues und abgetheiltes Gut.

leute genannt) empfangen hat; und die Arbeit, welche sie den Pferden auflegen, ist sehr schwer. Hafer bekommen sie selten, denn der Ehke braucht ihn häufig zum Verbacken für sich. Am kläglichsten ist das Ende, welches dieses geplagte Thier nimmt, wann seine Kräfte erschöpft sind. Je mehr seine Mattigkeit zunimmt, desto äger peitscht er es, desto empfindlicher schwingt er sein treffendes Instrument. Die meisten Pferde fallen unter unerträglichen Schlägen nieder und endigen so ihr qualvolles Leben, das eher den Namen einer Hölle verdient, als der Zustand der Pferde in Paris, das die Franzosen im Sprüchwort die Hölle der Pferde nennen. Sie versuchen alle Kräfte und Mittel, ein solches unter seiner schweren Last seufzendes und niedergefallenes Pferd wieder zum Aufstehen zu bringen, prügeln es mit dicken Stöcken und wundern sich, wenn man ihnen zuruft, schonend zu seyn, über unser Mitleid mit der Bestie. Bleibt es unter den schrecklichen Schlägen, so schleppen sie es hinaus und verrichten selbst das Amt eines Abdeckers.

Aus dem Hass gegen die Deutschen und den Erbherren insbesondere entspringt jener unüberwindliche Widerwille gegen jede auch noch so nuzbare neue Einrichtung und Verbesserung. „Mein Großvater und Vater haben das nicht gehabt.“

gehabt, nicht so gemacht,“ ist ihre gewöhnliche Ausflucht oder Einwendung, wenn man ihnen einen neuen Vorschlag thut, ein neues besseres Werkzeug empfiehlt u. s. w. Daher hielt es so schwer, che der Bau der Kartoffeln, die nach dem siebenjährigen Kriege durch zurückkehrende russische Offiziere nach Lief; und Ehstland mitgebracht wurden, unter den Bauern eingeführt werden konnte; daher sind sie noch bis jetzt nicht an die deutschen Drecksiegel zu gewöhnen, weil ihre Vorfahren mit krummen Prügeln draschen; daher wohnen sie lieber in ihren schmutzigen hölzernen Rauchstuben, als in reinlichen und bequemern oder steinern Häusern, die ihnen ihre Herren hin und wieder aufzubauen anfangen; daher wollen sie nichts vom Wurfeln und Rollen (Zegen) des Getraides hören, weil sie einmahl an das Windigen *) gewöhnt sind, und jede Neuerung für verdächtig halten. Immer denken sie, es stecke ein eigennütziger Kunstgriff des Erbherren dahinter, der sich auf ihre Kosten und durch neu auf

*) Die Reinigung des Getraides durch den Zugwind von der Spreu. Es geschieht auf einer Tenne, die vorn und hinten einen Eingang hat, in einem aufgehängten Siebe, das hin und her geschwungen wird, wodurch die Spreu davon fliegt oder herunter fällt.

aufgelegte Lasten bereichern wolle. — Eine andere Folge ist, daß mancher sein Künstlertalent, sein Genie, eine neue Erfindung, mit Fleiß verbirgt, damit er nur nicht gezwungen werde, es am Hofe zum Nutzen der Herrschaft anzuwenden. Ihr Talent ist ihnen auf diese Art mehr schädlich als nützlich, und man sieht es sonnenklar, daß Despotismus und Sklaverei alles Streben des Geistes niederdrückt und jede Schwingen, jede Kraft des Genies lähmt.

Wenn man den Chinesen keinen Nationalcharakter beilegen kann, so wird man auch vergeblich Nationaltugenden bei ihnen suchen. Diese sind das Resultat von einer großmüthigen, edeln Gesinnung, die bei den meisten Gliedern eines Volks herrschend ist, von Aufklärung und Kultur, Sittlichkeit und Reizbarkeit der Empfindungen. Alles dies ist leider bei der jetzigen Lage der Chinesen, nicht ihr Antheil. Man wirft ihnen vielmehr allgemeine Unredlichkeit, Lüge, Bosheit, und Staysinn als Nationallaster vor, und ich läugne nicht, daß diese mit noch mehreren andern häufig unter ihnen anzutreffen sind, wie sich weiter hin ergeben wird; aber man findet dagegen doch auch viele, die ihrem Herrn mit Treue und Redlichkeit zugethan sind, offenenherzige, dienstfertige, ehrliche Leute, die es mit Gott

Gott und Menschen gut meinen; und wenn auch jene Vorwürfe den größten Theil träfen, so verdienen sie dennoch eher Mitleiden als Verachtung. Sie haben wenig Aufklärung und Kultur, und, wenn auch nur wenige, dennoch immer einige Bedürfnisse. In einem so reichen Kornlande, wie Ehfland ist, das, wenn das Getraide nicht zum Brandtweimbrennen verschwendet oder zum Ausschiffen in die Magazine der Häufe geschafft würde, seinen Bewohnern Nahrung genug geben müßte; in einem solchen Lande im März von Korn entblößt seyn, an den Hof nach Brode gehen und es erbetteln müssen, ist drückend. Was Wunder, wenn es der Ehfte für erlaubt und für gar kein Verbrechen hält, beim Dreschen und sonst dargebotner Gelegenheit etwas von dem Ueberflusse derer zu rauben, die von seinem Schweisse schweigen? er muß unredlich, diebisch und betrügerisch werden, so lange offenbare Ungerechtigkeit gegen ihn ausgeübt wird. Unter gerechten, gütigen und menschenfreundlichen Herren, sind dergleichen Uebertretungen des: Laß dich nicht gelüsten! seltener und oft sieht man Tüze von Redlichkeit, Treue und Wohlwollen, die einen überraschen. Ich werde weiter unten einige derselben zu erzählen Gelegenheit finden.

Bei allen diesen drückenden Lasten und mannichfadem Elende, bei aller ihrer Armseligkeit und Eingeschränktheit siehet man dens noch viele, wenn sie allein und für sich sind, ganz vergnügt, besonders bei dem erquickenden Getränke des Brandtweins. Da sie nur wenige Bedürfnisse haben, und keine andern als diese wenigen kennen, wünschen und begehren sie auch nichts mehr. Und dies ist wahrlich noch ein Glück für sie. Sie würden ihren Druck und ihr Elend noch weit tiefer fühlen, wenn sie Bedürfnisse hätten und kennten, aber nicht die Mittel zu ihrer Befriedigung wüßten. Man müßte das einzige Bedürfnis der Freiheit und Unabhängigkeit ausnehmen: aber auch dieses wissen sie gewissermaßen, wenn es auch durch Davonlaufen seyn sollte, zu befriedigen. Merkwürdig ist es indessen und durch Erfahrungen bestätigt, daß der Ehre einem strengen, aber dabei gerechten Herrn ergebener und mehr zugethan ist, als einem zu gelinden. Ihre Urtheile über ihre Herrschaften sind bisweilen sehr treffend und richtig. Ich habe mit mehreren gesprochen, die durch Erzählung einzelner Fälle von der Denk- und Handlungsweise derselben, sie so genau charakterisirten, als der beste Moralist es kaum durch Schilderungen kann. — Der würdige Probst Glanström im Michaelischen Kirchspiele erzählte mir

mir einst, daß er einen alten Bauer von 80 Jahre begraben habe, dessen Verlust er wegen seines musterhaften Beispiels für andere, sehr bedauere. Einen so rechtschaffenen Mann, versicherte er mir, habe er noch nie unter den Bauern gefunden. Immer ruhig, gelassen und sich selbst gleich, habe man ihn nie murren oder über jemanden klagen hören, selbst nicht, — das will viel sagen, — über seine Herrschaft, welches unter den Ehten das allgewöhnlichste ist. Stets habe er Gutes von andern gesprochen und ihre Fehler entschuldigt. Nie habe er über physisches Uebel und Unglück, als Viehseuchen, Krankheiten, Mikwachs zc. geklagt, und darin oft selbst ihn, seinen Prediger, beschämt. Kurz, einen so durchaus braven und heldenkenden Mann, und einen so guten Christen, suche man gewiß unter den Ehten vergebens, auch werde ihm dieser Mann unvergesslich seyn. Wie sehr mich dieses freute, läßt sich denken, da man durch die Schuld ihrer Beherrscher unter dieser so verachteten, niedergedrückten Volksklasse so selten einen guten, edel denkenden Menschen findet, welcher der Menschheit Ehre machte und ein Beweis von der Würde derselben wäre.

Ein fremder Gebietsbauer kam einst zum Herrn von Hohrenschild, einen der Besten denkenden und seine Unterthanen menschlich behanz

behandelnden Ehrländischen Edelmann, und erzählte ihm unter andern, daß sein Herr ihm verboten habe, aus dem Flusse zu fischen, der vor seiner Thür vorbeifloß. Der gute Mann konnte mit seinem gesunden Menschenverstande gar nicht begreifen, wie man einem des Fischen untersagen könnte in einem Wasser, das vor seiner Thür fließt. „Unser Herr Gott sagte er, hat es für alle geschaffen. Aber unser Herr wird uns noch endlich das Wasser selbst verbieten.“ — Ein Vogel von einem Bauer kam zu einem Goldschmidt in Pernaun und fragte ihn, was er ihm für ein Stück Silber geben wolle, das er ihm bringen würde? Der Goldschmidt, sagte er müsse es erst sehen, und setzte ihm, um einen wohlfeilen Kauf zu machen, eine Bouteille Wein vor, durch die er ihn bald zu berauschen glaubte. Der Bauer ließ sich es trefflich schmecken, und nachdem er die Bouteille ausgeleert hatte, wollte jener das Silber sehen. „Ja, antwortete dieser, ich habe es noch nicht, ich sagte nur, daß ich Euch ein Stück Silber bringen wollte, wenn ich einmal eins finden würde. Bis jetzt habe ich aber noch keins gefunden. Ich bedanke mich für die Bouteille Wein. Adieu.“ — Einst auf einem Spaziergange an einem schönen Wintertage begegnete mir ein Bauer mit einem Schlitten. Er fuhr langsam vor mich vorbei, sah

sah sich oft um und hielt endlich stille. Als ich näher kam, fragte er mich und wies dabei auf seinen Schlitten: „ob ich Lust zu fahren hätte?“ Er sah mich wahrscheinlich für einen Reisenden an, der wohl müde sein konnte und gern eine Strecke führe. „Ach nein, lieber Mann, sagte ich, ich danke dir; ich gehe bloß spazieren.“ Er schien sich zu wundern, wie man bei einer starken Kälte auf der Straße herumgehen könnte und fuhr fort. Dieser Zug von Gefälligkeit gefiel mir sehr. Hier ist nicht ein anderer. Als ich von Kerval nach H. abholte wurde, kam noch denselben Nachmittag ein ehrlicher alter Bauer zum Major von P. Gesundheit und Redlichkeit glänzten von seinem heitern Gesichte. Was sein Mund sprach, schien auch sein Herz zu bestätigen und sein zitterndes Knie versagte ihm schier das Stehen. Der Major lies ihm daher einen Stuhl bringen und hieß ihn sich setzen. Dies wunderte und freute mich zugleich, da eine so gütige Begegnung gegen Leute, die durch weiter gar nichts als durch ihren Stand von uns unterschieden sind, sonst unter den Liefländischen Edelleuten etwas seltenes ist. Auf sein Befragen, was er bringe, antwortete er, er wolle gern den Herrn sehen, den sein Sohn — (er war der Hofkutscher) heute aus der Stadt gefahren habe. „Hier steht er, sagte der Major

jor zu ihm.“ Er stand auf und umfaßte meine Knie. Abends nach Tische, ehe ich schlafen gieng, stand vor meiner Thür der Kutscher, sein Sohn, der mich geholt hatte, und überreichte mir ein Köbchen mit frischen Erdbeeren. Ein Geschenk von 5 Kubeln wäre mir nicht so lieb gewesen, als diese Erfrische eines dankbaren und gutgesinnten Herzens, für einen halben Kubel, den ich ihm gegeben hatte. Ich danke ihm für sein Geschenk und gab ihm noch ein kleines Trinkgeld. Solche Züge von Gutmüthigkeit habe ich mehrere unter den Ehten gefunden. Sie stehen aber freilich immer nur als einzelne Ausnahmen unter der Menge von Beispielen fürs Gegentheil da.

Wirft man von den Einwohnern einen Blick auf die Kultur und ökonomische Verfassung des Landes, so wird man bald gewahr werden, daß hier beinahe alles dasselbe einförmige und durch langen Gebrauch gestempelte Ansehen hat. Eben weil die Ehten alle Neuerungen verschmähen, und nur mit Widerwillen und Gewalt dahin zu bringen sind, von ihrer einmal angenommenen Lebensweise und Art zu wirtschaften abzugehen, ist sobald noch an keine reelle Verbesserung des Ackerbaues, der Viehzucht und überhaupt der Oekonomie zu denken. Die Bewirthschaftung der Hofsfelder sowohl als der Bauernäcker hat so viel Eigenthümlich

thümliches und Sonderbares, daß ich ein ganzes Buch über die Landwirthschaft in Eßland schreiben müßte, wenn ich alles hieher gehörige sagen wollte. Es mögen also nur einzelne Winke, kurze Bemerkungen und Erfahrungen, sowohl eigne als fremde, über die Vortheile und Nachtheile der ländlichen Verfassung in Eßland im Allgemeinen hier stehen. Ueber manches Einzelne der Landwirthschaft der Eßländischen Bauern werde ich noch in der Folge Veranlassung finden, dieses und jenes anzumerken.

Im Ganzen genommen wird die Erde in Eßland lange nicht so benutzt, als sie benutzt werden könnte. Eine der vornehmsten Ursachen dieses Mangels und dieser Vernachlässigung liegt auch hier wie fast überall, wenn von Verderbnissen und Gebrechen die Rede ist, in der Leibeigenschaft, unter welcher die Bauern seufzen. Der Erbherr hat das Recht, seinen Bauren von einem Stücke Landes auf das andere zu versetzen, und es, wenn es gut kultivirt worden ist, für sich zu behalten; ja er kann ihm alle eigne Wirthschaft nehmen, und, welches das allerempörendste ist, mit Weib und Kind vom Gute weg, wohin er will, verkaufen. Wo soll da Erwerbseif, Lust zur Arbeit und Emsigkeit mit Anstrengung herkommen, wo das Eigenthum nicht gesichert ist? ganz natürlich

*It. nicht
separat.*

sich wird da alles schläfrig und bloß zum elenden Nothbehelf betrieben, kein Raffinement, keine Spekulation, kein Erfindungsgeist kann da keimen, viel weniger Wurzel schlagen, gedeihen und mit Erfolge angewendet werden. Alles wird daher, die Güter und Pastoratsfelder ausgenommen, meistens nur ins Kleine und nach dem alten Schlendrian getrieben. Man bleibt bei dem vom Großvater her geerbten Verfahren im Ackerbau und weicht nicht ein Haar breit davon ab. Die Hauptzweige der Landwirtschaft haben freilich auch mit ihren natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das rauhe Klima erfordert eine pünktliche Bearbeitung der Felder einmal wie das andremal, zu welcher der kurze Sommer nicht immer hinreichen will. Der lange Winter erlaubt wegen des bisweilen entstehenden Mangels an Fütterung nicht allemal einem zahlreichen Viehstand und der Dünger wird dem Acker entzogen. Allein mancher dieser Schwierigkeiten wäre abzuhefen, wenn die Herrn selbst an reelle Verbesserung dächten. Mangel an Menschen ist eine Hauptquelle von allerlei Verderbnissen eines Landes, und ihre Vermehrung ein wesentliches Stück einer weisen Staatsökonomie und einzelner Gebiete. Sie scheint da, wo an bearbeitbaren Lande Mangel ist, eben nicht nothwendig, allein dies ist ein bloßer Schein. Der Ueberfluß an Menschen

sehen kann auf hunderterlei Art nutzbar seyn, bei Fabriken, zum Bauen, zum Verdienst, werb an andern Orten, dahin man sie gegen Erlegung eines Stück's Geldes gehen läßt, zum Verkauf oder Vermietzen in solche Gegenden, wo es an Menschen fehlt. Die großen Moräste, die weiten Strecken wäſſer Länder, selbst die vielen unbenutzten niedrigen Buschländer sind ein Beweis, daß das Land noch lange nicht hinlänglich bevölkert sey. Manche Herren wissen durch allerlei kleine Aufmunterungen die Menschenvermehrung in ihren Gebieten ungemein zu befördern. Sie geben z. B. einem jeden Heirathenden eiskie Maas Brandtwein, und wenn er seine Braut aus einem fremden Gebiete bringt, ein Faß Bier zur Hochzeit; oder sie bewillkommen die Nachricht von einem neugebohrnen Kinde mit ähnlichen trinkbaren Geschenken. Einem Vater vieler Söhne werden kleine Vortheile, Erlaß von schwerer Hofarbeit und von Leibesstrafen bewilliget, ein Stück Landes ohne alle Abgaben zum Anbau und Unterhalt angewiesen. Lauter Mittel, die Bevölkerung zu befördern, und diese erfolgt gewiß, wenn man dem Bauer das ganze Jahr hindurch sein gutes Auskommen verschafft. Aber manche Erbherrn erschweren das Heirathen, sprechen vom Kigel vertreiben, und bewillkommen den ehelustigen jungen Kerl, wenn

wenn er um die Erlaubniß ansucht, heirathen zu dürfen, mit der Karbatsche: oder sie strengen den Bauer so an, daß ihm vor drückenden Hunger, Sorgen und Mattigkeit alle Lust zum Kinderzeugen vergeht, daß er seine eigne Arbeit versäumt und wohl gar davon läuft. Der nur einigermaßen sein Auskommen findet, wird niemals entlaufen, selbst bei begangenen Verbrechen nicht; verbergen wird er sich, aber auch bald wieder zum Vorschein kommen. Den Armen hält nichts auf, selbst sein Weib und seine Kinder nicht, wenn er zu Hause bei schwerer Arbeit noch hungern muß; denn wo er hinkömmt, giebt man ihm doch für seine Arbeit wenigstens hinlängliches Brod.

Es ist himmelschreiend und für jedes gefühlvolle Herz empörend, wenn mancher geizige und harte Erbherr einem Vater, der unter Kummer, Gram und sorgenvoller Beschwerde seine Kinder erzogen hat, dieselben unter diesem und jenem Vorwande wegnimmt und sie für seinen Dienst braucht. Sie, die jetzt erwachsen sind, sollten dem Vater zur Stütze dienen, von ihrer Beihülfe koste er seine Belohnung, und siehe! der Herr zwingt ihn, einige davon an den Hof als Domestiken, oder an andere Bauernwirthe zum dienen abzugeben. Nun vermünscht der traurige Vater die Nacht, in der er sein Weib umarmte, und die kinderlose

Mutter fühlet die Schmerzen noch einmal, die ihr bei der Geburt den nahen Tod droheten. Jeder Bauer muß hinfängliches Gefinde, so wie der Hof seine Bedienung haben, aber muß man deshalb dem Vater den Sohn, der Mutter die Tochter mit Zwang und Gewalt wegnehmen? gemeiniglich kann man ohne Härte, durch Ermunterung und Beweggründe, den Bauer willig machen, das ihm überflüssige Kind auf einige Jahre einem andern als Knecht zu überlassen. Viele, denen es an Arbeit oder Brod fehlet, bieten ihre Kinder, besonders wenn sie deren viele haben, (welches jedoch ein seltner Fall ist), ohne geschene Forderung an, vornämlich wenn sie wissen, daß sie am Hofe gut gehalten werden. Es ist beinahe in ganz Ehrland der Gebrauch, daß jeder Neuverheirathete unter den Bauern sogleich nach seiner Hochzeit seine eigene Gesindewirtschaft anfangen, daß heißt seine Einrichtung, Hofarbeiten thun zu können, machen muß. Der Edelmann giebt zu dem Ende jedem jungen Anfänger zu seiner Unterstützung ein Haus, ein Pferd und etwa noch eine Kuh. Aber ist dies wohl für ganz arme Leute, von denen man Hofarbeit in ihrem ganzen Umfange fordert, hinreichend? sie müssen in Elend versinken, ihr kläglicher Zustand muß andere vom Heirathen abschrecken und so die Verödsterung,

hin

den härtesten Arbeiten, unter deren Last sie
seuffzen, und unter die Ursachen der wenigen
Bevölkerung des Landes. Da, wo eine unermessliche
Menge Brandtwein oder Ziegel ge-
brennt wird, leidet allemal der Uckerbau, diese
einzige und wahre, nie versiegende Quelle des
Reichtums, und allemal sind die Bauern auf
solchen Gütern die geplagtesten. Schon die
unmittelbaren Arbeiten dabei sind drückend.
Sie müssen, wenigstens zum Theil, über die
gewöhnlichen Frohndienste verrichtet werden;
und dann kömmt noch das Verführen in die
Stadt dazu, das oftmals dem Bauer nicht
einmal des Sonntags Ruhe gönnt. Hierdurch
sind also die Bauern nicht nur im Ganzen
elender, sondern auch dem Trunke ergebenere
geworden. Die Zeit, welche sie dem Felde und
der Viehtrift widmen konnten, mußten sie in
der Brandtweimbrennerei zubringen, und man-
cher fand sogar seinen Tod darin. Die Edels-
leute, welche vormals nur Liefland mit Brandt-
wein versorgten, setzen jetzt einen großen
Theil desselben auch in Rußland ab, und ver-
sorgen sogar in manchen Jahren die ganze
Flotte damit. Dergleichen übermäßige Liefes-
rungen von mehrern tausend Eimern erfordern
ein unaufhörliches Brennen, und fressen Holz und
Korn in unglaublicher Menge. Sowohl das Bren-
nen als der Genuß dieses Getränks verzehrt die
Kräfte

Kräfte der Bauern, und die Kontrakte mit der Krone ruiniren auch nicht selten den Edelmann, dessen Güter mit unerbittlicher Strenge sequestriret und dann verkauft werden, wenn er die versprochene Menge Brandtwein nicht liefert. So wird demnach der Brandtweinbrand in vielen Betrachte schädlich und dabei walddverderblich. Aber es bleibt nicht einmal dabei. Das Verführen des Brandtweins und der Ziegel in die Stadt oder auf andere Güter, ist eine neue Beschwerde. Die Bauern müssen beides oft zwanzig, dreißig, ja mehrere Meilen weit fahren und oft eben so schwere Lasten wieder zurückbringen. Die natürlichen Folgen von dergleichen schweren Transportfahrten sind, daß dem Bauer die Pferde in Menge fallen, und er nicht selten Schulden machen muß, um ein anderes Pferd zu kaufen. Damit aber die Bestellung der Hofsfelder nicht darunter leide, so leihet ihm gewöhnlich die Herrschaft das Geld dazu. Kaum ist aber die Akernte geschehen, so wird dem Bauer ein Zahlungstermin gesetzt, binnen welchem er das Dahrlehn in Gelde oder Früchten abtragen muß. Um es zu können, muß er oft seine Produkte zu einer Jahreszeit, da sie am wenigsten gelten, verschleudern und hat also noch Schaden dazu. Mancher hat wohl sogar sein Leben beim Brandtweinsbrennen eingebüßt.

Auf

Auf dem Gute Jeddefer fiel im Winter 1795 ein Mensch in den kochenden Brandtweinklese, und gab am dritten Tage unter großen Schmerzen seinen Geist auf. Auf Kokenkau geschah einige Jahre vorher das nämliche, und ich könnte mehrere Fälle anführen, wo manche entweder ihre Glieder oder ihr Leben verlohren. Dennoch lassen die Adlichen das Brennen nicht, dennoch schonen sie ihre Menschen nicht, sondern brennen immer fort wie toll Brandtwein, diesen Verderb des Elfen und vieler Deutschen. Ein braver Mann sagte mir einst: „und wenn über dem Brandtweimbrennen ein Mensch bei mir das Leben einbüßte, ich ließe es Zeit meines Lebens seyn; aber ich kenne Adliche, welchen das verdamnte Brennen schon mehrere Menschen gekostet hat, und dennoch unterlassen sie es nicht.“

Es würde folglich ein wahres Glück für das Land seyn, wenn das Monopolium der Brandtweimbrennerei dem Adel abgenommen würde. Sie würden alsdann auf mehrere Artikel als das bloße Korn spekuliren, sie würden die Viehzucht eifriger betreiben, mehr Obst, Hopfen, Kartoffeln, Gemüse und Futterkräuter anpflanzen; sie würden aus den Waldungen mehr Nutzen ziehen und sie besser hegen; von der bösen, höchstverderblichen Gewohnheit des Rhodens und Rüttisbrennens, das heißt der
Aus:

Ausrottung der Wälder durchs Feuer, (wovon hernach) von selbst zurückkommen und ihren Kornverrath, den sie jetzt dem Brandtweinskessel opfern, williger zur Unterstützung der verarmten hungrigen Bauern anwenden. Welcher Segen würde auf ihnen ruhen! die ganze Landwirtschaft würde eine andere, eine bessere Gestalt bekommen und die Herren würden es durch die Erfahrung bestätigt finden, was sie jetzt nicht glauben, daß ihr Brandtweimbrennen der Grund vieler Uebel und ihr und ihrer Unterthanen Verderben sey. Würde ihnen dieser Weg zum Gewinn versperrt, so würde dagegen vielen andern Vortheilen die Thür geöffnet. Die Edelleute würden ihre Leibeigenen mehr zur Ordnung und Nüchternheit gewöhnen und nicht zugeben, daß diese ihr Geld in den Krügen vertränten, (das doch am Ende wieder in ihren Beutel zurückkehrt), während sie kein Brod haben. Kurz, es würde ein neues und glückliches Leben unter ihnen beginnen, ein neuer Tag anbrechen, welcher der Anfang zum goldnen Zeitalter für Eßland werden und die Herrn samt den Unterthanen beseligen und erfreuen würde; aber freilich nicht auf einmal, sondern allmählig, wie die Genesung nach einer langwierigen Krankheit. — Die wenigen Vortheile, welche das Brandtweimbrennen als Erwerbszweig für den Staat und

und durch die mit denselben häufig verbundene Viehmastung nebst dem daher entspringenden vermehrten Dünger zum Besten des Aekers, hat, kommen nicht in Anschlag gegen die vielen Nachtheile desselben, vermehrte Getraidekonsumtion und daher entstehende Theuerung, einen erstaunlichen Holzaufwand, der nothwendig Holzmannel und Theuerung dieses unentbehrlichen Bedürfnisses in der Folge erzeugen muß, und, welches die Hauptsache bleibt, das Gesundheits- und Sittenverderbniß, das durch die mit den Brandtweinbrennereien vermehrten Krüge oder Brandtweinschenken in der Stadt und auf dem Lande unarsbleiblich entsteht. Es ist nicht nur in Ehfland, sondern auch in Deutschland notorisch und ganz zuverlässig gewiß, daß seit zehn Jahren sich die Anzahl der Krüge und Brandtweinschenken beinahe verdoppelt hat, und in gleichem Verhältnisse das Sittenverderbniß unter den niedrigen Ständen allgemeiner und wie der Krebs um sich greifend geworden ist. Wann werden doch endlich für das wahre Wohl ihrer Unterthanen besorgte Erbherrn und Landesregierungen erwachen und dem Unwesen mit Ernst steuern, das durch Vervielfältigung der Brandtweinbrennereien und Saufkrüge gestiftet wird! —

Der Holzmannel und die daher entstehende Theuerung dieses wichtigen und nothwendigen
Artis

Artifels fängt auch bereits in Eßland in manchen Gegenden sich zu äussern an. Dennoch denkt man nicht an die Holzersparung, und wüßte unverantwortlich auf dieses unentbehrliche Bedürfnis los, sowohl von Seiten der Herren als der Unterthanen. Von Forstwissenschaft und Waldhegen haben die Herrn keinen Begriff, und die Bauern hauen oft um eines Hackeflozes in die Küche willen, den schönsten Stamm um, lassen ihn verfaulen und gehen zu frischen Bäumen, wenn sie den andern Tag Holz brauchen. Zu den verderblichen Zäunen um die Kornfelder und Gärten werden tausende von jungen Stämmen umgehauen, und an neue Anpflanzungen wird gar nicht gedacht. Gleichwohl ist es gewiß, daß mancher alte verbesserte, oder neu angelegte, dabei sonst gut gelegene und geschonte Wald einträglicher seyn würde, als ein eben so großer Acker von der ersten Nummer. Das Säen ist mühsam, erfordert Zeit und kann nur füglich auf trockenem Lande geschehen. Die vielen Moräste und sumpfigten Gegenden aber könnten ohne sonderliche Mühe mit Pappeln, Weiden, Erlen und dergleichen bepflanzt und in kurzer Zeit reichlich davon Brennholz genommen werden. Das schönste Lagerholz läßt man ungenutzt verfaulen, und dadurch den Nachwuchs junger Bäume ersticken. Im Herbst und Frühjahre

jahre sollte man dergleichen Plätze, wo Stämme, Zweige, Reisig liegen, reinigen und das Holz fertig hauen, was im Winter soll abgeführt werden, denn durch trocknes Holz erspart man nicht nur beim Heizen, sondern auch bei dem Herbeiführen die Hälfte. Es giebt Höfe, die jährlich 2000 Klaftern Brennholz, und mit Inbegriff der Bretter eben so viel Balken verbrauchen. Das Bauen, sowohl der Bauernhäuser als der Hofsgebäude, das Heizen, der Herd, der Brandtweinbrand, die Darröfen und Kiegen *) fressen unbeschreiblich vieles Holz. Man setze noch das Kärtisdbrennen und die Khdungen hinzu, und man kann, ohne Divinationsgabe, mit höchster Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit voraussagen, daß die Nachkommen bei den strengen Nordischen Wintern in Zukunft Mühe haben werden, bei allem Reichthum der Natur in den Waldungen, sich gegen die Kälte zu schützen, wenn die Herren nicht sorgfältiger auf die Erhaltung der Wälder bedacht sind.

Uns

*) Dasjenige Gebäude, das wir die Scheuer nennen würden, darinnen das Korn, wenn es vom Felde kommt, getrocknet und zu dem Ende ein ungeheurer Ofen geheizt wird. S. weiter unten.

Unter die vornehmsten Verderbnisse des Ackerbaues und der Landwirthschaft gehört auch das schon mehrmahls erwähnte Küttesbrennen und Ahdungschlagen. Beides heißt nichts anders als neues Land machen, wie man es in Ehstland nennt, das ist, wenn man öde, unfruchtbare Plätze urbar macht, oder auch schon tragbares altes Edreich, das aber ausgemergelt oder queckigt ist, durch Hülfe des Feuers erneuert. Es geschieht dieses auf zweierlei Art, entweder durch das sogenannte Ahdungschlagen oder Küttesbrennen. Ist ein Stück trocknes Land mit Birkenbusch, jungen Erlen und andern Gesträuchen bewachsen, so werden diese umgehauen und bis tief in die Wurzel zu Asche verbrannt. Das Land wird hernach umgerissen, gepflügt und besäet. Das heißt röden, Ahdungschlagen oder neues Land machen. Ein gerödertes Land trägt drei bis vier Jahre hinter einander vortrefliche Früchte, und wenn es von neuem gedüngt wird, auch wohl länger, selten aber über sieben Jahre. Dann muß es zehn und mehrere Jahre wüste liegen, ehe es wieder bebauet und besäet werden kann. Indessen schießt auf demselben wieder allerlei Buschwerk und Gesträuch an, es wächst gutes Graada, das zur Viehweide gebraucht wird. Nach vielen Jahren kann es wieder einmal abgehanen

Hauen und zu Rödungslande gemacht werden, da es denn wie vorher trägt. Ist aber ein Stück Land nicht hinlänglich mit Buch und Strauch bewachsen, um Rödung zu schlagen; so wird es tief umgepflüget, voll Strauch, Torf, Quecken, Wurzelwerk und anderer brennbaren Materialien getragen, und damit überall belegt, so dick und hoch, daß man die Erde kaum durchsiehet. Nun wird dieses Reißbund angezündet, es schmaucht und lodert abwechselnd, bis endlich der ganze Acker mit Asche und Kohlen bedeckt ist. Dies giebt gute, lockere, schwarze Erde und dient zugleich statt des Düngers. Man nennt es Rüttisbrennen. Das Land wird dadurch ebenfalls auf vier bis fünf Jahre fruchtbar, taugt aber nachher zu weiter nichts.

Von diesem neugemachten Lande unterscheidet man die Mutterfelder oder Brustäcker, welche aus ordentlichen Ackerlande bestehen und Jahr aus Jahr ein bebauet werden. Jene Buschländer hingegen wechseln immer. Durch das ganze Gebiet, sowohl auf Hoff, als Bauernlande wird nach und nach alles Strauchland, das in 20 und 30 Jahren Wald geworden wäre, in Rödung und Rüttisland verwandelt und wenn man durch ist, so fängt man wieder von vorn an. Da es in Ehst, und Liefland noch Waldungen und Holz genug giebt, achtet

man freilich dergleichen Strauch und niedriges Buschwerk wenig. Allein der Schaden, der aus diesem Rodungschlagen und Rüttisbrennen entsteht, ist unbeschreiblich groß. 1) Werden dadurch die Wälder ruiniert. Strecken Landes von 10, 15 und mehr Acker würden nach 20 bis 30 Jahren die schönsten Birken, Erlen, Linden und Eichen tragen, und alsdann gewiß einträglicher seyn, als die eben so großen Felsen der von der ersten Güte. Aber Schonen und Anziehen solcher jungen Bäumchen hält man für lächerlich und viel zu mühsam. An den Holzmangel in der Zukunft denkt man viel zu wenig, und hält sich lieber an den nähern als entferntern Vortheil, daher die Erhaltung und Wartung der Wälder in Ehfland unter die frommen Wünsche gehört. 2) Ist dieses Roden und Rüttisbrennen eine der sauersten Plagen und ein wahrer Verderb für die Bauern. Nächst dem Brandtweinbrennen auf dem Hofe gehört es mit zu den härtesten Arbeiten, welche die Ehesten zur Hölle verwünschen. Wie Lastthiere müssen sie, die sich mit weit nützlichern Arbeiten beschäftigen könnten, einen großen Theil des Frühjahrs und Sommers in Wildnissen und Dickigten zubringen, um den gnädigen Herren auf einige Jahre urbares Land zu verschaffen. Gute Oekonomen haben daher auch längst schon diese verderbliche Gewohnheit abge-

abgeschafft, und kultiviren dafür desto besser die Brustäcker. 3) Wird hierdurch die Zeit zur Austrocknung der Moräste und zur Ausrottung des schlechten Holzes in denselben weggenommen. Dies wäre nicht nur eine leichtere Arbeit, sondern auch ein wahrer Zuwachs und Gewinn an Lande, das vorher ungenutzt da lag. Da wo man es versucht hat, geben die Felder in den ersten Jahren 20 und 30 fältig. Durch Abzugsgräben und Ausrotten der Wurzeln könnten nach und nach alle Moräste in gutes urbares Land verwandelt werden. Man wendet zwar ein, die Arbeit sey zu schwer, kostbar und es fehle dazu an hinlänglichen Händen. Allein sie ist wenigstens nicht schwerer als das Küttsbrennen und Rödungschlagen und erfodert auch nicht mehr Menschen; zudem lohnt sie in der Folge reichlicher und auf längere Zeit. Endlich 4) leidet auch durch das Sengen und Brennen die Viehweide. Zwar hat Ehstland Wiesen, Heuschläge und Weidepläge genug; aber dadurch, daß man lauter solches Land, welches die schönste Viehweide und das herrlichste saft- und kraftvolles Gras trägt, zum Kütts und zur Rödung nimmt, wird mit der Zeit desselben doch immer weniger, und wenn solches Erdreich nach vier bis fünf Jahren ausgemergelt und entkräftet ist, trägt es doch nur schlechtes und mageres

res Gras. Daher die elende Beschaffenheit der Viehzucht und des Viehes selbst in Ehßland, besonders bei den Bauern. Diese hat Mangel an Dünger zur Folge, und so fehlt es hernach auch den Feldern daran, sonst würde Ehßland sowohl als Liesland noch ein weit fortreicheres Land seyn. Von Klee, Esparsette und andern Futterkräuterbau, so wie von der Stallfütterung wissen die Ehßländer nichts. Sie pflanzen noch nicht einmal allgemein die nützliche Kartoffel an, und wenn ihre Herrschaft sie dazu ermuntert, so sagen sie gewöhnlich: „was soll mir diese Frucht für Kräfte geben, unsere Väter und Großväter haben sie auch nicht gekannt und sind dennoch nicht verhungert.“ Das Vieh treiben sie frühzeitig auf die Weide, von der es aber, wegen der dürftigen Nahrung, mager und kraftlos zur Melke zurückkommt.

Einige Güterbesitzer vermehren ihre beständigen Aecker und Wiesen durch Austrocknen sumpfiger Gegenden mittelst Kanäle und Abzugsgraben, lassen auch wohl das schlechte Holz und einzelne Gesträuche auf Morästen austreten, wenn der Boden fruchtbar und die Lage derselben zur Austrocknung hoch genug ist. Sie verdingen dann, weil es ihnen an eigenen Händen fehlt, die das Roden, Rüttelmachen und Brandtweimbrennen wegnimmt, das Austreten

ten und Grabenziehen an Russische oder Finnis-
sche Leichgräber, deren Gewerbe diese Arbeit
ist, Quadratklaster, oder Ruthenweise, und
weil sie in dieser Art von Arbeit sehr geübt
sind, so machen sie dieselbe wohlfeil, und sie ge-
het ihnen hurtig von der Hand. Solche Feld-
er sind in den ersten Jahren ungemein ergie-
big, und die höhern auf festern Boden bleiben
auf immer gutes Land; auf torfigem Grunde
aber sinken sie durch das Austrocknen des vom
Wasser schwammigen Torfes ein bis zwei Fuß,
und werden für Aecker zu naß und zu kalt, ver-
wandeln sich aber dadurch in ergiebige Wiesen.
Sobald die Kanäle und Abzugsgraben verschlam-
men, so schwellen diese Fluren wieder bis zur
ersten Höhe an, geben viele Niedrigungen, und
die vorige Mühe und Kosten sind verlohren.
Eben deswegen, weil diese Arbeit schwer und
kostbar ist, und mehr Hände erfordert, als die
Güter entbehren und aufreihen können, auch
die Vortheile nur vorübergehend und nicht wie
bei den Brustäckern gleich, beständig und vor
Augen sind, haben nur erst hier und da einzelne
Güterbesitzer angefangen, sie in Ausführung zu
bringen.

Die Bauart der Häuser auf dem Lan-
de ist durchgängig, selbst bei den meisten Höf-
fen des Adels, auf Holz eingeschränkt. Seit
etwa 20 Jahren aber haben doch viele Herren
anz

angefangen, sich schöne steinerne Wohn- und Nebenhäuser, Wirthschaftsgebäude und Stallungen zu bauen, wodurch manches große Gut von weitem das Ansehen eines kleinen Städtchens bekommen hat. Die im ganzen Noeden gewöhnliche Art zu bauen, nämlich mit quer über einander gelegten Balken, deren Ritzen und Zwischenräume mit Moos ausgestopft werden, ist überaus holzverwüsthend und dem Feuer sehr unterworfen. Bloß die Gewohnheit macht es, daß man sich ohne Zittern schlafen legt. Diese Häuser sind von kurzer Dauer und haltbarkeit, dem Schwamme und der Fäulniß unterworfen, sonderlich auf feuchtem Grund und Boden, und sehen daher nach 50 oder 60 Jahren ihrem Untergange entgegen. Der einzige Vortheil ist, daß sie wegen ihrer Trockenheit gesund zu bewohnen sind und warm halten. Steinerne Gebäude sind freilich kostbarer, aber von ewiger Dauer, noch von den spätesten Enkeln bewohnt, in Feuergefähr leichter zu retten, oder wenigstens bald und mit leichten Kosten wieder hergestellt. Von den Schloßern und festen Häusern, die Lieflands erste Eroberer bauten, sind noch einige bewohnbar, (die ich im ersten Abschnitte erwähnt habe,) weil ihre Mauern allen Verwüstungen trotzen. Eben daher wundert man sich billig, warum das Bauen von Stein nicht allgemeiner wird, denn

D an

an Steinen und Steinbrüchen fehlt es nicht. Manche Besitzer müssen sogar ihre Balken kaufen, und ich weiß Fälle, da sie an ihr neuerbautes hölzernes Haus mehr wenden mußten, als wenn sie von Stein gebauet hätten. Die in Sachsen gebräuchliche Bauart von Fachwerk mit Zinsel, oder Wellerarbeit, da die Leimwände mit dazwischen gezogenen Stecken oder mit gespaltenen schlanken Weiden durchflochten werden, kennt man weder in Ebst, noch in Liefland. Die Mauern der Wohnhäuser werden entweder von Feldsteinen, Fliesen oder gebrannten Backsteinen, und wegen der Kälte und Festigkeit im untern Stockwerk drei und im obern dritthalb, auch nur zwei Fuß dick gemacht. Die zwei erstern Gattungen Steine geben insgemein kalte, feuchte und deswegen ungesunde Wohnhäuser, daher jetzt viele bei der dritten bleiben. Die Dächer sind in den Dörfern durchgehends von Stroh, und geben den Bauernhütten ein warmes, dichtes Ansehen, sie sind wohlfeil, leicht und fest, aber bei Feuersgefahr auch ohne Rettung verlohren. Viele Güter mit ihren Wirtschaften, und andern Nebengebäuden, Kirchen und Thürme, haben bretterne Dächer, die aber bald verfaulen, die Wälder ruiniren, sich werfen und nicht selten Schnee und Regen durchlassen. Schindeln sind nicht sehr häufig, und wo man sie

ste anwendet, werden sie, so wie die Dächer von Brettern, roth angestrichen, wodurch sie nicht nur eine Zierde geben, sondern auch nicht so bald faulen. Schieferdächer sind ganz unbekannt, aber die Ziegeldächer, welche in Städten jetzt obrigkeitliche Verordnung sind, werden seit etwa 20 Jahren auf den Landgütern allgemein, sie bedürfen aber wegen der rauhen Witterung einer alljährlichen Ausbesserung, der häufige Regen macht sie mürbe, die Hitze und der Frost aber zersprengt sie. — Wenn man in den Vorstädten hölzerne Häuser duldet, so sollten sie doch aus der Stadt selbst ganz verbannt werden. Hierüber wäre in Dorpat eine Verordnung nöthig, da jetzt, wegen der neu anzulegenden Universität, viele Häuser gebauet werden.

Wie wenig man noch an eine reelle Verbesserung des Uckerbaues, der Wiesen und der Viehzucht, so wie überhaupt der Wirtschaft der Bauern, von Seiten der Gutsheeren in Ehstland gedacht hat, erhellet schon daraus, daß die meisten Uckerbauwerkzeuge und wirthschaftlichen Geräthe, die Stallungen, die Vorkehrungen gegen Viehseuchen u. s. w. in einem sehr kläglichen Zustande sind, und neuere Erfindungen, Entdeckungen, Mittel, Vortheile, fast gar nicht benutzt werden, obgleich viele der Herrn auf deutschen Universitäten Kollegia

über Oekonomie, Forst- und Kammeralwissenschaften gehört haben. Die wenigsten geben sich die Mühe, mit eignen Augen zu sehen und sich von der Oekonomie der Bauern zu überzeugen, sie zu verbessern und ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Wenn auch die Ehesten alle Neuerungen scheuen und gegen jede andere Einrichtung widerspenstig sind; so müßte diese endlich doch Eingang finden, da die Bauern ihren Herren unbedingten Gehorsam leisten müssen. Aber es ist den letztern selbst kein Ernst, ihre Leibeignen klüger zu machen. Wenn man so ihr Treiben, Thun und Wesen ansieht, so empfindet man alle Augenblicke Lust, sowohl Herren als Knechten in den allergeeinsten Dingen Unterricht zu geben. Es ist ein Jammer, die Wohnungen, häusliche Einrichtung und das Ackergeräthe der Leute zu sehen; man kann sich des Mitleids kaum erwehren und möchte ihnen das Alles besser sagen und zeigen. Aber einen Fremden hört man nicht: „das verstehen Sie nicht,“ Ihre ausländische Art zu wirthschaften paßt bei uns nicht, sind die Formeln, mit denen sie alles abweisen, was man zu ihrer Belehrung ihnen etwa mittheilen will. Von den Bauern diese Sprache zu hören, befremdet einen nicht, aber daß auch viele Herren sie führen, beweiset, daß man sich selbst und seine Methode zu wirth-

wirthschaften für die klügste hält. Von einem Fremden würde also jedes Bemühen hierin eine vergebliche Unternehmung seyn, aber die Gutsherren, welche mitten unter den Leuten wohnen, ihre einzigen Befehlshaber sind, ihre Sprache, Denkungsart und Gewohnheiten am besten verstehen, die ihre Väter und Vormünder sind, sollten es sich zur angelegentlichsten Pflicht machen, die armen Leute hierin zu belehren, sie zu einer vernünftigeren, vortheilhafteren und bequemern Landwirthschaft anzuführen und ihrer Schwachheit anzuhelfen. Zur Erläuterung will ich der Kürze wegen nur ein Paar Beispiele anführen. Es fehlt beinahe überall, sowohl den Höfen, als Bauerfeldern weil sie zu zerstreut und weitläufig sind, an der gehörigen Düngung. Und der Mangel an der letztern entsteht wieder daher, weil nicht Vieh genug gehalten wird. Das Vieh des ganzen Gutes, worunter ich hier vorzugsweise den Hof verstehe, ist gewöhnlich an einem Orte zusammen, und die Düngung muß mithin auf großen Gütern sehr weit, bisweilen zwei Meilen, gefahren werden, ehe sie auf den entfernten liegenden Feldern vertheilt wird. Zwar sind auf vielen, besonders großen Gütern, mehrere Ablager oder sogenannte Hopslager angebracht, deren jedes wieder besonders seinen Viehstand hat, aber das ist doch noch nicht ausreichend.

reichend. Den Viehstand oder Stall nennt man dort einen Viehgarten, d. i. ein Viezhof, der ins Gebierte angelegt, auf den vier Seiten mit Ställen bebaut ist, und in der Mitte einen großen offenen Raum hat, der bisweilen noch besonders umgattert und umpfählt ist. In der Mitte desselben ist die Miststätte. Bisweilen begreift man auch die Heerde mit darunter, daher der Ausdruck: er bauet einen neuen Viehgarten; sein Viehgarten bringt ihm große Einkünfte. Innerhalb diesem Raume, der von ansehnlichem Umfange ist, in den Ställen, wird den Winter hindurch das Vieh aufbewahrt, oftmals nicht angebunden, sondern los und frei wie die Schaaf. Im Sommer wird das Vieh, weil man die Stallfütterung nicht kennt, sobald als möglich auf die Weide getrieben, um das Futter zu ersparen; da geht nicht nur der meiste Dünger verloren, sondern das Vieh findet auch im Frühjahr und Herbst wenig zu seiner Nahrung, daher das runzliche, verschrumpfte und magere Ansehen desselben, die wässrige und wenige Milch. Eine Kuh, die 5 Maas Milch täglich giebt, wird schon für sehr nutzbar gehalten. Klee, Esparsette und andere Futterkräuter hat man nicht. Würde man sich auf deren Anbau legen und lieber weniger Rodung schlagen und Kattisbrennen; so könnte das Vieh den Sommer

mer hindurch auf dem Stalle gehalten, gefüttert, es könnte desselben weit mehr gehalten, mehr Dünger gewonnen und folglich das Feld besser gedünget werden.

Zweitens. Die Eßten brauchen im Sommer zu Allem, was sie fahren, kleine, von ihnen selbst verfertigte vierrädrigte Wagen. Sie sind sehr niedrig, ungeschickt und unhaltbar, denn am ganzen Wagen ist kein Stückchen Eisen zu finden, selbst nicht einmal die Räder sind mit Eisen beschlagen. Leicht sind sie zwar, aber auch nicht dauerhaft und zerbrechen gern, daher man auf den Landstraßen in Eßthland immer Stücken von zerbrochenen Wagen, besonders Räder, findet. Die Axen sind schwach, statt der Wagenleitern sind einige dünne Bretter oder Schalen, in Form eines Schiffsbodens, zusammengelegt, in welche die Ladung eingelegt wird. An der Vorderaxe hängen zwei Stangen, zwischen welche das Pferd vermittelt eines Krummholzes, das über dessen Kopf gehet, gespannt wird. Dieses Krummholz ist ein starker, fast in einen halben Zirkel gebogener Stock, welcher bei einspännigen Fuhrwerken, dergleichen alle eßthnische Bauernwagen sind, durch seine Federkraft die Kumpetriemen an jene Ziehestangen anklumpt. Da die Bauernpferde alle sehr klein sind, und es ihnen, wegen Mangel an hinlänglicher Nahrung

zung an Kraft fehlet; so haben sie an dem Wagen, wenn er beladen, der Weg schlecht ist und der Kerl noch etwa überdies darauf sitzt, schon etwas zu ziehen und können mitunter kaum fortkommen. Die Bauern aber, die gegen ihr Vieh sehr unbarmerzig sind, lassen ihre Peitsche keinen Augenblick ruhen, sondern hauen damit ohne Aufhören auf die armen Thiere, bis sie an Ort und Stelle kommen. Die Axen sind selten geschmiert, ob es gleich Theer genug im Lande giebt; ganz trocken bewegt sich das Rad um die Axe herum, und verursacht durch das harte Reiben einen unangenehmen Ton, als wenn man auf einer alten Violine kratzte, oder als ob ein schweres Thor knarrte, welches man weit auf der Straße hören kann, ja bisweilen entzünden sie sich und gerathen in Brand. Da der ganze Wagen wegen der schlechten Zusammensetzung und des Mangels an Eisen beim Fahren oft dem Zerbrechen ausgesetzt ist, so verursacht dies dem Fuhrmanne viele Ungelegenheit. Wie leicht ließen sich diese Bauernwagen verbessern und so einrichten, daß zwei Pferde vorgespannt werden könnten, und nicht jedes Pferd besonders nöthig hätte, die unnütze Last eines Wagens nachzuschleppen. Sagt man nun seine Meinung hierüber und stellt den Herrn vor, daß, wenn der ganze Wagen 100 Pfund wiegt
und

und die darauf liegende Last 200 Pfund, zwei Pferde einzeln vorgespannt 400 Pfund Last ziehen; wären sie aber an einen Wagen zusammengespannt, so könnten sie 500 Pfund und mehr ziehen, weil ein ganzer Wagen wegsfiel, und daß überdem zusammengespannte Pferde leichter als einzelne ziehen; so bekommt man nie eine befriedigende Antwort. Man wendet gemeinlich vor, die Wege wären nicht fest genug, um schwer beladene Wagen zu tragen. Allein es ist bekannt, daß die Straßen in Rief- und Ehstland vortreflich sind, denn die Russen fahren mit großen Lastwagen auf allen Haupt- und Nebenwegen; auch die Kurländer, die ebenfalls weiches Land haben, fahren mit zwei und vier Pferden. Ja die Herren selbst rollen mit ihren stolzen vier- und sechs-spännigen Wagen im ganzen Lande herum, ohne zu versinken oder einzubrechen. Die wahre Ursache von der schlechten Verfassung der Ehsten sowohl als der Letten, ist in der Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit ihrer Herren zu suchen, von denen ein großer Theil es ungerührt und unbekümmert mit ansieht, wenn ihre Unterthanen in dem tiefsten Elende schmachten. Ein böses Zeichen, wo man den Bauernstand vorseßlich in Verfall kommen läßt, den Stand, welcher nicht nur die Stütze der Landgüter, sondern auch die Macht und der Reichtum

thum des Staats ist, mit deren Wohlstand der Herren und der Fürsten ihrer genau zusammenhängt! — Es sey fern von mir, alle Gutsbesitzer in diese Klasse zu setzen. Es giebt viele unter dem Adel, die eine Veränderung in der Landesökonomie nicht nur wünschen, sondern auch Hand anlegen, heilsamen Vorschlägen Gehör geben und Eingang zu verschaffen suchen, die auch schon selbst auf ihren Gütern neue Einrichtungen eingeführt haben, und auch die Wirthschaft ihrer Bauern zu verbessern suchen. Besonders muß ich hier manche Prediger rühmen, die alle neue Entdeckungen benutzen und dankbar annehmen. Aber sie finden überall zu viel Widerstand, und diejenigen vom Adel, welche in manchen Stücken auf ihren Gütern für sich verbesserte Einrichtungen getroffen, und etwa ihren Leibeigenen das Joch erleichtert haben, sind deshalb von ihren Mitbrüdern mit Spott und Verachtung behandelt worden, so daß ihr Muth endlich erliegen mußte, und sie alles wieder den alten Gang gehen ließen. Es ist zu beklagen, daß die Güterbesitzer in Liefland auf ihr Erb- und Herrschaftsrecht über ihre Bauern so stolz und eifersüchtig sind. Wer diese Seite berührt, der ist ihnen sogleich verdächtig, und sollten sie ihm auch im Herzen Recht geben. Spricht man mit ihnen von Verbesserung der Oekonomie.

nomie, so sind sie nur allzugeneigt zu glauben, man wolle die Leibeigenschaft ihrer Bauern abgeschafft wissen und eine Revolution anfangen. Zeigt man ihnen die Vernachlässigung ihrer eignen Vortheile, so argwöhnen sie gleich, man habe die Parthei der Bauern ergriffen, setzt sich schiefen Urtheilen aus und wird für einen gefährlichen Menschen gehalten. Eine vornehme deutsche Dame, die sich nach Liefland verheirathet hatte, äußerte einst ihre unvortheilhafte Meinung über die Bedrückung der Bauern und die Verbesserung ihrer ökonomischen Verfassung, mußte sich aber gefallen lassen, daß alle Achtung gegen ihr Geschlecht und ihren Stand aus den Augen gesetzt wurde. „Das verstehen sie nicht,“ sagte ein sonst feiner Herr, der sich getroffen fühlen mochte, „und überhaupt habe ich gemerkt, daß sie sich bei jeder Gelegenheit des liederlichen Gefindels annehmen.“ — Eine andre Dame behauptete in einer großen Gesellschaft, daß sie gar nicht wisse, was dem Ehrländischen Bauer fehle. Er habe es ja recht gut; wenn er einen Rock und zwei Hemden habe, so sey das genug. Wozu mehr? eins auf dem Leibe, das andere in der Wäsche, so könne er sich gar wohl behelfen.

Jeder Erbherr in Ehrland (und auch in Liefland) hat das grausame Recht, den Bauer
von

von einem Stücke Landes, das er sich kultivirt, urbar und durch seinen Fleiß eintäglicher gemacht hat, auf ein anderes, vielleicht schlechteres, nicht selten noch wüßtes, zu versetzen, und jenes entweder als das bessere für sich zu behalten, wean es ihm gefällt und bequemer liegt, oder einem andern Wirthe anzuweisen. Ja er kann ihm seine ganze Wirthschaft und alles sein präkäres Eigenthum abnehmen, seinen Stand unter den Knechten des Hofes sowohl als einer Bauernwirthschaft anweisen, (ihn also vom Wirthe zum Knechte herabsetzen) seine Kinder, wozu er nur will, bestimmen, und, was das empörendste ist, ihn mit Weib und Kind von dem Gute weg verkaufen, wohin es ihm gut dünkt. Die Folgen davon sind — unabgesehen auf die Menschheit — für die Wirthschaft und den Zustand des Gutes, nicht zu berechnen. Einen Menschen von seinem väterlichen Erbgute wegzagen und ihm die Früchte seines Fleißes rauben, muß allen Muth niederschlagen, jeden Sinn und Trieb zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit ersticken und faules, schlechtes Gefindel machen. Thäte man es blos gegen liederliche, schlechte und verschwenderische Wirthe, so möchte es noch hingehen. Aber so geschiehet es vielfältig blos aus Eigennuz, und man ist so einfältig, nicht zu sehen, daß es für das Gut, für den sittlichen Charakter und

und Erwerbseiß der Bauern, so wie für den eignen Vortheil der Herrn, höchst schädlich und nachtheilig ist. Einen Wirth, das heißt, einen Bauer, von seinem Gute abzulegen, sollte nur ein äußerst seltener Fall seyn und blos zur Strafe geschehen. Leute, die aus der Hand ihrer Vordatern in ununterbrochener Folge ihr Land gleichsam als ein Erbkück empfangen haben, befinden sich allezeit am besten, sind tren, fleißig und arbeitfam. Die Sicherheit, daß nicht nur sie, sondern auch ihre Kinder und einst ihre Enkel und spätesten Nachkommen, ihres Fleißes Früchte genießen werden, macht sie allein unverdrossen und zu folglichen Unterthanen. Wäre es daher immer ein stiller Vertrag zwischen dem Herrn und seinen Bauern, daß er sie auf ihrem Lande sicherte, wenn sie ihre Schuldigkeit thäten und ihre Abgaben entrichteten. Beide würden dabei gewinnen. Einen guten Wirth auf schlechtes Land setzen, daß er es verbessere, lähmt allen Muth. Ist es doch nicht einmal zu rathe, einen graugewordenen Wirth das Gut zu nehmen um es seinem Sohne zu geben: lieber unterstütze man ihn, damit er nicht seiner Kinder Gnade leben darf, und ihm verächtlich begegnet werde. Dies wird des Herrn eigne Hochachtung und Liebe sichern, und das geehrte Alter wird in dem ganzen Gebiete eine Ermunterung zur Rechtschaffenheit, Treue und Gerechtigkeit seyn.

Man:

Manche Herren fehlen wieder auf einer andern Seite. Sie zwingen bisweilen einen Bauer wider seinen Willen zur Antretung einer Wirthschaft. Die Folgen davon sind Schulden, und Davonlaufen der Beschlus. Ein anderer Guts Herr machte es klüger. Dieser gab jedem neuangesezten Wirth, außer dem nöthigen Anspann und Geräthe, noch zehn Kubel zum Anfange, daher es ihm nie an Wirthen fehlte. Ein anderer Gebrauch, dem Neuanfänger drei Freijahre zu bestehen, damit er sich anbaue und die wüsten Felder urbar machen könne, hat den Nachtheil, daß der Faulen und Nachlässigen in dieser Zeit ohne Anstrengung nicht weiter kömmt, sondern sich aller Hofsarbeit und Abgaben entzöhnt und erst recht träge wird, wenn er es vorher noch nicht war. Man gebe ihm lieber ein fertiges Haus, Anspanne und besäete Felder, so ist er gleich ein nutzbarer, geborgener und wohlbehaltener Bauer. Wer seine Wirthschaft mit Schulden anfängt, wird sich vielleicht derselben entledigen; allein er steht immer in Gefahr, den Wirth zu verlihren. Würde ihm der Herr das ganz schenken, was er zum Anfange nöthig hat; so könnte er seiner Bezahlung aus der richtig geleisteten Arbeit gewiß seyn, und würde seine höchste Belohnung aus dem göttlich schönen Gesühle, Menschen glücklich gemacht zu haben, erhalten.

halten. — Wer sein Gebiet etwas stärker nutzen will, muß dasselbe natürlich nachdrücklicher unterstützen. Der Herr von vertheilte alle Herbst- und Frühjahre an seine Bauernwirth- die ihnen fehlende Anspanne ohne Bezahlung. Wer dieselbe durch Liederlichkeit zu Grunde richtete, bekam Ruthenstrafe, blieb aber dabei immer Wirth, und mußte das ihm von neuen geschenkte Pferd durch Leistung richtiger und reichlicher Arbeit ersetzen. Ein Bauer ohne Anspanne ist in Ehmland lächerlich und wird ein Kostreiber genannt, weil er weder für sich noch für den Hof sonderlich arbeiten kann. Wo soll er im Winter Holz und im Sommer Brod hernehmen? Ein solcher hat selten einen festen Sitz, weil ihm von seinen Herrn keine Ländereien angewiesen sind, daher treibt er sich herum und muß sich als Tagelöhner nähren. Im Dorpat'schen, Pernauschen, Fellinschen und andern Kreisen, wo es viele Kostreiber giebt, müssen sie auch gewisse Tage zu Fuß am Hofe frohnen. Viele von ihnen dienen auch nicht um Lohn, welches man blos von Knechten zu sagen pflegt, sondern blos für Kost und Kleidung. In Lettland weiß man wenig von Kostreibern. Solche Arbeiten oder Frohndienste, welche ein Kostreiber wöchentlich seinem Hofe leisten muß, heißen Kostreibertage. Der gleichen Kostreiber aber, besonders wenn ihrer viele

viele sind, werden ein Verderb des Gebiets, indem sie die Wirthe ausfaugen, und die besten Buschländer *) derselben gegen geringe Dienste nutzen. Läßt man sie ohne alle Hofarbeit, so erzeugt dies Faulenzer, indem sich auch andere diesen Stand der Ruhe wünschen. Zuviel Arbeit darf man ihnen aber auch nicht auflegen, weil sie kein Land haben, sondern sich und ihre Kinder durch mancherlei Geschäfte ernähren müssen.

So wie im Nothfall jedes Gut seinen Bauern Korn vorstrecken muß, welches eine billig gestimmte Herrschaft ohnehin thut und ihre Unterthanen ernähret, bei Mangel und Theuerung ihnen Vorschüsse macht und sich dann das Getraide nach der Aerndte wieder geben läßt; so giebt es auch geizige und habfüchtige Herrn, die auf vorgeschossenes Korn von ihren Erbleus-
ten

*) Sind Gegenden und Strecken Landes, die mit Busch bewachsen sind, und oft mitten im größten Walde, bisweilen auch auf Flächen liegen. Sie werden durch Hülfe des Feuers oder durch Säuren zum Kornbau tauglich und fruchtbar gemacht, etliche Jahre nach einander genutzt und dann der Ruhe überlassen. Nach Verlauf eines Zeitraums von 8 bis 10 Jahren bearbeitet man sie wieder auf dieselbe Art, und dies geht periodisch immer so fort.

ten nicht nur ein Uebermaas statt der Zinsen beim Zurückgeben nehmen, sondern oft noch ein großes Uebermaas fodern. Man nennt dies in Ehstland Bath. Auf Krondomänen muß der Bauer, wenn er Korn borgt, ein Sechstel Bath bezahlen. Viele Edelleute geben Korn auf Bath und fodern dann für zwei vorgestrickte Scheffel deren drei zurück. Dergleichen jüdischer Wucher ist durch obrigkeitliche Verordnungen verboten. Die Bauern sinken dadurch immer tiefer in Schulden, und ein Herr der dieses thut, befördert seinen und seiner Leibeignen Ruin. Selbst beim Eintreiben der sogenannten Gerechtigkeit, das heißt, der gesetzlichen jährlichen Abgaben oder Zinsen an Getraide, Geld, Flach, Eiern und dergleichen, welche der Guts Herr von seinen Unterthanen oder der Prediger von den Bauern seines Pastersatslandes und Kirchspiels erhebt, ist Gerechtigkeit ohne Güte und Billigkeit, schädlich und das höchste Unrecht. Noch härter ist es, wenn sich manche die rückständigen, nicht geleisteten Arbeitstage ihrer Bauern mit Korn, das sie niedrig genug anschlagen, ersetzen lassen. Es ist himmelschreiender Wucher und Schande für die Menschheit, Leute, die ohnehin ihr Brod sauer genug verdienen müssen, so zu drücken. Ich sage dies nicht den edel denkenden unter dem Ehstländischen Adel, die mein

Vorkurf gar nicht trift, und unter denen ich viele vortrefliche Männer als meine ehemaligen Gönner, Freunde und Bekannte verehere, sondern jenen feigen, elenden und niedrigen Seelen, die sich von dem Markc ihrer Leibeizgen nähren, und wenn es möglich wäre, ihnen auch die Seele aus dem Leibe zapften, um das mit Bucher und Gewinn zu treiben.

Nach dem bisherigen wird man sich schon ein ziemlich treues Gemälde von dem traurigen Zustande der Sklaverei der Ehsten entwerfen können. Wenn die Farben des folgenden noch stärker aufgetragen seyn sollten, so bedenke man, daß die Natur der Sache es so mit sich bringt, daß alle Empfindungen und Gefühle sich aufregen, daß das Herz stärker schlägt, und das Blut aufs neue in Wallung geräth beim Andenken an jene Greuel und Unmenschlichkeiten, davon der Verfasser so oft Augenzeuge gewesen ist. Nicht Partheiligkeit, sondern strenge Wahrheitsliebe wird meine Feder leiten, und wenn ich in die traurige Nothwendigkeit versetzt bin, viele Schandthaten und Grausamkeiten zur Entehrung der Menschheit zu entdecken; so werde ich doch auch manche edle, große und erhabene Züge des menschlichen Herzens zur Ehre unsrer Natur offenbar machen, und mit Hochachtung und Dankbarkeit die Männer nennen, an denen ich sie fand, sie mochten im
Pracht

Prachtkleide mit Orden und Band erscheinen, oder im lumpigen Kittel gehüllt einhergehen, in stolzen und prächtigen Pallästen mit orientalischer Weichlichkeit residiren, oder in niedrigen Hütten, von aller Bequemlichkeit des Lebens entblößt, oft aber mit mehr Zufriedenheit und einem edlern Herzen, wohnen. Ich erzähle gern Thaten und Handlungen, in welchen sich die Würde und Achtung der Menschheit, Selbstständigkeit und Eifer für das Gute darstellen; aber Einrichtungen und Behandlungen, welche die Menschheit schänden, werde ich auch in ihren kleinsten Zügen schildern, weil man hier nicht genug ins Detail gehen kann, wenn der Beweis möglich ist, daß man nicht übertrieben habe.

Jeder Sachkundige behauptet, daß, seit dem Tief: Ebst: und Ingermanland Schweden entrisen worden, und unter Russische Botmäßigkeit gekommen ist, die Sklaverei in diesen Ländern mehr zu, als abgenommen habe. Die Bauern hängen daher auch noch immer im Herzen der Schwedischen Regierung an, ohngeachtet die gelindere und leidlichere Modifikation der Leibeigenschaft unter derselben bloß noch durch Erzählungen fortgepflanzt wird. Ich hörte oft während des letzten Schwedisch: Russischen Kriegs ohne Widerspruch behaupten, daß, wenn es den Schweden gelingen sollte,

Herren des Landes zu werden, die Bauern ihnen ohne Ausnahme haufenweise zufallen würden, und dem Adel ein schweres Unwetter drohen könnte. Die Regierung in Meval und Riga wurde sogar hierauf aufmerksam und verbot, von diesem Kriege zu sprechen. Es ist wahr, auch in Mecklenburg, Pommern und in der Lausitz existirt noch die Leibeigenschaft, aber sie erscheint hier lange nicht in der schrecklichen entehrenden Gestalt als in Ehst- und Lief-land. In keinem kultivirten Staate kann sie härter gedacht werden, und mit mehr Bedrückungen und Plagen verbunden seyn, als in Ehstland. Personen, die in Afrika und Amerika gewesen sind, versichern, daß selbst die härteste Negerflaverei nicht viel grausamer und barbarischer sey, als in diesem Lande. Menschenhandel zu treiben, steht jedem Erbherrn frei, wenn er es mit seinem Interesse vereinbar findet. Zwar dürfen die Bauern nicht mehr auf öffentlichen Märkte oder in Auktionen verkauft werden; allein im Mevalschen und Rigischen Wochenblatte findet man beinahe in jedem Stücke die Leibeignen einzeln und familiensweise feil geboten. Ich war mehr als einmal Zeuge davon, daß mancher Edelmann einen Bedienten oder Bauer aus dem Dorfe gegen ein schönes Pferd oder ein Koppel Hunde vertauschte. Alle Jahre kommen Russische Offiziere,

re, Bergwerksbeamte, Fabrikenunternehmer tief aus Asien heraus, ziehen im Lande umher und kaufen Bauern zu Rekruten und Arbeitern. Da wird von geizigen, geldgierigen adlichen Seelenverkäufern mancher Vater oder Bruder seiner Familie entrissen und tief nach Rußland hinein verkauft, wo er seinen väterlichen Boden, sein Weib und seine Kinder, seine Brüder und Schwestern nie wieder siehet. Gewöhnlich werden freilich nur Laugenichtse, ledliche Wirthe und das faulste Gesindel, das durch keine andere Strafe mehr zu bessern ist, verkauft, und der Estnische Bauer kennt auch keine fürchterlichere Drohung, keine schrecklichere Strafe, als das Verkaufen unter die Rußen. Wenn kein Mittel, ihn zur Ordnung und zum Gehorsam zu bringen, etwas hilft, so ist dieses noch das wirksamste. Aber es bleibt dennoch eine unmenschliche Grausamkeit, für ein Paar hundert Rubel einen Menschen seinem väterlichen Heerde zu entreißen, und ihn seine übrige Lebenszeit den schrecklichsten Mißhandlungen roher Barbaren Preis zu geben. Man hält immer den Negerhandel für die tiefste Erniedrigung der Menschheit, aber ich weiß nicht, ob der Liessländische Menschenverkauf nicht eben so erniedrigend ist. Zwar findet man hier nicht solche Unmenschen, die, wie die

die Westindischen Plantagenbesitzer, ihrem Sklaven, wenn er wegläuft und wieder erwischt wird, einen Fuß abfügen, oder durch andere Bestümmelungen zum Entlaufen unfähig machen. Aber manche würden vielleicht auch hier kein Bedenken tragen, dieses zu thun, wenn es die Gesetze erlaubten, und der Bauer hernach noch zu seiner Arbeit tüchtig wäre. Einer mächtigen Caste von Menschen, unter deren willkürlicher Gewalt Tausende von Sklaven auf das härteste gemißhandelt, wie das Vieh gezeißelt und nicht selten bis auf den Tod geprügelt werden, kann man es wohl zutrauen, daß sie für diese Unglücklichen kein Mitleid fühlen werde, und daß alle Schonung, die sie ihnen etwa noch angedeihen läßt, entweder bloß aus Eigennutz, oder vom Zwange der Gesetze herrühre. Da wird der arme Leibeigene, oft eines kleinen Verschens halber, oder wenn sein Herr eben in übler Laune ist, hingestreckt, von einem seiner Mitbrüder längst der Erde beim Kopfe gehalten, während ein anderer mit einer zwei Finger breiten Karbatsche unbarmherzig auf seinen Rücken schlägt und so lange zubaut, bis sein Herr sagt, es ist genug. Ein Herr von U...ll, der wegen seiner Härte im ganzen Lande bekannt ist und von den Besserdenkenden seines Standes verachtet

achtet wird, ließ einst einen Miegenauffseher *) durch dessen Nachlässigkeit eine Scheuer mit 500 Fuder Korn im Feuer aufgegangen war, so peitschen, daß ihm die Eingeweide — horrendum dictu! — aus dem Leibe drangen und der Unglückliche den andern Tag unter unsäglichen Schmerzen starb. Um der Verantwörtung vor Gericht deswegen zu entgehen, soll er vorläufig eine Summe an das Gericht eingeschickt und ein falsches *visum repertum* durch einen ebenfalls bestochenen Wundarzt gestellt haben.

Seit der neuen Stadthalterchaftsverfassung und schon vorher sind dergleichen schreckliche Mißbräuche der erbherrlichen Gewalt zwar eingeschränkt, und das Recht über Leben und Tod seiner Untertanen dem Adel gänzlich genommen, auch durch den letzten Landtageschluß der Piesländischen Ritterschaft das Verkaufen der Menschen sehr eingeschränkt worden. Es darf auf den adelichen Höfen keine eigentliche Gerichtsbarkeit mehr Statt haben, sondern alle Verbrechen, vornämlich kriminelle, gehören schlechterdings vor die Kaiserlichen Gerichte,

*) Der in der Scheune und Dreschtonne die Aufsicht hat, sie heizet und das ausgedroschene Getraide reiniget, auch das Korn in das Hofsmagazin schaft und dem Herrn berechnet.

richte, und die Bauern, welche strafbar sind, sollen dahin abgeliefert werden. Der Adel kann, wenn es genau genommen wird, keine eigentliche Leibesstrafe mehr über seine Leibeigenen verhängen, auch keine mehr verkaufen, als blos solche, die von ihren eignen Mitbrüdern für ausgemacht schlechte und inforrigible Menschen erklärt werden. Allein unter dem Titel Hauszucht sind sie immer noch der Wuth und tyrannischen Willkühr ihrer Herrn, so wie der Geißel und Peitsche der Verwalter Preis gegeben. So lange diese das Recht behalten, die Bauern durch Hülfe des Stocks, der Karbatsche und der schmerzhaften Ruthensstrafe zur Arbeit anzuhalten, die Arbeiter auf dem Hofe eigenmächtig für Faulenzerei und Liederlichkeit zu züchtigen; so lange es nicht durchgehends zum Gesetz gemacht wird, daß niemand ohne gerichtliche Autorität auf den Bauer zuschlagen, niemand durch Schläge seinen Zorn an ihm auslassen oder seinen Wuthwillen an ihm ausüben dürfe; so lange bleiben gewiß die armen Bauern noch immer der Gegenstand der tyrannischen Wuth, nicht nur des Herrn und der Frau, sondern auch der Kinder, und vorzüglich des Amtmanns oder Subjas, der bald ein Deutscher, bald ein Christe ist, und oft härter verfährt als der Herr selbst. Beides wird aber schwerlich sobald geschehen.

sehen. Die Herren befinden sich so behaglich dabei, andere für sich arbeiten zu lassen und von ihrem Schweiße zu schmelzen, daß sie es klüglich zu hintertreiben und allerlei Hindernisse in den Weg zu legen wissen, wenn etwas zum Besten der Bauern höhern Ortes geschehen soll. Von Jugend auf an den Anblick der gemißhandelsten Menschheit gewöhnt und in den stolzen Gedanken oberherrlicher Gewalt bestärkt, fällt es vielen gar nicht ein, daß das wohl anders seyn könnte. Der Bauer ist mein, denken sie, und ich bin sein Herr von Rechts wegen. Er ist dazu gebohren, mir zu dienen, dafür ernähre ich ihn, und ich kann von ihm fodern was ich will. Als ich einst mit dem Major von B. von einer liederlichen Dirne in seinem Gebiete sprach, die schlechterdings zu nichts taugte, und ihm den Rath gab, sie, wenn sie sich durchaus auf keine andere Art wollte bessern lassen, nach der Methode à la Siegfried von Lindenberg, die er bei des Ritters Bartholomäus Schwalbe Ehehälfte brauchte, zu kuriren; antwortete er: „ja, das wird auch wohl das Beste seyn. Ihr Leib und alles was sie hat, gehört mir: damit kann ich machen, was ich will. Ihre Seele aber gehört Gott zu, daran habe ich keinen Theil.“ So sehr kann die Gewohnheit auch bei sonst guten Gemüthern das Gefühl der Menschenswürde

würde unterdrücken! Der Major B. ist sonst ein guter, ehelicher und billigdenkender Mann; aber hier — ist er wie die übrigen Erbherrn.

In diesem Stücke ahmen denn auch viele andere Deutsche diese Grosherrn nach, und maßen sich eine trozige Herrschaft über die armen Bauern an, die das Unglück haben, unter ihrem Befehle zu stehen, z. B. Amtleute, die nichts anders als Deutsche Verwalter sind, Gärtner auf adelichen Gütern, Maurer, Zimmerleute u. s. f. Dies that auch der Gärtner auf dem Gute Pajak, der die unter ihm stehenden Arbeiter nicht nur mit Maulschellen, sondern auch mit Stockschlägen zur Arbeit antrieb. Der edle Herr von Knorring, dem das Gut damals gehörte, verbot ihm dies harte Verfahren, „weil seine Leute durchaus mit Güte und Menschlichkeit behandelt werden sollten;“ der Mensch sollte auch schon einmal aus seinen Dienste, weil er diesen Befehl übertreten hatte. Wenige Wochen darauf schlug er wieder einen Bauer und nun bekam er seinen Abschied. Ueberhaupt ist der arme Leibeigene gewissermaßen der Zielpunkt eines jeden von der Hofdienerschaft, und dem Spotte und der Mißhandlung aller, die über ihn stehen, Preis gegeben, fast als wäre er dazu geboren, Schläge auszuhalten. Und da nicht leicht jemand dem beleidigten Bauer beistehet, oder viel

vielmehr, da der F. wie bei den Nö-
mern der Sklave, fast keine Person fast gar
nicht beleidigt werden kann; so mäßigt sich
niemand, wenn er auf den Bauer einschlägt,
sondern strengt vielmehr alle seine Kräfte an,
und ergreift das erste beste Instrument, das
eben bei der Hand ist, am liebsten die Karbat-
sche oder Peitsche. Er sieht sich auch nicht
lange um, wohin er schlagen oder welchen
Theil des Leibes er treffen will; er schlägt,
wohin er kommt und zielt meistens gerade
nach dem Gesichte. Die Bauern wissen das
auch, und pflegen deswegen, sobald einer ih-
rer Treiber den Stock oder die Peitsche gegen
sie in die Höhe hebt, die Hände vor die An-
gen zu halten. Weil sie unter den grausamen
Peitschenhieben und blutigen Ruthestreichen
oft vor Schmerz fortlaufen, und dann in einer
Entfernung von 50 oder 100 Schritten sich
auf die Kniee oder auf das Gesicht niederwer-
fen und um Schonung und Erbarmen bitten;
so pflegen viele Herren und ihre Amtleute,
wenn sie zum Voraus alle Gnade zu verwei-
gern sich vorgenommen haben, den Sklaven
auf die Erde niederstrecken, auch wohl einen
oder zwei Mann auf ihm knieen zu lassen, bis
er das volle Maas des unerschöpflichen Grim-
mes eingefangen hat. Alle dergleichen Graus-
samkeiten geschehen außsergerichtlich, unter dem
Titel

Titel Hauszucht, ohne daß deshalb Abundung von der Obrigkeit erfolgt, oder nur darnach gefragt wird. Die Verzweiflung und Furcht vor der Strafe reißt die Unglücklichen nicht selten zum Selbstmord. Ich habe schon Beispiele hiervon angeführt. Hier ist noch ein anderes. Unter dem Gute Tutmäggi brachte eine Bäuerin ihrem Kirchspielsprediger ihr Kind zu begraben. Es war ihrer Aussage nach Hungers gestorben, weil der Herr des Gutes ihrem Hause nichts an Getraide habe vorstrecken wollen. Der Prediger meldet dies dem Gutsherrn. Dieser, höchst erzürmt läßt die Mutter hosen, binden und vor ihren Augen fünfzig Fund Ruthen einweichen, in Salzwasser, wurde gar hinzugesetzt, mit welchen sie den folgenden Tag sollte gefrichen werden. Sie wird eingesperrt, fand aber in der Nacht Mittel, sich los zu machen und erhenkte sich. Ihr Adlichen! wie viel unschuldiges Blut eurer zerstreuten Unterthanen schreiet gegen euch auf zu Gott! wie wollt ihr es vor diesem Richter verantworten, durch eure Tyrannei so manchen eurer armen Mitmenschen, die schon durch das Joch der Sklaverei unglücklich genug sind, gemordet zu haben! —

Man sollte kaum glauben, daß Personen von so feiner Erziehung wie die meisten Kiefs- und Ehsländischen Edelleute sind, solcher entehren

ehrenden Grausamkeiten fähig wären. Man denke aber doch ja nicht, daß der Hang dazu, die falschen herabwürdigenden Begriffe in Absicht auf die Bauern, und solche Handlungen, die kaum ein, fühlloser Henker mit Gleichgültigkeit verrichtet oder ansieht, auf Rechnung der schlechten Erziehung und wenigen Ausbildung kommen. Die meisten sind, wie ich schon mehrmals gesagt habe, eben so kultivirt als ihre Standesbrüder in Deutschland, manche noch mehr. Viele studiren im Auslande und bilden sich auf Reisen, oder bringen ihre Jahre in St. Petersburg zu. Aber auf ihre armen Leibeigenen hat ihre Verfeinerung so wenig Einfluß, daß selbst das sanftere Geschlecht, welches ebenfalls durch Gouvernanten und Hofmeister gebildet wird, im Hause und in der Küche ein strenges Regiment ausübet; viele ohrfeigen ihre Mägde mit der Hand und dem Pantoffel nach Herzenslust, lassen sie auch wohl bei wichtigerm Versehen niederstrecken und mit der Karbatsche züchtigen. Dies thun auch nicht selten Ausländerinnen, wenn sie nach Kief, oder Ehtland verheirathet werden, und man will bemerkt haben, daß diese an Härte und Grausamkeit bisweilen die Inländerinnen übertreffen. Auch geschieht es vielfältig, daß die Damen, wenn sie von Jugend auf ihr Leben auf dem Lande zugebracht haben, gegen ihre
Dienst.

Dienstboten viel härter sind als die Herrn; und daß auf manchen Gütern, welche adlichen Wittwen gehören, die Bauern unter einem weit härtern Drucke stehen, als bei den Herrn. Dieses scheint freilich mit dem sonst sanften Charakter des schönen Geschlechts in Widerspruche zu stehen. Wenn man aber bedenkt, daß sie von Jugend auf zur Unempfindlichkeit gegen die Leibeignen gewöhnt werden; so hört man auf, sich zu verwundern. Als Kinder sehen sie auf dem Hofe ihres Vaters Tag für Tag dem Schauspiele gemißhandelter und gezüchtigter Bauern zu, sie hören das Wimmern und Geheul dieser Unglücklichen unter den schrecklichen Ruthen- und Karbatschenstreichen: ja manche Aeltern sind so wenig vernünftig, daß sie ihre Kinder auch wohl herbeigehen und zusehen heißen, damit sie frühzeitig einen Begriff von der ihrem Stande zukommenden Gewalt und Herrschaft bekommen. In den meisten Häusern bekommt jedes Kind, sobald es der Amme entwachsen ist und allein gehen kann, einen Aufwärter von den Kindern der Leibeignen, über welchen dann das adliche Kind nach Gefallen schalten und walten kann und eine unumschränkte Herrschaft ausübt, auch wohl die Erlaubniß hat, es nach Willkühr zu schlagen und zu mißhandeln; wenigstens werden in manchen Häusern den Kindern in die-

sem

sem Stücke keine Schranken gesetzt, und sie werden wohl eher dafür gelobt, wenn sie sich frühzeitig streng und gebieterisch zeigen. Manchem rechtschaffenen Hofmeister blutet dabei das Herz, allein was kann er machen? er muß schweigen und thut wohl, sich nicht einmal merken zu lassen, daß er das harte Verfahren der gnädigen Heerrschaft mißbilligt oder für Unrecht halte, denn alles andere wird man ihm eher verzeihen als die Vertheidigung der Sklaven. Wagt er es, seinen Jünglingen hierüber andere Grundsätze, als die im Lande gewöhnlichen, beizubringen, oder ihnen mit Wärme und Freimüthigkeit, Güte, Humanität und Nachsicht gegen die Leibeignen zu empfehlen; so kann er unter zehen Fällen neun rechnen, daß solche Hofmeister mit dem größten Verdruße aus dem Hause gekommen sind, und auch er kann sich gefaßt halten, daß der Herr des Hauses unter irgend einem Vorwande Ursache finden werde, ihn als einen unbrauchbaren Mann wegzuschaffen. Schwer hält es dann für einen solchen, wieder eine Stelle zu finden, weil er in der ganzen Gegend als ein Bauernadvokat verschrien wird. Er muß sich weit davon weg, am besten in ein anderes Gouvernement, machen.

Und dieser eiserne Druck dauert nicht etwa 20, 30 Jahre — nein, sein ganzes Leben
hin

hindurch muß der geplagte Ehle die Ellaten:
fetten schleppen, noch in seinem Alter oft die
Geißel und Streiche der Nuthen fühlen, und
auch seine Kinder dem unaussprechlichen Elaz:
vencelende entgegenwachsen sehen. Er nimmt
fogar das peinigende Gefühl mit in die Gruft,
daß sie nach seinem Tode entweder nichts, oder
nur wenig von dem erhalten, was er besaß
oder erwarb. Muth; und kraftlos, gelähmt
am Geiste und Körper sinkt er hin zu seinen
Mitbrüdern, und überläßt sich dann mit ihnen
der Völlerei, um seinen Gram zu erstickern,
oder auch nur der Trägheit, die ihm wohl thut,
da Fleiß ihm selten Früchte trägt, sondern
mehr Wasser auf seines Herrn Mühle führt.
Mit seinem Vermögen — doch das hat er
nicht, es gehört seinem Herrn, — also über
seine Wirthschaft schaltet der Edelmann nach
Gefallen und disponirt auch meistens nach
Willkühr über die Hinterlassenschaft des Bauern,
versiegelt seine wenige Habe und vergiebt das
Land desselben, oder zieht es zu den Hofffels:
dern, wenn es gut kultivirt ist. Man sieht
hier, was der Geiz und die Habsucht vermag. —
Aber, fragt man, wo bleibt denn die so oft
gerühmte Humanität des Liefländischen Edel:
manns, seine Bildung und sonstige Aufzilas:
rung? muß er nicht um seines eignen Vor:
theils willen dahin sehen, daß der Bauer ges:
schont,

schont, sein Land erhalten und er nicht über seine Kräfte angestrengt werde, damit er nicht vor der Zeit alt werde und sterbe? — Die erstere Frage habe ich schon oben beantwortet, und die letztere, welche oft von den Edelleuten selbst aufgeworfen wird, wenn man sie auf die Folgen ihrer Härte und den Mißbrauch ihrer Rechte aufmerksam macht, ist auch leicht beantwortet. Eine Menge von Beispielen beweist, daß die Vorstellung des eignen Vortheils bei weitem nicht immer so kräftig wirkt, als sie dem Anscheine nach wirken sollte. Was ist wohl einem Gutsbesitzer nachtheiliger als das Hinsterben seiner Arbeiter? gleichwohl strenghen viele ihre Leute so über alle menschliche Kräfte an, und sorgen bei Krankheiten so wenig für Arznei und Heilung derselben, daß ihre Zahl sichtbar abnimmt. Bei Mangel an Brod unterstützen manche die darum bittenden Bauern so wenig mit Korn, daß sie statt dessen ihnen die Peitsche geben und manchen Hungers sterben lassen, während sie das Getraide lieber theuer in die Stadt verhandeln und ausschiffen lassen. O auri sacra fames! Und übers dies kann ja eine vorsichtlge Habsucht den armen Bauer unendliche Lasten auflegen, ohne eben fürchten zu dürfen, dabei einzubüßen. Der Scharfsinn in diesem Stücke geht eben so weit als die Arglist, mit der viele den bestimms-

testen Befehlen auszuweichen wissen. So sind z. B. die Holzfuhrer, welche im Winter tagtäglich, das Wetter und der Weg mögen seyn wie sie wollen, die Bauern auf vielen Höfen thun müssen, den Ehsten sehr drückend. Manche Herrschaften lassen sie dagegen bei Kälte und Eis fischen, und im Sommer das nöthige Holzquantum anführen, wobei alsdann natürlich die Feldarbeit liegen bleibt; aber es ist für sie eintägig und der Bauer stirbt nicht davon. Nur seine gute starke Natur läßt ihn gesund bleiben und mehrentheils ein hohes Alter erreichen. Hunger und schlechte Nahrung können unmöglich Kräfte geben. Auch klagt er oft über den Mangel derselben, und man sieht es alle Tage, daß er nicht so viel vermag, als ein nervichtiger deutscher Bauer. Die Ehsten backen und essen viel Kleienbrod, ja sogar Spreu verbacken sie mit in ihr Brod. Diese kraftlose Nahrung, verbunden mit der frühzeitigen übermäßigen Anstrengung, hat auch das Aeußere der ganzen Nation umgeschaffen. Es kömmt einem unglaublich vor, wie dieses jetzt kleine, gelbe und magere Volk, das oft so abgezehrt ist, daß die Knochen vorstarren, ehemals den Deutschen so hartnäckigen und kraftvollen Widerstand habe thun können, als es wirklich that, ehe es ganz unterjocht war. Der Gedanke einer solchen Ausartung bekommt noch

noch dadurch mehr Wahrscheinlichkeit, daß nicht nur die Kinder, welche früh als Bediente an den Hof bei eine gute Herrschaft kommen, sondern auch die Domestiken des Hauses selbst, ein viel frischeres und kraftvolleres Ansehen haben, als die Bauern in den Dörfern. Auch fühlen sie es genau, daß ihre Kraftlosigkeit von der schlechten Nahrung herkomme, denn wenn man sie zum Arbeiten aufmuntert und ihnen zeigt, wie das und jenes hurtiger und regfamer gemacht werden könne, antworten sie einem gewöhnlich: „wenn ich des Herrn Kost hätte und mehr Fleisch äße, wollte ich auch mehr arbeiten, denn da hätte ich mehr Kräfte.“ Und dennoch arbeiten sie für ihre Kräfte genug und oft über dieselben; allein nie können sie genug arbeiten.

Aus diesem bei mehr Energie unerträglichem Joche der Leibeigenschaft läßt es sich auch erklären, warum die Chinesen so wenig sich vor dem Tode fürchten. Er dünkt ihnen ein kleineres Uebel zu seyn, gegen die Lasten, welche sie ein ganzes langes mühevolltes Leben hindurch schwer drücken. Es ist dies eine Erscheinung, die in allen Ländern, wo die Menschen gedrückt und tyrannisch behandelt werden, gar nicht selten gesehen wird. Daher wagen sie sich mit augenscheinlicher Lebensgefahr im Herbst und Frühjahr auf das noch dünne und schon

brechende Eis über Seen und Flüsse, wissen es, daß unter ihnen der Tod wogt, und schon vor ihnen welche umgekommen sind, und achten es dennoch nicht.. „Wenn es meine Bestimmung nicht ist, sagen sie, daß ich jetzt sterben soll, so kann mir nichts widerfahren.“ Sie sind überhaupt entschiedene Fatalisten. Beispiele habe ich schon angeführt. Hier noch eins. Ein Mädchen, welches ein Handruch gestohlen hatte und verrathen worden war, sollte eben nach Hofe zur Strafe abgeführt werden. Sie stürzte sich mit der größten Gleichgültigkeit in einen Brunnen. Zum Glück wurde sie noch herausgezogen und bekannte, daß sie dies gethan habe, um der wahrscheinlich harten Züchtigung zu entgehen. Ihr schien also der Tod ein kleineres Uebel zu seyn als die schmerzlichen Ruten, oder Karbatschenhiebe. — Auch andere barbarische Auftritte entstehen aus dem Despotismus des Adels und seiner entadelten Denkart. Ein Erbherr hatte einen Leibeigenen, der etwas von der Mahlerei verstand. Er befahl ihm, sein Wappen auf seinen Wagen zu mahlen. Der Mensch gab sich alle Mühe und glaubte, es sey ihm gelungen, und er werde den Beifall seines Herrn, seine ganze Belohnung, erworben haben. Als aber der gnädige Herr die Arbeit ansah, mißfiel sie ihm so sehr, daß er den Mahler hinstrecken und

und so lange prügeln ließ, bis er seinen Geist aufgab. Die Sache kam nicht zur Untersuchung, und der Edelmann blieb ungestraft. — So macht die Sklaverei das Talent mehr schädlich als nützlich und unterdrückt alles Genie. — Auf dem Gute P. hatte der Baron Cl. v. J. — einen Böttcher, welcher in seinem Handwerke ein geschickter Arbeiter war, nur dabei dann und wann dem Trunke nachhing. In Pfingsten 1791 hatte er sich die drei Feiertage hindurch nicht am Hofe sehen lassen: der Baron lies ihn daher suchen und Ruthenstrafe drohen, wenn er nicht an den Hof kommen würde. Endlich erschien er nach zwei Tagen und sollte gezüchtigt werden. Mit der größten Gleichgültigkeit foderte er von der Ausgeberin ein Messer, das er schleifen wolle und schnitt sich damit in die Gurgel. Er wurde wieder kurirt und gestand hernach, daß er es gethan habe, um der Strafe zu entgehen. — Ein anderer Edelmann verreisete und hinterließ der Vieh aufseherin den gemessenen Befehl, daß alle Woche, so lange seine Abwesenheit dauern würde, so und so viel Butter, Milch und Käse mußte geliefert werden. Als er zurückkam und die vorgeschriebene Quantität nicht fand, ließ er das Weib, ohne auf ihre Entschuldigungen zu hören, an einen Pfahl binden und so stark mit Ruthen geißeln, daß das Blut von

von ihr strömte und die Unglückliche beinahe gestorben wäre. — Was ich hier von dem Drucke und der Eklaverei der Gutsbauern gesagt habe, gilt mit weniger Einschränkung auch von den Pastoratsbauern. Da die Prediger in Ansehung ihrer Bauern, beinahe gleiche Rechte wie der Adel haben, so darf man sich nicht wundern, wenn ihre Bauern eben so tief unter der Leibeigenschaft seufzen als die übrigen. Es giebt menschenfreundliche Prediger, (und ihre Zahl ist bei weitem die stärkste,) welche ihrer Bauern Loos, mit edelmüthiger Resignation auf manche Vortheile, ungemein erleichtern und sie mit väterlicher Güte behandeln; aber ich kenne auch welche, die mit ihren Leuten eben so tyrannisch verfahren, als die strengsten Erbherrn, und mit den letztern wohl gar gemeinschaftliche Sache machen, die Bauern zu tyrannisiren.

In dieser grausamen Leibeigenschaft liegt auch der Grund, warum die Ehten, die sonst nicht ohne gute natürliche Anlagen sind, noch auf einer so niedrigen Stufe der Kultur stehen. Sie lernen bei einiger Anweisung, oft von sich selbst ohne alle Beihülfe, Künste und Handwerke mit leichter Mühe, und jeder Hof ist ein Beweis, daß es unter ihnen Musiker, Gärtner, Tischler, Weber, Schuster, Schneider und geschickte Köche giebt. Sie sind Dich-
ter

ter, sinnreich, satyrisch, erfinderisch, geistvoll, wenn sie Muse und Athem haben es zu seyn, und ihr Geist nicht erbdorrt wird. Ich habe welche unter ihnen gesprochen, die durch sehr treffende Râsonnements den Charakter ihrer Herrn genau schilderten, mir von ihrem Lande und den Städten recht interessante Sachen erzählten, und über lächerliche Dinge, z. B. über die rothen Absätze an den Schuhen, mit beißendem Spotte urtheilten. In Reval predigte einst in der Ehstnischen Kirche ein Pastor, welcher der Ehstnischen Sprache nicht recht mächtig war. Nach geendigter Kirche fragte ein Bürger einen Bauer, wie ihm der heutige Prediger und sein Vortrag gefallen habe? „Ach, war die Antwort, Gottes Wort ist immer lauter und gut, was wollen wir armen Leute darüber urtheilen! aber halb deutsch muß der Herr Pfarrer mit unter geprediget haben, denn wir haben vieles gar nicht verstanden.“ Sie sagen dieses jedesmal, wenn ihnen ein Prediger nicht so recht gefallen hat. Und so beißend, bisweilen sogar witzig drücken sie sich oft aus, und reden vielfältig wie die Morgenländer in Bildern und Vergleichen. — Auch ihr Kunstfleiß verdient Bewunderung, denn sie machen ihre Haus- und Ackergeräthe, ihre Werkzeuge und Kleider meistens selbst. Zuweilen versteht einer mehrere Gewerke zugleich,

gleich, ist Tischler, Drechsler, Böttcher, oder Friseur und Schuhmacher, Schneider und Gürtler, künstlicher Weber und Schmidt zusammen. Viele liefern so gute Arbeit, daß ihre Herrschaft oftmals gar keine Deutschen braucht, und ihre Arbeit der letztern ihrer den Preis streitig macht. Wenn nur nicht die entehrende Sklaverei solche Mißverhältnisse hervorbrächte, und den guten Geist bei allen Unternehmungen und Gewerben erschlafe! Denn gemeinlich gereicht dem armen Esken das Talent, das ihn in andern Ländern Brod und Bewunderung einbringen würde, zum Nachtheil und Verderben. Er muß an den Hof kommen und unaufhörlich arbeiten, ja manche Herrschaften verkaufen seiner Hände Arbeit und nehmen den Gewinn für sich. Er bekommt höchstens Essen und Trinken, Kleider und ein Stück Buschacker. Er wird gar nicht gefragt, wie hoch er seine Arbeit schätzt, sondern er bekommt die Materialien dazu, und nun muß er sie liefern, wo nicht, so erhält er nicht selten statt der Bezahlung, Schläge. Will man ihm ja etwas geben, so sieht er das als gar nicht in der Regel an und bedankt sich zehnmal dafür. Ohne spezielle Erlaubniß darf keiner für einen Fremden arbeiten und sich etwas verdienen. Ein Tischler brachte einst ein halbes Duzend schön gearbeitete und nach Mahagonzart ge-

beizte

beizte Stühle. Er ward von seinem Herrn dafür gelobt und die Belohnung — „sichest du, die sollen auch ins Puzzimmer kommen.“ Welche Ehre und hohe Gnade! weiter erhielt der Mensch nichts? nein, denn der Herr hatte das Holz dazu gegeben.

Die Eßten sind nicht ohne besonderes musicalisches Gefühl. Ich will hieher nicht rechnen, daß sie bei allen ihren Vergnügungen, sogar beim Schneiden in der Kornärndte, zur Aufmunterung den Dudelsack haben müssen. Diese Liebhaberei ist allen nicht sehr gebildeten Völkern eigen. Manche verrathen eine feinere Anlage und einen tieferliegenden Geschmack. Ein Bauer hörte einst eine vierhändige Sonate von Mozart auf einem Forte, Piano spielen, trat ans ofne Fenster, hörte sehr aufmerksam zu, und gab durch allerlei Freude und Bewunderung ausdrückende Gebärden seinen Beifall und sein Vergnügen zu erkennen. Er kam darauf nach erhaltener Erlaubniß ins Zimmer und hörte immer aufmerksamer zu. Als die Sonate geendigt war, hüpfte und sprang er, und rief aus, „das sey eine himmlische Musik, so etwas müßten die Engel da oben spielen, und dies Instrument sey tausendmal besser als sein Dudelsack.“ Darauf ließ er sich das Forte, Piano ofnen und betrachtete mit vieler Neugierde die Struktur und den Mechanismus des

desselben. Derselbe Mensch hat zu Hause eine liegende Harfe von zwölf Saiten, die er sich selbst verfertigt hat, auf der er Chinesische Liedermelodien und Tänze spielt. — Würde der Ehre mehr Aufmunterung erhalten, gewiß er könnte in seiner Art viel leisten. Sehr künstliche, zusammengesetzte Werke lassen sich freilich von seinem in dem Kindheitsalter schlummernden Geiste nicht erwarten. Aber dieser dürfte nur geweckt werden, und er würde bis zur Bewunderung steigende Fortschritte machen. Jetzt ist alles, was er macht, noch einfach und natürlich; die Werkzeuge, die er zur Verfertigung seiner äusseren Bedürfnisse braucht, gleichen der Einfachheit der daraus hervorgehenden Produkte, und zeigen in ihrem Mechanismus noch die ersten Vorstellungen ihres Erfinders, die sich auf ganz einfache Begriffe gründen. Die Weberstühle, auf welchen jedes Haus seine grobe und feinere Leinwand, so wie seinen Wattmann, (das ist, einen aus wollenem Garne gesponnenen oder mehr gedrehten, bisweilen mit Haaren versetzten groben Zeug, der, wenn er gewalkt und zubereitet wird, gegen Kälte und Nässe undurchdringlich ist,) verfertigt, sind sein vornehmstes und kunstreichstes Geräthe, und mit diesem Handwerke vereinigt er noch die des Gerbers, Tischlers, Zimmermanns, Maurers und anderer in sich, die er

er vermuthlich so lange, als er in der engen Sphäre seiner Kenntnisse und Bedürfnisse bleibt, entbehren wird. — Mangel an Bedürfnissen setzt immer Mangel an Kultur voraus. Kein Wunder daher, wenn die Ehsten um mehrere Jahrhunderte in der Ausbildung zurück sind. Rechnen und schreiben können die allerwenigsten. Zwar sind überall Bauernschulmeister angestellt, aber die Bauern, welche ihre Kinder der zwei, drei und mehrere Meilen weit zur Schule schicken müßten, sind zu arm, ihnen im Winter den nöthigen Unterhalt mitzugeben, und im Sommer wird wegen der vielen Arbeit an gar keine Schule gedacht. Die Schulhalter sind meist abgelebte Ehsten, die, um nicht Hungers zu sterben, noch nebenher allerlei andere Gewerbe treiben, und froh sind, wenn die Kinder höchstens etwas lesen und die fünf Hauptstücke herbeten lernen. Den unwissenden Aeltern bleibt es in den meisten Fällen überlassen, die Kinder zu unterrichten. Daher sieht es um die Geistesbildung dieses Volks äusserst kläglich aus, und Dummheit und Aberglauben erbt unvermindert auf jede folgende Generation fort. Der Adel sieht dies auch gerne und befördert es nach seinen besten Kräften und Vermögen.

Daß aus dem Ehsten allerdings etwas zu machen sey, wenn er Gelegenheit hat, die in ihm

Ihm schlummernden Anlagen zu entwickeln und seine Kräfte in Wirklichkeit zu setzen, zeigen so mannichfaltige Beispiele. In Weisensberg lebt der Landmesser Frei, von Geburt ein Ehste, der früh schon eine entschiedene Neigung zu mechanischen Arbeiten, zum Zeichnen, Mahlen und zur Musik äußerte. Er stahl in dem Hause seines Herrn während der Lehrstunden des Hofmeisters mancherlei ab, und lernte heimlich für sich schreiben. Da er ordentlich und treu in seinem Dienste war, schenkte ihm sein Herr, der einer von den wenigen Gurdenkenden war, die Freiheit, ließ ihn in der Stadt etwas lernen, besonders die Mathematik, und jetzt ist er einer der geschicktesten Feldmesser. Er ist ganz etwas gewöhnliches, daß diejenigen Bedienten, welche dem Hofmeister und den Kindern zur Aufwartung gegeben werden, bald schreiben und mahlen lernen, wenn sie nur einige Anweisung erhalten, ja manche lernen es vom bloßen Absehen. Die, welche es können, sind auch gegen ihre unweisenden Mitbrüder stolz darauf; ein Beweis, daß sie nicht ganz ohne Ehrgefühl sind. Daß die meisten niederträchtig sind und gegen Ehre und Schande eine stumpfe Gleichgültigkeit zeigen, beweist bloß, daß man nie das Ehrgefühl in ihnen rege zu machen gesucht hat. Gebt ihnen nur erst wieder Muth und Selbstschätzung,

schätzung, Freiheit und ungehinderte Thätigkeit, öfnet ihnen Aussicht zu Aemtern und Ehrenstellen, ohne daß sie deswegen ihren Stand zu verlassen brauchen, laßt sie dabei Gewinn und Vergrößerung des Eigenthums im Prospekte sehen, sie werden sich bald auf eine höhere Stufe der Kultur empor schwingen, Eigenschaften, Tugenden, Vollkommenheiten zeigen, wie diese bei andern Nationen keimen und Früchte tragen. So lange man sie aber ins Knechtschaftsjoch einzwängt, kriechen sie Polypenartig in die dunkeln Höhlen ihrer Wälder, und scheuen das öffentliche Hervortreten unter die überverfeinerten obern Stände. Einsichtsvolle Pcediger haben mir versichert, daß die natürlichen Anlagen, (nicht die Ausbildung) der Esten mit denen jeder andern Europäischen Nation wetteifern könnten. Daß aber dieses geplagte Volk noch nicht so kultivirt ist, wie es seyn könnte, wenn es die Mittel zur allgemeinen Bildung in den Händen hätte, und schon längst dazu Anstalten gemacht worden wären, kommt gar nicht auf seine Rechnung, sondern es ist die Schuld ihrer Herrscher. Die Kaiserin Katharina II. that einen großen Schritt, den Bauern Muth und Selbstachtung zu geben, dadurch, daß sie verordnete, es sollten in der Ober- und Niederrechtspflege, so wie im Niederlandgericht,

etliche

einige Bauernassessoren mit gegenwärtig seyn, und persönlich in den Händeln ihrer Mitbrüder, welche vor diese Gerichte gehören, mit schlichten. Der Präsident ist ein Adlicher und der Sekretär meist ein Deutscher. Allein der Adel weiß dieses weise und wohlthätige Gesetz der Kaiserin so unwirksam zu machen, daß das mit für die Kultur der Ehsten nichts gewonnen ist. Obgleich ein solcher Bauernbeisitzer nicht das geringste Ansehen oder Gewicht im Staate hatte; (denn seit 1797 sind alle diese Einrichtungen wieder aufgehoben,) so konnte doch durch ihn die Kenntniß der Landesgesetze zu mehrerer Publicität unter die Bauern gebracht werden, und diese lassen sich noch übers dies immer am liebsten durch ihres Gleichen richten. Es erhebt auch die Seele der Landleute, wenn sie sehen, daß sie gewürdigt werden, neben den vornehmen Deutschen Sitz und Stimme zu haben. Wenn nur dergleichen Bauernassessoren nicht zu bloßen Zahern von den Adlichen gemacht worden wären, und diese letztern nicht in allen den Absichten der weisen Gesetzgeberin Hindernisse in den Weg gesetzt hätten! Die Lage der Bauernbeisitzer ist übrigens so wenig angenehm als ehrenvoll. Sie sind mit derselben Verachtung gebrandmarkt, die an ihren Mitbrüdern haftet. Man bietet ihnen nicht einmal einen Stuhl, sondern

dern sie müssen auf einer Bank besonders sitzen und werden bloß pro forma um ihre Meinung gefragt. Sie müssen das Licht zum Steigeln anzünden, den adelichen Besitzern und dem Sekretär die Mäntel abnehmen, und mehr dergleichen niedrige Dienste thun. Kann wohl so Kultur und Selbstschätzung befördert werden?

Um einigermaßen beurtheilen zu können, wie sich der Ehre vor seinem Herrn anstellt, und seine Art sich auszudrücken, so wie seinen Anstand, kennen zu lernen, setze ich ein Gespräch her, wie er es mit seinem Gebieter etwa halten würde. Seine Antworten sind manchmal so trocken und doch dabei so droßlicht, daß man sich des Lachens kaum enthalten kann. Er redet gern ducch Umschweife und vergrößert oft die Sache, ganz nach morgenländischer Art. Es ist z. B. einer geschlagen worden, kommt und beklagt sich deshalb bei seinem Erbheeren. Er tritt in die Stube, nachdem er vorher im Hause den Hut oder die Mütze abgelegt und sich tüchtig geräuspert hat, faltet die Hände oder läßt sie natürlich sinken, redet kein Wort und bleibt auch so gemeiniglich an der Thür oder beim Ofen, stehen, bis ihn der Edelmann anredet:

Was sagst du, oder: was willst du? (mils la raegit? mils la tahhat?)

Der

Der Bauer. Gott weiß, lieber Herr! (Hier kratzt er sich hinter den Ohren, eingewöhnt allen hiesigen Bauern zur Gewohnheit gewordene Unanständigkeit, wenn sie mit einem Deutschen sprechen. Mehrentheils ist's ihnen da so nicht ganz recht.)

Herr. Nun, was willst du denn?

Bauer. Ich hätte wohl etwas bei dem Herrn anzubringen, wenn ihr mich nur anhören wolltet.

Herr. Nun, so rede doch. Sag, was ist es?

Bauer. In unserm Dorfe ist kein Leben mehr.

Herr. Wie so?

Bauer. Arvo Jürri raset wie ein toller Mensch, prügelt und schlägt tod was er findet. Gott weiß was ihm fehlt, ich begreife es nicht.

Herr. Was hat er denn gethan?

Bauer. Leider Gottes! was hat er gethan; er kam über mich her wie ein Räuber, und hätte mich auf der Stelle erschlagen, wenn ich nicht entlaufen wäre. Zerprügelt hat er mich, daß das Fleisch von dem Knochen fällt. Da seht nur her.

Nun zieht er sich ohne Bedenken, auch wohl die Weinkleider, aus, (die Permissivnes müßte ich sagen, wenn ich höflich Viehländisch

disch reden wollte) und zeigt ohne Schaam die Wunden oder Bunden von den erlittenen Schlägen, versichert, er könne weder Arm noch Fuß regen und in vielen Tagen nicht arbeiten. Und nun macht er noch eine weitläufige Beschreibung über die Ursachen und den Anfang der Schlägerei, und hört nicht eher auf, als bis sein Herr sagt: nun genug.

Durch den steten Umgang mit Deutschen und Russen hat das Volk viel von seinem ursprünglichen Charakter, Sitten und Handlungsart verloren, dagegen aber auch wieder an Kultur und Kenntnissen gewonnen. Manche von seinen jetzigen Gebräuchen, Ausdrücken, Gewohnheiten, Kleidungsstücken, Manieren, hat es von jenen beiden Nationen entlehnt, selbst ihre Denkungsart schimmert hier und da hindurch; besonders scheint durch den wohlthätigen Einfluß der christlichen Religion, seitdem diese unter ihnen gelehrt worden, ihr Charakter in manchen Stücken umgestimmt zu seyn. Doch ist er noch nicht so ganz unverkennbar geworden, daß nicht noch zuweilen sehr deutliche Spuren davon hervorblicken sollten. Wie viele sind nicht unter ihnen, die schon ganz das Gepräge deutscher Abkunft und die von den Deutschen angenommene Kultur an sich tragen, besonders unter den Hofsdomeffiken? Diese müssen sich nach ihren deutschen Herrn bilden,

bilden, deutsch kleiden, auch häufig deutsch lernen, welches den meisten gar nicht schwer wird. Von ihnen kommt alles dies in die Dörfer unter ihre Ehstnischen Brüder. Sie lernen, sehen von ihnen ab, machen nach und arten folglich aus. Und — quod caput rei — wie viel Deutsches, Russisches und Schwedisches Blut ist nicht seit Jahrhunderten unter dieses Volk gemischt worden! Der stolze Deutsche, gemeine und edle, beide ohne Unterschied, finden ihr innigstes Vergnügen in der Umarmung eines feisten, frischen Bauernmädchens. Wer geht hin und fragt, wie viel Erbinder Ehstnische Väter haben! — So wie aber die Ehstn den Deutschen vieles abgeborgt haben, so theilen sich auch auf der andern Seite wieder diesen manche von den Neigungen und Lastern jener durch den täglichen Umgang mit. Das hin rechne ich besonders den häßlichen Schwarm von abergläubischen Vorstellungen und eingebil deten Vorurtheilen. Hexerei, Zauberei, Besprechungen, weiser Frauen Kram, Verschreien, Verschreibungen, Kobold-, Gespenster- und Geistergeschichten haben in mancher Deutschen Kopfe und Herzen mächtig tiefe Wurzel geschlagen, und zwar gerade mit denselben Vorstellungen und Nebeningredienzien wie bei den Bauern. Ferner gehört hierher ein außerordentlicher Hang zu steter Waschhaftigkeit und Plaus

Planderei. Der Ehtnische Bauer oder die Bäuerin weiß immer etwas zu sprechen. Es steht ihnen der Mund gar nicht stille und nie fehlt es ihnen an Stoffe zum Schwagen. Was und wovon sie immer reden, weiß ich so genau nicht, aber gemeiniglich betrifft es ihre Herrschaft, den Preis des Getraides, Brandtweins und Biers in diesem oder jenem Krüge, ihre Dorfnachbarn, was im Krüge vorgegangen ist, wie viel der oder jener im Spiele verlohren oder gewonnen hat, wer in der Stadt gewesen ist, was er dort gethan, gekauft oder verkauft hat, was auf dem Hofe passirt, ob der Herr streng oder gelind sey, ob dieses oder jenes Mädchen — — — Kurz sie werden nie müde und leer zu plandern; das geht, so lange sie bei einander sind, Tag und Nacht, denn auch des Nachts halten sie wenig Ruhe, und sie scheint ihnen nicht bloß zum Schlafe bestimmt zu seyn. Sie schlafen und wachen, wenn es ihnen einfällt, es mag Tag oder Nacht seyn. Diese Neigung zu steter Plauderei ist auch vielen deutschen Einwohnern auf dem Lande, (denn die städtischen haben nicht so vielen Umgang mit den Ehten,) eigen. Da wollen sie immer etwas zu schwagen haben, und findet sich nichts, so kramen sie alte Geschichten aus, die sich sonst zugetragen haben, und da entsteht manchmal wahrer Galli-

mathias und noch öfterer Nonsens und nonsensikalische Wiederholungen. Na vernünftige und geistvolle Unterhaltung ist unter einer solchen Gesellschaft freilich nicht zu denken, und der Ausländer ist oft genöthiget, unter den Wölfen mit zu heulen.

Gelehrsamkeit, schöne Künste und tiefe Wissenschaft, große Weisheit und Klugheit sucht man bei einem Volke, daß unter dem härtesten Despotismus seufzt, und sich blos vom Ackerbau, der Fischerei und Viehzucht nährt, vergeblich. Die Sprache ist noch zu arm, zu wenig ausgebildet; Kunst- und wissenschaftliche Ausdrücke, abgezogene Begriffe finden sich in derselben gar nicht, ausser den wenigen, die aus der Deutschen Sprache übergegangen sind und das Bürgerrecht erhalten haben. Man darf auch folglich keine witzigen Ausdrücke, keine sehr scharfsinnigen Gedanken, keine feinen Spott- und Scherzreden bei ihnen suchen. Aber an List und Verschlagenheit wird schwerlich ein Volk die Chinesen übertreffen. Ihre natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, Fassungskraft, Lehr- und Lernbegierde sind nicht ganz und gar von der Natur vernachlässiget, wenn man nur besser an ihrer Entwicklung arbeiten, und sie beim rechten Fleck in ihren Wirkungskreis bringen würde. Ich habe schon Beispiele angeführt, die für meine Ver

Behauptung zeugen, von solchen, die für sich rechnen und schreiben gelernt haben. Sie sehen deutschen Handwerkern, bloß durch das Zusehen, wie der Blitz, etwas von ihrer Kunst ab, daher diese sie auch nicht gern zusehen lassen. In einigen Wochen lernen viele lesen, ohne vorher das A B C gekannt zu haben, lauter Autodidakti. Sie sind kühn, unternehmend und Erzwagehälse. Unter der schwedischen Regierung, was für gute Soldaten waren sie da? die an dem Secufer hin wohnen, sind von jeher gute Schiffer und Matrosen von Hause aus gewesen, daher auch manche auf Nevallschen Schiffen dienen, die nach Lübeck gehen. Ohne Unterricht wagen sie sich in schlechten Fahrzeugen tief in die See hinein. Aus dem Kopfe verstehen sie große Summen auszurechnen, und auf langen Kerbholzern wissen sie auf eine bewundernswürdige Weise lange Verzeichnisse über zehnerlei Sachen aufzubewahren, oft durch bloße Zeichen, ohne Zahlen und Buchstaben. Was ihnen zu hoch, dunkel und unbegreiflich ist, das bewundern sie und staunen es ganz kaltblütig mit einem Dunst im Kopf! oder einem gleichgültigen Kopfschütteln an. Um Dinge, deren Gebrauch und Nutzen sie nicht geradezu und augenblicklich einsehen, bekümmern sie sich wenig oder nicht. Daher wissen manche verwaifete Kinder kaum
von

vor ihrem zoten Jahre ihrer Aeltern Namen; daher bietet mancher Lehrling seinem Pastor in der Fastenlehre Geschenke von Korn, Flachs, Honig, Butter u. s. w. an, um ihn nur bald aus der Lehre zu entlassen, damit er von dem beschwerlichen Lesen und Lernen loskomme. Den Unterricht in der Religion fassen sie so gut, als er sich von 15 bis 20jährigen Menschen fassen läßt. Daher wissen viele nicht weder was, noch daß sie selbst Christen sind. Wenn man sie fragt; wes Glaubens bist du? so antworten sie: ich habe den Landglauben oder den Glauben meines Kirchspiels, gerade wie jene: ich glaube, was die Kirche glaubt. Die an den Russischen Gränzen haben viele kirchliche und häusliche Gebräuche von den Russen angenommen. Viele bekennen sich zur Herrnhutischen Brüdergemeine, die auch in Eßland ihren Sitz genommen hat.

Von Höflichkeitsbezeugungen wissen sie äußerst wenig, im Gegentheil sind sie grob, beleidigend und unverschämt. Den Hut ziehen sie gegen einander gar nicht, nur selten gegen Deutsche, am gewöhnlichsten vor ihrem Prediger, vor ihrer Herrschaft und den dazu gehörigen deutschen Personen. Von Komplimenten oder fein gewählten Ausdrücken bei ihren Begrüßungen unter einander sowohl als gegen ihren Herrn, von Titeln und andern Ehrenbezeugungen

zeugungen verstehen sie gar nichts. Ihr Eintrittsgruß ist nach der Zeit des Tages, terre omikost, guten Morgen, terre lauiat, guten Mittag, terre öuchtult, guten Abend; ihre allgemeinen Begrüßungsformel: terre terre, sey gegrüßet; die Antwort darauf: sey gegrüßet in Gottes Namen, (terre jummalaga oder jummal appi,) Gott segne dich, oder gebe dir Glück und Heil. Ihrer Herrschaft umfassen und streichen sie dabei die Kniee. Selten reichen sie einander die Hände, ausser wenn sie sich versöhnen, oder einem Freunde begegnen und Zärtlichkeit erweisen wollen, oder wenn sie einen Handel und Kontrakt schließen. Das Bücken oder Kopfnicken kennen die Männer so wenig als die Weiber, und die Mädchen das Verneigen. Das Händeküssen haben sie erst von den Deutschen entlehnt. Bei ihren Bitten bedienen sie sich allerlei Schmeichelworte, z. B. Goldchen, Zuckerchen, Liebchen, (kulla, pai,) auch unter sich fehlt es ihnen nicht an Liebesungen, und selbst mitten im bitteren Wortwechsel nennen sie einander lieber Bruder, liebe Schwester, obgleich sie sonst im Zorn keine Gränzen kennen. Eben dies habe ich auch an mehreren Deutschen bemerkt, die hier geboren waren. — An Schimpfwörtern, Schmähs- und Lästerreden fehlt es ihnen nicht. Am häufigsten belegen sie sich mit

mit den Worten Siggah, Schwein, Siggahwit, Schweinhund, sinna kurrat, du Teufel und raib, Luder. Doch ich wende mich weg von solchen Eckeltiteln, die auch bei gesitteten Völkern nichts ganz Ungewöhnliches sind. Sie sind auch nicht alle ohne Ausnahme solchen Unsittlichkeiten und rohen, einfältigen, aber gläubischen Vorstellungen zugethan. Wäre dies, so würde man mit Recht der Natur vorwerfen können, daß sie sich sehr stiefmütterlich gegen dieses Volk bewiesen hätte. Nein, es giebt auch rechtschaffene und gewissenhafte Menschen unter ihnen, gute, eheliche Herzen und nach ihrer Art, einsichtsvolle Köpfe. Nicht alle machen die lächerlichen Gebräuche mit, viele verabscheuen sie. Manche haben eine gute Erkenntniß in ihrem Christenthume und wirkliche Tugend und Gewissen, ob sie gleich in ihrer Sprache keine Worte dafür haben. Es ist wahr, sie sind thöricht, boshaft, rachsüchtig, und begehen mit kaltem Blute einen Todschlag, den sie sonst verabscheuen. Aber sie kennen auch menschenfreundliche Gefühle. Selten wird ein Ehrländer einen Bettler ohne Gabe abweisen, und wenn er selbst noch so arm ist. Lügen, Schwören und Fluchen geht unter ihnen sehr im Schwange. Sie haben dabei schreckliche Ausdrücke, als: der Teufel soll in dich fahren! — ich will blind werden! Gott soll

soß mich strafen! ich will auf der Stelle versinken! — Viele bezeugen davor ihren Abscheu, indem sie den Flucher davon abmahnen: „Hanns, thun doch das nicht, gib dich doch zufrieden,“ u. s. w. So gern sie auch ihre alten Gebräuche, Meinungen, Vorurtheile, Kleidertracht, Wirthschafts- und Ackerbaugesetze u. s. w. beibehalten, und äusserst schwer daran gehen, etwas darin zu ändern; so finden sich doch auch viele, besonders die lange am Hofe gewesen sind, welche von den Deutschen vieles annehmen und sich vor ihren übrigen Brüdern klüger zeigen. Bloss die Unreinlichkeit und ein gewisses fanisches Wesen hängt ihnen allen an, das sie auch nie ablegen, und wenn sie noch so lange mit Deutschen umgegangen sind. Den Ekel kennen sie gar nicht, mit einerlei Messer essen und schinden sie. Um das Gemälde nicht zu ekelhaft zu machen, wenn ich es weiter ausmalen wollte, breche ich davon ab und glaube, daß alle dergleichen Auswüchse mit der Aufhebung der Leibeigenschaft nach und nach von selbst wegfallen werden. Zwar wird diese sobald noch nicht erfolgen, da alle Versuche und Veranlassungen bis hierzu ohne Wirkung geblieben sind, und nach den Zeichen der gegenwärtigen Zeit, wo schon das bloße Wort Freiheit Wuth und Schrecken erregt, dieselbe auch nicht einmal wohl:

wohl thunlich ist; aber erfolgen wird sie doch einmal, früh oder spät, gewiß.

Aus dem erwachten Gefühl der zu tief gekränkten Menschenwürde und der zu Boden getretenen natürlichen Rechte entsethet bisweilen wahrer Heroismus, ein Muth und eine Heldentugend, die sich über Drohungen und Strafen hinaussetzt. Ein Pächter, (Pachtor,) von einem Krondomänengute sah ein schönes Bauernmädchen und bot ihr vieles Geld, wenn sie sich ihm überlassen wollte. Als dies nichts half, drohete er, und da sie sich auch hierauf seinen Lüsten noch nicht ergeben wollte, ließ er ihr eine Zahl Karbatschens hiebe auf den bloßen Hintern geben. Allein das Mädchen blieb standhaft, und der Herr Pächter schien selbst von ihrer Tugendfestigkeit so überzeugt zu seyn, daß er bei der Erzählung seiner Heldenthat hinzusetzte: „ich glaube, sie hält noch hundert Streiche aus, ehe sie sich ergiebt.“ — Ein junger Herr gieng einst in dem zu seines Vaters Gute gehörigen Walde spazieren, wo ihm ein niedliches Bauernmädchen begegnete. Er that ihr einen unaufrichtigen Antrag, aber sie wies denselben ab, und als der gnädige Junker zudringlich wurde, drohete sie ihm, die Heugabel in den Leib zu stoßen, so daß er abziehen mußte. — Ein anderer Edelmann nöthigte die jungen Mädchen seines

seines Gebiets, eine nach der andern, ihn in der Badstube zu bedienen, da er sie dann zur Befriedigung seines wollüstigen Triebes mißbrauchte. Eine von ihnen, welche die Reihe traf, und die die Absichten ihres Herrn vorauswusste, versah sich mit einem spizigen Messer, mit dem sie ihn, als er sie nothzütigen wollte, so herzhaft in den Leib stach, daß er an der erhaltenen Wunde starb. — Major Handwich, ein Bruder des Generals in Petersburg, hatte einen seiner Bedienten, der wegen der Härte seines Herrn davon gelaufen war, mit Ruten streichen lassen, und ihn als Bauer ins Dorf mit abgeschnittenen Haaren zur Arbeit gesetzt. Das kränkende Gefühl dieser Beschimpfung trieb ihn an, seinen Herrn, als er eben auf die Jagd gegangen war, bei einem Busche zu erschießen, so daß er Knall und Fall tod blieb. Der Thäter entlief, stellte sich aber hernach freiwillig nach Neval, nachdem er vorher zu seinen Mitbrüdern gesagt hatte: „habe ich euch doch nun von dem Wüterich befreiet, mit mir mag man machen, was man will.“ Als er seinen Voratz einigen andern Gebietsbauern vorher kund gethan hatte, haben diese gesagt: „recht so, schießest du den Hund nicht über den Haufen, so thut es ehestens einer von uns.“ Der Entleibte war allgemein als ein Tyrann und Schin-

Schinder keiner Bauern bekannt. Er ließ sie oft wegen Kleinigkeiten unbarmherzig prügeln. Den, welcher ihn erschoss, hat er nicht anders als den rothköpfigen Hund genannt, weil der Mensch ein rothes Haar hatte. Der Unmensch bekam also seinen verdienten Lohn. Die Sache machte damals einen starken Eindruck auf den Adel. Es waren mindere Greuel, die in Frankreich eine Revolution möglich machten!

ELLEN
RASE
TOS

Der Zustand der leibeignen Ehten wird in seiner ganzen schrecklichen Gestalt noch sichtbar durch die Frohndienste und Abgaben, welche dieses geplagte Volk von Jugend auf, begleitet von der stets aufgehobenen Peitsche des Leibes, dem Hofe entrichten muß. Sein ganzes Leben ist ein langer schwerer Arbeitstag, davon der Gewinn in dem Beutel seines Erbheern fliehet. Er kennet außer dem Vergnügen des Rausches in Brandtwein am Sonntage wenig Freude und nur Beschwerden; sein Erwerb ist Hunger, den das gefegneteste Jahr kaum halb zu sättigen vermag, weil er alles bios für seinen Gewaltigen nutzbar machen muß. Er hat zwar Acker und eine Hütte, aber den Ertrag jener muß er größtentheils seinem Peiniger abgeben, und diese kann er nur prekär sein nennen, so lange bis es dem Erbheern gefällt, ihn heraus zu jagen

jagen und sie einem andern einzuräumen. Er trägt einen ansehnlichen Theil seiner aemseligen Habe zur Erhaltung des Staats mit bei, er arbeitet, frohnt, kämpft für ihn, und doch wird er nicht einmal für einen Theil desselben gehalten. Die Menschheit schaudert und das Gefühl empört sich, wenn man die Lasten dieser Elenden sieht, hört, lieft; und doch läßt sich, — o mit Schmerz schreibe ich es, — so lange keine allgemeine Verbesserung vorgenommen wird, schwerlich Errettung oder nur Erleichterung für diese Armen hoffen. Das Interesse der Edelleute ist zu fest an den Druck und Zwang geknüpft, sie stehen sich zu gut dabei, als daß man sobald einer Veränderung entgegen sehen könnte. An den dabei zum Grunde liegenden Uebertrag denkt niemand mehr, und wenn von Rechten und Pflichten gegen die Bauern die Rede ist, so lacht der stolze Erbherr, oder hält den, der so etwas äußert, für einen Ueberwitzigen. Die Bauern sind ja sein Eigenthum, mit dem er machen kann, was er will; sie sind blos zu seinem Dienste da, als Parzellen seines Vermögens. Pflichten und Rechte, also auch Beleidigungen und Mißthaten, scheinen ihm gegen diese Unglücklichen gar nicht denkbar, denn gegen sie ist alls erlaubt. Man kann ihnen folglich so viel auflegen

legen als man will, und Frohnen und Abgaben nach Willführ von ihnen fordern.

Selten hat der Bauer Zeit, sein Landgut zu bauen. Im Sommer bei guter Witterung, die wegen der Kürze des erstern sehr in Acht genommen werden muß, wird er nach Hofe beordert und muß für den Herrn, entweder in seiner Wirthschaft oder auf dem Felde arbeiten; die schlechte Witterung und die unschicklichste Zeit zur Bestellung des Ackers behält er für sich. Daher entsteht die ganz natürliche Folge, daß er kaum das halbe Brod auf seinem Acker gewinnt. Nun geht er zum Herrn, um Korn zu borgen oder zu betteln; und dies geschieht gar oft schon im März, wo sein ganzer Vorrath aufgezehrt, verkauft oder ins Hofsmagazin abgeliefert ist. Fast täglich werden die Gutsherrn und ihre Verwalter von Bauern angelaufen, die bald dies, bald jenes brauchen und um Unterstützung bitten. Dem einen fehlt es an Brod oder an Saatfrüchten; der andere braucht ein Pferd; dem dritten ist seine Hütte abgebrannt; der vierte hat eine Kuh nöthig; dem fünften ist ein Kind oder sein Weib gestorben und er braucht Geld, es zu begraben; der sechste klagt über den Amtmann, (Verwalter) der ihm wegen der Schulden an seine Herrschaft alles wegnehmen will, n. s. w. Der Edelmann muß immer im Vorschuß seyn,
und

und es sind wenige Bauern unter einem Gute, die bei ihrer Hofsherrschaft nicht so verschuldet sind, daß ihnen auf ihre Lebenszeit die Hofnung benommen ist, schuldenfrei zu werden. Wie sehr dies den Muth niederschlagen müsse, erhellet ohne Beweis. Da aber den meisten Herren an der Zahl und dem Wohlstande der Bauern gelegen ist, so helfen die vernünftigeren ihnen gern auf, halten sie zum Fleiß und zu einer guten Haushaltung an, beschäftigen jeden nach seinen ökonomischen Talenten und Fähigkeiten, erleichtern die Industrie der Arbeitsamen, u. s. f. wodurch wirklich manche dieser Leibeigenen zu einem Grade von Wohlstand kommen. Die meisten aber fühlen ihren Druck, erliegen unter der Menge der Lasten und Auflagen, werden unentschlossen, fühllos, träge, und überlassen sich kalter Gleichgültigkeit und ihren Folgen, eben weil sie nie mit Sicherheit für sich erwerben, sondern die Früchte ihres Schweißes nach Hofe tragen müssen. Viele Herren wollen auch gar nicht, daß ihre Bauern mit ihnen liquidiren, sondern fangen es recht darauf an, daß sie immer Forderungen an sie zu machen haben. Wenn daher ja einmal ein fleißiger und ordentlicher Wirth sich so weit herausgearbeitet hat, daß er schuldenfrei ist; so steht er, bei einem schlimmen und eigennützigem Herrn in Gefahr, von seinem

seinem Acker und Hause auf ein schlechtes Stück Land im Gebiete gesetzt zu werden, wo er sich nicht nähren kann, damit er Schulden machen müsse, und sich sodann jede ihm aufgelegte Arbeit gefallen lasse. Zwar ist eine bestimmte Vorschrift vorhanden, in welcher die Abgaben und Frohndienste den Bauern genau verzeichnet sind. Sie heißet das *Wackebuch*, *) worin auch die Beschaffenheit eines Landgutes und dessen Gebietsleuten nach ihrem Vermögen und ihren Pflichten beschrieben werden. Allein wenn die Bauern ihren Herrn mit untilgbaren Schulden verhaftet sind; so müssen sie so viele Frohndienste leisten, und so viel Geld und Naturalabgaben entrichten, als die Willkühr dieser Gestrungen ihnen auflegt. Kann der arme Bauer nicht bezahlen und will er auch nicht arbeiten; so ist er den härtesten Zwangsmitteln ausgesetzt, und wenn diese nichts helfen, kann er von seinem Herrn einzeln und Familientweise verkauft oder vertauscht werden.

Daß

*) Von *Wacke*, einem schon in alten Vießländischen Urkunden vorkommenden Worte, das Gebiet, Gegend bedeutet, jezt aber besonders einen kleinen Distrikt in einem Kirchspiel anzeigt, den mehrere Bauernwirthschaften ausmachen.

Daß die Leistungen und der Hofsgelobch auf das willkürlichste eingetrieben werden, habe ich oben gesagt. Es ist jetzt noch übrig, einzeln anzugeben, worin die Frohndienste und Abgaben der Eöfken bestehen, und wie weit die Gewalt der Erbherrn in diesem Stücke gehet. Sie sind fast auf jedem Gute nach der Gewohnheit, dem Herkommen, den Begriffen, Bedürfnissen und dem Eigenwillen der Herrschaft verschieden; denn gesetzliche Bestimmungen sind zwar da, werden aber nicht gehalten: Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, ist hier der einzige Grundsatz, und da dieser beinahe allgemein angenommen ist, so findet kein großer Unterschied Statt, es müßte denn die Verschiedenheit des Bodens, die Beschaffenheit der Bauern und die Lage eines Gutes einen Unterschied in den Frohndiensten und Abgaben machen. Hat irgend ein Gutsherr eine neue Leistung, die einträglich ist, ersonnen, und wird dieselbe bekannt, so admen sie die Nachbarn nach, und in wenig Jahren ist sie allgemein eingeführt. Ob sie des Bauern und seiner Anspanne Kräfte angemessen ist, darnach wird selten gefragt, und in den wenigsten Fällen sind seine Leistungen nach dem Werthe des Landes, das ihm zur Bewirtschaftung überlassen ist, mit Billigkeit bestimmt. Es giebt nur wenige so billig und gerecht den-

fende Edelleute, die ihren Bauernwirthen, welche ihre Abgaben entrichtet, ihre Frohnen geleistet und kein Verbrechen begangen haben, den Besitz des von ihnen gebaueten Landes bis an ihren Tod sicherten, und nach demselben in einer bestimmten Ordnung forterben ließen, die Leistungen nicht eigenmächtig vergrößerten, oder die Erbschaften nach Willkür vertheilten. Es steht jedem Gutsherrn frei, von seinen Bauern alle Arbeiten zu fordern, wodurch er Gewinn hofft, und Klagen bei den kaiserlichen Gerichten darüber werden selten gehört. In der Regel behält der Bauer immer Unrecht und wird mit seiner Klage abgewiesen, bekommt auch wohl noch obendrein für die Verwegenheit, über den gnädigen Herrn sich beschwert zu haben, Prügel, wenn auch nicht von Gerichtswegen, doch am Hofe, das mit er sich dergleichen fernerhin nicht wieder unterfange. Daher kann der Erbherr mit ihm thun, was er will, alles, was ihm ansteht, nehmen, behalten, verkaufen oder verschenken, und wäre es auch die schönste Tochter des Bauern. Der härteste Frohndienst in Deutschland ist für nichts zu rechnen, gegen die mühsame Arbeit des Ehlen, der im Winter und Sommer mit Wagen und Pferd und mit eigener Fütterung für sich und sein Thier, fünf bis sechs Tage in jeder Woche, die Arbeit

beit seines Herrn bestreiten muß, und daher kaum so viel Zeit übrig behält, sein Land, das ihn nun kümmerlich nährt, zu bearbeiten. Im Winter muß der geplagte Ehffe, wenn es sein Herr befiehlt, in der schrecklichsten Kälte, beim grausamsten Wetter, Sturm und Schneestöße fort, oft 16, 20 und mehr Meilen weit, um den Handel des Edelmanns an Getraide, Leinwand, Brandtwein, Holz, Flach und andern Produkten, nach Narwa, Dorpat, Riga, Reval und Petersburg zu betreiben. Ist die Spinnzeit, das heißt, den ganzen langen Winter hindurch, so müssen die Weiber und Töchter der Bauern für den Hof spinnen, so viel und so lange als es die gnädige Frau haben will, und es werden ihrer deswegen oft 50 bis 60 nach Hofe bestellt, ohne daß sie einen Bissen Essen dafür bekommen. Uebers dem muß jeder Bauer jährlich gewisse Lieferungen oder sogenannte Gerechtigkeiten an Früchten, Hühnern, Schaafen, Eiern, Flach, Gänsen, Garten- und Hülsenfrüchten, sogar Säcke, an den Hof abgeben, so, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, daß sich fast jeder Edelmann von dem sauern Schweiß der Bauern, an seiner kostbar besetzten Tafel, die sich oft unter der Last der Schüsseln biegen möchte, ungedenk dieser Armen, mäset. — Im Sommer wenn die

Zeit der Heu- oder Kornärndte eingetreten ist, bestimmt der Herr des Guts die Bauern an solchen Tagen zur Arbeit nach Hofe, die zum Einsammeln der Früchte die schönsten sind. Die kalten regnigten Tage hat der Bauer zur Bestellung seiner Aecker und Wiesen für sich; daher es denn wohl kein Wunder ist, wenn sein abgemähtes Heu auf dem Ecklage in Fäulniß geräth, weil er vor den überhäuften Arbeiten auf dem Gute keine Zeit hat, sein gemachtes Heu bei schönen Sommertagen zu sammeln und einzuführen.

Es ist in ganz Lief- und Esthland der Gebrauch, die Güter nach Haken zu berechnen. Einen Haken nennt man dasjenige Stück Land, auf welchem eine gewisse Anzahl arbeitsfähiger Bauern wohnt. Man unterscheidet dabei Rigasche und Revalsche Haken. Ein Rigascher Haken enthält zwölf arbeitsleistende Männer, und ein Revalscher halb so viel. Nach ihnen berechnet man auch die Abgaben an die Krone und den Betrag der Frohnen der Bauern. Jeder Haken ist in zwei, vier oder mehrere Bauerngüter eingetheilt. Hat ein Bauer einen halben Haken Landes, so heißt er ein Halbhäcker, und ist ihm der vierte Theil desselben angewiesen, so nennt man ihn einen Viertler. Die letztern sind die zahlreichsten und im Ganzen versteht man sie, wenn man von Bauernwirthem

wirthen oder Gesinden *) redet. Die Berechnung nach Haken ist aber ein höchst ungewisser Maassstab und noch dazu sehr verschieden. Unter der Schwedischen Regierung mußte ein Halbhäkner die ganze Woche mit einer Anspanne frohnen, jetzt muß oft ein Viertler so viel leisten, und ausserdem von seinem nothdürftig kultivirten Lande, das ihm kaum mit den Seinigen hinlänglich Brod giebt, noch dem Hofe, dem Prediger, hier und da auch dem Schulmeister, Abgaben geben, ja auch wohl die Schulden des vorigen Jahres mit einem Surplus oder Uebermaas statt der Zinsen bezahlen. Die Folge davon ist, daß er Gerste, Hafer, nicht selten Hülsen und Spreu unter sein Mehl

*) Gesinde heißen in Tief- und Ebstalld ausser der gewöhnlichen Bedeutung für Dienst-orten, auch alle Bauernhöfe oder Bauernhäuser mit ihren Ländereken. Daher die Gesinder für Bauernhäuser. Ist solches ein einzeln stehendes Bauernhaus mit seinen Feldern, so heißt es ein Streugesinde; ist es ohne Menschen, so heißt es ein wüstes Gesinde, im Gegensatz des besetzten, welches bewohnt und bewirthschaftet wird. Der Gesindewirth ist das Oberhaupt desselben. Es entstehen daraus bisweilen ganz besondere Modensarten, z. B. in jenem Gesinde fehlt es an Gesinde, daß heißt, an Menschen.

Mehl mischt und sich elendes kraftloses Brod bäckt, und daß er schon im März wieder Vor- schuß vom Hofe nehmen, also Schulden machen muß. Zur Befriedigung seiner übrigen Bedürfnisse bleibt ihm wenig übrig. Seine Kleidung gewinnt er von seiner Schaafherde und seinem Flachsfelde, seine Kinder und sein Weib nothdürftig auch. Zu seiner Erholung im Krüge — dem einzigen Orte seiner Freude — die Kosten aufzutreiben, muß er im Walde Holz stehlen, Ebeer und Kohlen brennen, oder sein Heu und Stroh verkaufen und sein Vieh hungern lassen. Daß die meisten schon im Herbst gleich nach der Aerndte ihre Früchte losschlagen, und dann, wenn sie in guten Preissen sind, nichts mehr haben, ist eine gewöhnliche Erscheinung. Viele Bauern kaufen daher, nicht nur zur Zeit des Miswachs ses, sondern selbst nach guten Aerndten, den Bäckern in den Städten die Kleie ab und verbacken sie mit unter ihr Brod.

Die Frohndienste und Abgaben sind gar nicht so bestimmt, daß den Gutsherrn nicht bei jeder Gelegenheit ein unübersehbarer Spielraum übrig bleiben sollte. Der Bauer soll einen Tag, eine Woche, zum Aekern mit Anspanne kommen. Das scheint bestimmt, ist es aber in der That nicht. Denn der Herr läßt ihm ein Stück Feld anweisen, das er in einem Tage

Tage umackern soll, welches oftmals gar nicht möglich ist. Vermag er es nicht, so ist er faul gewesen, und muß nachholen, was er versäumt hat. Tritt schlechtes Wetter ein, so läßt man ihn nach Hause gehen, ohne zu bedenken, daß er auf seinem Acker eben so wenig arbeiten kann. Wird die Witterung wieder schön, so verdoppelt man die Arbeiter und zur Saat, oder Aerndtezeit fodert man sie wohl dreifach, um das unschuldig Versäumte einzuholen, indessen das Feld der Bauern liegen bleibt. Muß da nicht seine Aerndte schlecht ausfallen? — Mit andern Arbeiten ist es eben so, und bei manchen geht die Bestimmung so aufs Ungewisse, daß sie so gut als gar nicht existirt. Es ist ein Gesetz da, daß der Bauer keine andern Fuhrn zu thun befugt sey, als um die Hofsgefälle in Umlauf zu bringen. Was gehört aber zu diesen? Wenn der Edelmann nicht nur sein eignes Getraide, Brandterwein, Holz, Flachs &c. zusammen bringt, sondern auch noch von seinen Nachbarn zusammen kauft, um Handel damit zu treiben, wer will entscheiden, was zugewachsen oder zugekauft ist? Wenn er eine unermessliche Menge Brandterwein oder Ziegel brennt, gehören diese auch zu den Hofsgefällen? Noch mehr! durch Röddungschlagen und Küttsbrennen vergrößert der Hof seine Felder fast alljährlich, und fordert

dert dann natürlich auch mehr Arbeiter, ob das ein Gesetz ihn hierin einschränkt. Eigennützigere Herren gehen noch weiter. Sie lassen jedem Wirth ein Stück Feld zumessen, das er für den Hof bearbeiten und abärndten muß. Ueberdies muß er noch einen Arbeiter stellen, der die Hoflage, (das Nebengut) bestellt. Hier wird dann wieder das Land den Wirthen zugemessen. Die Menschen vermehren sich nicht so geschwind als das Feld sich vergrößert, mithin kommen immer mehr Lasten auf die Bauern, die man als gedultige Packesel ansieht, denen man anlegen kann, was man will.

Den Winter hindurch nimmt das Brandschneegebrennen, das Holzschlagen und Abführen desselben kein Ende. Viele tausend Fuhrer werden da gethan, die noch über die gewöhnlichen Frohnen fallen, wobei nicht selten dem Bauer nicht einmal des Sonntags Ruhe gelassen wird, Wetter und Weg sey auch wie es wolle. Andere lassen ihre Bauern um diese Zeit fischen, die Eiskeller für die Sommerzeit mit großen Eisquadern, die mühsam aus Flüssen und Teichen gehauen und nach Hofe geschleppt werden, belegen. Der sogenannten Transportfuhrer in die Städte, dahin beim Aufenthalte des Adels in denselben Holz, Lebensmittel, Hafer, Heu &c. geschafft werden, sind jährlich auch eine beträchtliche Menge.

Wo stark Brandterrein gebrennt wird, muß jeder Viertler monatlich zweimal in die Stadt fahren, um ihn zu versilbern, obgleich nach dem Wackenbuche nur alle halbe Jahre so vielmal gefahren werden soll. Bisweilen kommt der Bauer von solchen außerordentlichen Fuhren erst des Sonntags Abends zurück, und wird doch schon auf den Montag früh wieder zu neuen Fuhren beordert. Keinen Tag läßt ihm die Habgier seiner Gewaltigen übrig, und es fehlt, wie man sieht, gar nicht an Mitteln, den Bauer anzufangen und halbtod zu quälen, ohne daß den Besessenen selbst zu nahe getreten zu werden scheint. Die unbestimmten Leistungen überschreiten alles Maas, und man kann sich kaum vorstellen, wie die Habgier so sinnreich spekulirt. Zum Beispiel, in Gegenden, wo Flößung möglich ist, müssen die Bauern im Winter, über alle ordinären Frohnen, noch viele hundert Balken und eben so viele Klastern Brennholz fällen und für ihre Rechnung nach der Stadt abflößen. Will der Erbherr bauen, so läßt er eine Anzahl Bauern aufbieten, Bauholz, Steine herbeizuführen, Kalk und Ziegel zu brennen, und die nöthigen Handlanger zu stellen. Will er Krebse oder frische Fische essen, Bretter sägen lassen, einen Boten auf die Post oder auf das Pastorat schicken, so läßt er herbeizufahren, wen er will.

Die

Die vernünftigeren und besser gesinnten Edelleute, die ihren Bauern gerne aufhelfen, rechnen ihnen dieses freilich alles zur Frohne an, oder suchen wenigstens aus Eigennutz ihnen die Fuhrn zu erleichtern und zu vermindern. Gewinnsüchtige aber lassen ihre Leute so oft als möglich, und zwar gerade beim schlechtesten Wege und Wetter, ja selbst in der Saath- und Aerndtezeit fahren, weil da die Zufuhr schlecht und der Preis ihrer Produkte hoch ist.

Außer diesen Arbeiten mit Ausparne müssen die anlässigen Bauernwirthe auch noch wöchentlich eine Anzahl Fuhrarbeiter stellen, Wächter für den Hof, Viehhüter, Gartenarbeiter, Stallknechte, Flachsrauer und Erbsendrescher, und wie die Geschäfte alle heißen. Besonders bei den mehr gehäuften Aerndtearbeiten nimmt das willkürliche Bestellen gar kein Ende, da muß jeder Bauernhof nach Beschaffenheit der Bevölkerung und der Knechte, zwei, drei, vier Menschen schicken, so daß dann alle Arbeitsfähige des Gutes zur Frohne versammelt sind. Dabei werden sie aber in Essen und Trinken nicht frei gehalten, sondern müssen sich selbst beköstigen, daher jeder Arbeiter männlichen und weiblichen Geschlechts seinen Brodsack und eine Bier- oder Milchbütte mitbringt, wenn er an die Hofarbeit geht. Ein Glück, wenn der Bauer für seinen eignen

eigenen Heerd noch einen Kerk oder etliche weibliche Arbeiter behält. Oft aber steht indessen seine Wirthschaft ganz still, sein Heu verdirbt, seine Früchte verfaulen; hat doch der gnädige Herr das seine in Sicherheit. Im Herbste müssen die Fufarbeiter Seere, Schwämme, Nüsse &c. sammeln, und auch die gnädige Frau weiß sie zu benutzen, die männlichen, Besen zu binden und dazu das Birkenreis zu suchen, Hanf und Flach zu bearbeiten, oder das Obst abzunehmen; die weiblichen, Kohl zu pflanzen und zu schneiden, Kartoffeln zu stecken und zu raufen, zum Waschen; Bleichen, Flach hecheln, Wolle kämnen, Spinnen, Bleichen u. s. w. und wenn dies Alles nicht nach ihrem Willen geschieht, oder nicht so ausfällt, wie sie es wünscht und befohlen hat, so steht zur Belohnung Ruthe und Peitsche zu Dienste. — Bisweilen wird, besonders bei großen Arbeiten der Landwirthschaft, das ganze Gebiet aufgeboden, ohne Rücksicht auf den Kopfsatz, den die Leibeignen auf manchen Gütern statt aller Leistungen bezahlen. Dieser ist ebenfalls ganz willkürlich. Ein Leibeigner, der als Handwerksgefelle arbeitet, muß in der Regel 20 bis 25 Rubel an seine Herrschaft jährlich entrichten und auf jeden Wink von dieser für den bloßen dürftigen Unterhalt arbeiten, wie und wo es ihr gefällt. Eine Magd, welche die

Erz

Erlaubniß hat, in der Stadt zu dienen, muß ihren Lohn, auf den sie nach der Verabredung ihres Erbherrn mit dem neuen Dienstherrn in der Stadt in Dienste getreten ist, entweder ganz oder wenigstens zur Hälfte an ihre Erbschaft abgeben. Mit diesem Zwange ist nicht selten die Trennung von Eheleuten, auf lange Zeit wenigstens, verbunden. Der Mann arbeitet dann für die Herrschaft, und die Frau mag sehen, wie sie mit ihren Kindern zu rechte kommt. Daher sehen viele Aeltern ihre Kinder gleichgültig und ganz gelassen sterben, und begleiten sie ohne Leid zu Grabe. „Besser jetzt, sagen sie dann gewöhnlich, als wenn es erst viel Brod gegessen hätte.“ — Daher das Heimtückische und Boshafte dieser Leute, weil sie tagtäglich alle Art des Unrechts dulden müssen, ohne ihre Unzufriedenheit darüber laut werden lassen zu dürfen. Daher ihre Niederrichtigkeit, sobald eine Aussicht zu dem geringsten Gewinn sich ihnen öffnet, ihre Trägheit, weil sie nie für sich mit Sicherheit arbeiten, ihr diebisches und liederliches Wesen, weil sie beständig darben, und der geringe Zuwachs der Bevölkerung, weil ihnen alle Kraft und aller Muth entgeht.

Eine andere Folge dieser übertriebenen Anstrengungen und der unaufhörlichen Fuhren ist das häufige Fallen der Pferde im Frühjahr
und

und Herbst. Um sich wieder ein anderes anzuschaffen, muß der Bauer von seiner Herrschaft das Geld dazu borgen, also Schulden machen. Sie leihet es ihm ohne Zinsen, denn sonst blieben seine und ihre Aecker unbestellt. Nach der Aerndte aber wird ein Zahlungsstermin gesetzt, den der Bauer bei harter Leibesstrafe halten muß. Um ihn halten zu können, muß er seine Produkte verschleudern, zu einer Zeit, wo sie wenig gelten. Und doch soll er nun auch seine Abgaben an den Hof entrichten, Geld, Roggen, Gerste, Hafer, Schaafe, Flachs, Heu, Hühner, Butter, Eier, Talg, Säcke u. die für jeden Viertler zusammen gegen 30 Kubel betragen, und auf deren Nichtentrichtung Ruthen, Karbatsche, Versezung aus ihrem Gesinde auf ein wüstes Stück Land, oder Verwandlung der Wirthe in Knechte, und — für den Ehesten bei weitem das schrecklichste — Verkaufen unter die Russen, steht; gewiß es läßt sich kein schmerzlicheres Elend, kein geplagteres Geschöpf, als der Ehestische Bauer denken! — Und in dieser unerbittlichen Habgier des Adels folgen auch viele Prediger dem Beispiel ihrer adlichen Eingepfarrten. Sie lassen sich mit eben der unerbittlichen Strenge von ihren Pastorsbauern die sogenannte Predigergerechtigkeit entrichten, placken sie eben so sehr mit Lügen und willkürlichen andern Troh-

nen und Leistungen, fordern eben sowohl ihre Auflagen an Geld, Früchten, Flachs und Wolle wie die Gutsberrn. Auch die adlichen Bauern und die Fastenlehrlinder müssen ihnen für die Seelsorge und den Unterricht Dienste thun, den Garten graben, Zäune machen, spinnen, Erbsen lesen, dreschen, Korn, Gerste, Hafer, Salz, Wolle, Gurte &c. bringen. Und das heißt, den Prediger, Zehend, die Kirchengerechtigkeits entrichten — Du lieber Gott! auch das letzte nimmt man den armen Bauern ab. Was ihnen der Hof noch übrig läßt, müssen sie dem Prediger geben. Im Ganzen bleibt sich doch überall der geistliche Stand gleich. Zum Glück denken nicht alle so jüdischlevitisch, und es giebt sehr viele edle Männer unter ihnen, die das Elend ihrer Bauern auf alle Art zu erleichtern suchen. Ich nenne hierunter vorzüglich den vortreflichen Pöbst Glanström in Michaelis und seine beiden Brüder in Weissenstein und Johannis, den Pastor Schwabe in Katharinen und Herrn Pastor Hupel in Oberpahlen. Auch verfährt man überhaupt in Ansehung der Abgaben weniger willkürlich als bei dem Frohndienste, weil dadurch die Bauern zu sehr erbittert werden, und Abweichen vom Herkommen hier offenkundige Rauberei wäre, deren sich zu schämen die meisten Adlichen sowohl als die Prediger doch noch Gefühl genug haben.

Unter

Unter den bestimmten jährlichen Abgaben, die aber so wie die Frohdienste ebenfalls nach den verschiedenen Gegenden verschieden sind, ist die Hauptabgabe die Kopfsteuer. Diese, welche auf die Person 1 Rubel beträgt, bringen die Bauern nach Hofe zu ihrem Erbherrn, da sie nach Beschaffenheit der Größe und Bevölkerung des Guts manchmal 200 bis 300, auf großen volkreichen Gebieten bisweilen aber auch 700:800 Rubel beträgt. Der Herr liefert die ganze Summe ins Gericht und dieses an den Kameralhof, daß also kein Bauer seine Steuern selbst nach der Stadt zu tragen braucht. Und das ist auch seine einzige Geldausgabe an den Landesherrn. An Früchten giebt jeder etwa 1 Scheffel Roggen und eben so viel Gerste, (den Scheffel zu 4 Erfurtischen Megen.) Aber die Abgaben an den Erbherrn betragen, wie schon gesagt, mehr. An Geld wird es jährlich 2 Rubel betragen. Ueberdies: 10 Megen Roggen und eben so viel Gerste, 4 Scheffel Hafer, 1 Fuder Heu, 1 Fuder Stroh; 1 Schaaf, 1 Gans, 2 Hühner, 15 Eier und in manchen Gegenden noch 2 Pfund Garn, Wolle oder Flach, 2 Pf. Hopfen und 1 Sack. Auf der Insel Dago müssen sie noch weit mehr geben und überhaupt sich brauchen lassen, wozu sie der Gutsheer haben will.

Um

Um diese Anmaßungen und Mißbräuche erba
herrlicher Gewalt und eigenmächtiger Willkühr
einigermaßen einzuschränken, verordnete eben
die Kaiserin Katharina II. bei der Einrichtung
der neuen Stadthaltersechtsverfassung im Jahr
1783, daß jeder Bauer für seine Person Kopf-
steuer bezahlen sollte. Hiedurch wurde er nicht
nur gewissermaßen ein kaiserlicher Unterthan,
sondern selbst ein Mitglied des Staats, zu des-
sen Erhaltung er einen Theil von dem Seinigen
mit beiträgt. Allein der gehoffte Nutzen blieb
aus, und der Adel bekam vielmehr hierdurch ei-
nen neuen Tummelplatz seines Eigennuzes und
seiner Ungezähmtheit im Auftragenmachen. Da
die Kopfsteuer nach der jedesmaligen letzten Re-
vision oder Volkszählung auf alle Leibeigene
männlichen Geschlechtes, Kinder und Greise
gleich gerechnet, sich erstreckt, (Weiber werden
als zu den Männern gehörig, nicht besonders
angesezt,) und seit 1794 auf 1 Rubel von je-
dem männlichen Kopfe gesetzt ist; so ist sie
wirklich keine Kleinigkeit, zumal da sie in glei-
cher Summe für die neugebohrnen Knaben
eben sowohl als für den erwerbenden Mann,
und von einem Bauernwirth auch für dessen
Knecht und männliche Kinder directe oder in-
directe bezahlt werden soll. Für die seit der
Revision Gestorbenen muß bis auf die nächste
Zählung auch noch immer fort bezahlt werden,
wos

wogegen aber die seit der Revision Gebotenen ohne Zahlung und Kopfsteuer mit eingehen. Es war also wirklich keine geringe Auflage, und auf den meisten Gütern waren die Bauern nicht im Stande, dieß Geld zu erlegen, so sehr sie sich auch durch diese neue Last geschmeichelt fühlten und sich hier und da schon frei wähten. Da nun dieß der Adel wußte, und der Bauer schon vorher größtentheils in den dürftigsten Umständen war; so hatte er die Großmuth, die Bezahlung der Kopfsteuer für die Bauern auf sich zu nehmen. Dadurch drückte er sie aber vollends recht unter seine Ferse und kehrte zu der vorigen vöbligen Unbeschränktheit wieder zurück. Denn nun können sich die Bauern über ungemessene Leistungen, die sie als eine Art von Vergütung für die bezahlte Kopfsteuer verrichten müssen, nicht mehr beklagen; und wenn sie auch mehr als Vergütung wären, so nöthigt sie doch die Schwierigkeit, baares Geld zu erwerben, zur Ertragung des Uebermaßes. Wenn z. B. ehemals der Wirtler die ganze Woche hindurch mit einem Aufspann frohnen mußte, so muß er jetzt vom April bis zum September acht Tage Knecht und Pferd, und auch wohl noch einen Fuhrarbeiter stellen. Man berechne nun den Betrag der alten Auflagen und das Tageslohn für die neuen Frohndienste;

dienste; so wird man sich die bereitwillige Wohlthätigkeit der gütigen Erbherrn erklären können, vor welcher sich die Ehsten so sehr fürchten. Auf den Krondomänen fällt dieser Beitrag weg. Da muß der Bauer ohne Ausnahme die Kopfsteuer selbst bezahlen, und wird nicht selten dadurch in das äußerste Elend an solchen Orten versetzt, wo er das Holz für bares Geld kaufen muß, und wegen der Entlegenheit der Städte seine Produkte nur schwer versilbern kann. Es war daher bei der Auflegung jener neuen Abgabe ein schlimmer Zustand, daß dabei die verschiedene Lage der Adlichen- und Kronbauern gar nicht in Betrachtung gezogen wurde. Bei jenen ist durch die Kopfsteuer der Willkürlichkeit der Frohndienste Thür und Thor geöffnet, und neuer Anlaß zu vielfältigen Bedrückungen gegeben worden, nicht nur für einzelne Bauern, sondern auch für ganze Dörfer und Gebiete. Und wenn Güter von 500 bis 600 Seelen auch etwa 8 oder 10,000 Rubel jährliche Revenüen einbringen, so ist dies nicht anders möglich, als daß die Bauern in höchst elende Umstände versetzt sind, wie dies auch am Tage liegt. ✓✓

Das bisher entworfene Gemälde von dem Elende der Ehsten berechtigt uns wohl eben nicht, besondere Rechte, wenn auch nur eingeschränkte Rechte bei ihnen zu suchen.

Ach,

Ach, was sage ich Rechte! — Die meisten Lief- und Ehrländischen Edelleute glauben, daß der Unadliche, und besonders der Bauer, ein Geschöpf sey, bei dem von Rechten und der Achtung dieser Rechte gar nicht die Rede seyn könne. Die Rechte der Bauern sind also Udinge, und die, welche sie nach dem Willen der Beherrscher Rußlands genießen sollen, existiren bloß auf dem Papiere. Die Gesetze, welche zu ihrem Besten gemacht oder vorgeschlagen worden sind, sind ein Spielball, eine wächserne Nase, die man werfen und drehen kann, wie man will, denn niemand wacht über dieselben. Niemand ist da, der die Rechte, welche sie ehemals noch als ein schwaches Schattenbild hatten, schützte und vertheidigte, denn kein Bauer kann im Falle der Noth bei Bedrückungen einen Sachwalter annehmen oder das Armenrecht erhalten. Die Erbherrn, als eine undurchdringliche Scheidewand zwischen dem Untertan und Monarchen, hindern den Fürsten nur gar zu oft, etwas Entscheidendes zum Besten der Bauern zu verfügen, und diese, den Schutz bei ihm zu finden, der ihnen gebührt und den sie suchen. Die besten Verordnungen werden unwirksam, weil die Vollstreckung derselben bloß auf den Erbherrn beruht, wie man in Lief- und Ehmland nur zu deutlich sieht. Wenn durch die Stadthalterschaften:

verfassung die russischen Bauern gewannen, so hat in Lief- und Ehstland auch nicht ein einziger das Glück gehabt, seinen Zustand verbessert zu sehen, oder einige Rechte zu erhalten. Es sollen zwar in dem Niederlandgericht und in der Niederrechtspflege, als den für die Bauern bestimmten Gerichten, Weisiger aus ihrer Mitte seyn, allein sie haben, wie die Leser sich aus dem Vorhergehenden erinnern werden, wenig oder keinen Einfluß auf die gerichtlichen Entscheidungen. Die Entlegenheit der Richterstühle macht es überdies schwer, die Gerechtigkeit zu handhaben, Recht zu finden und Ordnung zu erhalten. Der Beleidigte verschmerzt lieber das ihm angethane Unrecht aus Furcht vor der Beschwerde, und der Beleidiger wird dadurch nur desto kühner. Eingriffe in jemandes Rechte verlangen eine schnelle Entscheidung, ehe sie weiter um sich greifen.

Es ist übrigens ganz falsch, wenn man glaubt, daß durch die neuern Gesetze, Ukasen, Verordnungen der Krone und durch die Landtagsbeschlüsse des Adels in Reval und Riga das Schicksal der leibeignen Ehsten gebessert sey, oder daß sie nun dadurch eher in den Stand gesetzt worden wären, Recht gegen Bedrückungen zu finden. Die Erbherrn wissen tausend Kniffe und künstlich ersonnene Mittel,
die

die Befehle zu eludiren. Hat der Bauer Klagen anzubringen, so muß er sich an Gerichte wenden, wo des verklagten Erbherrn Mitbrüder seine Richter sind, und wo er nicht einmal eine Stimme hat. Was in dieser Rücksicht noch zum Besten der Leibeignen gethan worden ist, aber nicht durch den guten Erfolg gekrönt wurde, schreibt sich von dem Anfange der Regierung der Kaiserin Katharina II. her. Auch kann man nicht behaupten, daß der liberale Geist, welcher in der neuen Gesetzgebung herrscht, einen günstigen Einfluß auf das Schicksal der Leibeignen gehabt habe. Die Hauszucht wird im Ganzen noch mit eben der empfindenden Gefühllosigkeit und unerbittlichen Strenge wie zuvor über dieselben ausgeübt, und dagegen ist keine Hülfe, so lange die Strafen nicht die Gesundheit zerstören, oder für das Leben gefährlich werden. — Der letzte Landtagschluß vom Jahre 1795 sollte die Rechte und Verhältnisse der Bauern gegen die Edelleute näher bestimmen und festsetzen; auch war eine ausdrückliche Vorstellung der Kaiserin an den versammelten Adel aus St. Petersburg gekommen, daß er dafür Sorge tragen solle, den Bauern Erleichterung in ihren Lasten zu verschaffen; es sey, hieß es, ihr Wunsch und Wille, wozu dringensfalls Befehle dazu erfolgen würden. Allein das folgende Jahr starb die Kaiserin, und

und es erfolgte weiter nichts, als daß vielleicht der Adel mehr Aufmerksamkeit brauchte und etwas in Furcht gesetzt war.

Die prekären Rechte, welche der Adel den Bauern nothgedrungen, unfreiwillig und aus Besorgniß für Zwang durch höhere Gesetze, aber bloß scheinbar und unter den strengsten Einschränkungen noch gelassen hat, sind oder sollen nach den letzten Landtagschluß und einigen vorhergegangenen Abmachungen folgende seyn:

1) Der Bauer soll seine fahrende Habe als Eigenthum besitzen. Wie muß es in einem Lande hergehen, wo man solche Gesetze zu machen genöthigt ist! Also hatte der Ehste vorher kein Eigenthum, auch wenn er treu seine Abgaben entrichtete, seine Frohdienste leistete und kein Verbrechen beging? ach nein, alles gehörte dem Herrn, er erbrte sein von ihm gebantes Land, stieß ihn aus seiner Hütte, wenn er wollte, und gab beides einem andern. Nun also soll er Eigenthum haben, und niemand soll ihn in dem Besitze desselben stören. Wenn nur die Erfahrung nicht dagegen spräche. Zwölf Jahre lebte ich unter diesem Volke, und fast alle Woche war ich Zeuge, daß man ihm das Seine raubte, und ihn von seinem Grund und Boden weg auf eine wüste Stelle setzte. Höchstens also involk

involvirt jenes Gesetz oder vermeintlich gestat-
 tete Recht nicht mehr als so viel: man soll
 dem Bauer nicht ohne gegründetem Vor-
 wande sein Korn, Haus, Land, Vieh, sein
 Kleid und elendes Hausgeräthe, das er erbt,
 baute und kaufte oder sich sonst anschafte, neh-
 men. Also ist die Zeit der willkürlichen, vor-
 wandlosen Raubereien vorbei und der Hab-
 sucht der Edelleute ein Ziel gesetzt? Ja auf
 dem Papiere, aber leider ist der Zustand der
 Bauern wenig gebessert. Man nimmt ihnen
 nicht mehr so viel directe aber desto mehr in-
 directe, das heißt, durch übertriebene Frohn-
 dienste saugt man sie so aus, daß sie wenig
 mehr behalten. Viele vergraben daher auch
 sorgfältig ihr wenig baares Geld vor der
 Habsucht ihrer unersättlichen Herrn. Nur die
 Menschlichkeit und mildern Sitten einiger we-
 nigen vortreflichen Männer unter dem Adel
 sichern die Ehsten in dem Besitz ihres Vermögens,
 ihres ererbten Landes und ihrer Wohnhäuser;
 dagegen gehen andere dem Leibeigenen gar kein
 Eigenthum zugestehen, vielmehr dreist behaup-
 ten, sein Haus und Hof, Haab und Gut, ja
 selbst sein Leib, gehöre ihnen. Was helfen nun
 da, unter solchen Umständen, alle Zusicherun-
 gen des Eigenthums an Sachen, so lange der
 Bauer kein Eigenthum an Land hat, ja nicht
 einmal in seiner Hütte sicher ist? wozu Ges-
 etze

sehe und Beschlüsse, wenn sie nicht befolgt werden? Also ist das vorgebliche Eigenthumsrecht des Ehmischen Bauern bloß scheinbar, erbettelt und ein Schattentild.

2) Den willkürlichen Strafen der Gutsbesitzer gegen ihre Leibeigenen sollen Gränzen gesetzt und gewisse Grade bestimmt werden, über welche hinaus die Erbherrn nicht gehen dürfen. Kleine Vergehungen sollten in continenti mit 30 Peitschenhieben, und größere, z. B. vorseßlicher Ungehorsam, geringer Diebstahl, der keine satisfactionem publicam fodert, höchstens mit 10 Paar Ruten geahndet und mit jedem Paare nur 3 Streiche gegeben werden. — Macht man wohl solche Gesetze zum Besten solcher Menschen, die nicht auß un menschliche gedrückt und gemißhandelt wurden? Bei den kleinsten Vergehungen, oft aus bloßer Unachtsamkeit und Leichtsin wurden die leibeigenen Ehmern gleich mit 10 Paar Ruten gestraft, und mit jedem Paar nicht etwa, nach dem Gesetz, dreimal, sondern so lange zugehauen, als noch ein Stumpf der Rute übrig war und bis Haut und Fleisch herunter fielen. — Dies Gesetz wurde schon 1765 gegeben und beim letzten Landtage erneuert. Was half es? unter dem Titel Hauszucht dauerten die Barbareien nach wie vor fort.

fort. Und ist denn etwa die Karbatsche weniger unmenschlich als die Rutenstrafe? man kann mit ihr so gut als wie durch die letztere, ja noch mehr, der Gesundheit schaden und einen Menschen unglücklich machen. Ein Baron von U. . . . U lies einen Menschen, der aus Unvorsichtigkeit eine Scheune hatte im Feuer aufgehen lassen, so mit Ruten zerfleischen, daß er den Geist davon aufgab. — Der Kapitän von W. . . . h. f wohnte im Pernauschen einer Hochzeit bei, und fand die Braut so nach seinem Geschmack, daß er zweien seiner Leute Befehl gab, ihm das Mädchen zu holen. Die Abgeschickten wurden aber von den versammelten Hochzeitgästen, als diese ihr Anbringen vernommen hatten, mit Prügelein fortgewiesen. Er schickte darauf von seinem in der Gegend liegenden Bataillon vier Mann ab, mit dem Befehl, die Braut zu bringen. Da es diesen eben so gieng, detaschirte er ein Kommando von acht Mann, mit der ausdrücklichen Ordre, sich der Braut zu bemächtigen, oder wenigstens ihren Vater zu bringen. Das letztere geschah. Der viehische Unmensch forderte von dem Greise auf eine Nacht seine Tochter, und als er sich dessen weigerte, lies er ihm 100 Stockprügel geben, daß der Arme besinnungslos niederfiel. Die Sache blieb ununtersucht. Das heißt, die Strafen einschränken. — Der
Major

Major P l, der durch seine Grausamkeit mehrere Menschen ums Leben gebracht hat, und um der Arrêtirung zu entgehen, flüchtig ward, kam nach Weissenstein. Aber auch hier hätte ihn der Verhaftsbefehl des Generalgouverneurs Grafen von Browne beinahe erreicht, wenn er nicht durch einen Eilboten vorher davon benachrichtigt und gewarnt worden wäre. Zur Strafe verlor er die Verwaltung seiner Güter, die seiner Frau zu disponiren übergeben wurden. — Eine Frau von Drennik lies ihren Erbmädchen, wenn sie nicht das Garn fein genug gesponnen hatten, gewöhnlich Flachs um die Finger wickeln und ihn anzünden. Wenn sie nun mit den wunden Fingern nicht feinere Fäden drehen konnten als vorher, wurden sie jämmerlich bis aufs Blut gepeitscht, und hinterher noch mit Hunger gequält. So wird die Hauszucht ein Mittel, alle Begierden und Leidenschaften zu befriedigen, und öfnet den schändlichsten Greuelthaten Thür und Thor. Die beschlossene Einschränkung derselben ist nicht mit Ernst durchgesetzt, und den neuen Befehlen nicht hinlänglicher Nachdruck gegeben worden. Auch ist der Anspruch der richterlichen Gewalt bei erwiesenen Klagen über Beschränkungen gar nicht der Gerechtigkeit gemäß. Erkennt auch die Regierung den Grund der Klage an, so trägt sie doch Bedenken, dies
Den

den Bauern zu gestehen; und verfährt dabei so, daß Klagen aus größter Befugniß selten werden müssen, weil der Bauer keinen Schutz findet. Im Jahr 1793 wurde ein Edelmann unmenschlicher Härte wegen verklagt. Die Gerichte fanden die Klagen gegründet, und der Edelmann bekam deshalb — einen geheimen Verweis. Der Advokat der Bauern wurde über die Gränze gebracht, (die gewöhnliche Strafe gegen Ausländer) weil er in seiner Supplik die Worte gesetzt hatte, daß die Sklaverei nicht im Natur-, sondern nur im Völkersrechte gegründet sey. — Wie oft werden tugendhafte Bauermädchen bis aufs Blut gehauen, wenn sie den Wollüsten ihrer üppigen Despoten nicht fröhnen wollen! — Heißt das auch die Strafen eingeschränkt und den Bauern zu ihrem Rechte verholfen haben? — Sogar statt der Tortur wird die Hauszucht gebraucht. Wer in dem Verdachte eines Verbrechens ist, wird so lange gepeischt, bis er gesteht, wie ich noch in der Folge ein Beispiel anzuführen Veranlassung haben werde. Es sey an diesen genug, und ich setze nur noch hinzu, daß nicht alle Edelleute so barbarisch handeln, und wie Zuchtmeister gegen ihre Leibeignen wüthen. Die angeführten Beispiele zeigen aber, was die Hauszucht in den Händen der gefühllosen Tyrannen werde, und wie wenig hier von einem

nem Rechte gegen die Bauern die Rede seyn könne.

3) Es soll in Zukunft kein Mensch, keine Familie mehr über die Gränze verkauft oder auf öffentlichem Markte feil geboten, vielweniger bei dem Verkaufe eine Ehe getrennt werden. Trotz dieses Gesetzes bin ich zehnmal Zeuge gewesen, daß Ehesten unter die Russen verkauft wurden. Sonst wurden die Bauern auf öffentlichem Markte und nachher in Auktionen feil geboten. Ist dieses auch seit 1765 verboten, so ist doch in der Hauptsache gar nichts geändert, denn in allen Nummern des Revalschen und Rigaschen Wochenblattes findet man noch die Menschen einzeln und Familienweise unter der Rubrik: Verkaufstücke, wie Vieh feil geboten. Beim letzten Landtagsschlusse ist abermals ein Schritt zur Verminderung dieses entehrenden Menschenhandels geschehen, dadurch, daß nur notorische und von ihren eignen Mitsbrüdern als inforrigible Laugenichtse erklärte Kerle an Jedermann dürfen verkauft werden. Kein Auwuchs willkürlicher erbherrlicher Gewalt ist auch häßlicher als das Vereinzeln von Menschen, welche Natur und Religion vereinigt hat. Man trennt zwar deswegen nicht mehr unmittelbar die Ehen, aber man entreißt doch Kinder den Eltern, Bräuer ihren
Ges

Geschwistern, um sie an russische Werber und Fabrikanten zu verhandeln. Die Kronbauern haben sich in diesen, so wie in andern Sträßen, eines größern Schutzes und Rechtes zu erfreuen, als die adlichen Bauern. Jene darf niemand verkaufen, und es wird streng über dieses Verbot gehalten, aber der armen Privatbauern nimmt sich niemand an. Noch 1790 sahe ich auf dem Gute Hallik ihrer drei, welche schon mehrmals Diebereien halber Ruzthenstrafe bekommen hatten, nach Pernau, und 1794 ihrer sieben in Neval nach Nertschinsk an der Chinesischen Gränze zu Unbauern verkauft werden. Im Sommer 1795 zogen russische Offiziere als Bauernankäufer in Lief- und Ehstland herum, und trieben Schaaren solcher Unglücklichen öffentlich wie in Guinea vor sich her. Es waren keine Werber, denn die Rekruten werden in Rußland ausgehoben, sondern habgierige Russen vom Militär, welche den Ausgehobenen für ein Stück Geld die Freiheit geben, und dafür von den adlichen Seelenverkäufern in Lief- und Ehstland Auktionen kaufen.

4) Sollen die Frohnen genauer bestimmt und gewisse Arbeitstage festgesetzt werden, über welche der Herr seine Bauern nicht nach Willkühr anstrengen und arbeiten lassen darf.

darf. Aber das ist ja schon vor mehr als hundert Jahren in den sogenannten Wackensbüchern oder Kontrollen geschehen. Haben dess wegen die Leistungen und Abgaben ihre gewisse festbestimmte Gränzen? wir haben gesehen, was für ein Spielraum und Lummelplatz der ungeschämtesten Willkür hierin offen steht. Unter tausenderlei Vorwänden werden trotz diesem Gesetze die Leistungen eigenmächtig vergrößert, die Abgaben doppelt gefodert und die Fuhrn übermäßig vermehrt. Der neueste Landtagsschluß hat zwar gesagt, was geschehen soll, aber ehe einer der Herren das thut, übertreten ihn schon andere. Und ob nicht die ordentlichen und außerordentlichen Lasten, welche den Bauern in dem neuen Landtagsschlusse von 1797 aufgelegt sind, das gehörige Verhältniß übersteigen, will ich hier nicht untersuchen. Die meisten Erbherrn reichten auch ganz falsche Eingaben über ihre zeitherigen Auflagen und Leistungen ein. Auch giengen die Klagen nie auf die durch die ehemaligen Schwedischen Gesetze vorgeschriebnen bestimmte Abgaben und Frohndienste, sondern blos darauf, daß die Berechnung in den Wackensbüchern falsch gemacht, daß die unbestimmten Frohnen alles Maas überschritten und die Wackensbücher nicht befolgt würden. Allen diesen Klagen ist durch den letzten Landtagsschluß in so weit abgeholfen
wor:

worden, als es durch bloße Gesetze, denen der Nachdruck von oben her fehlt, geschehen kann.

5) Soll der Bauer die Freiheit haben, bei ungerechten Forderungen und zu großen Bedrückungen, im Nothfall und bei begründeten Veranlassungen, gegen seinen Herrn bei den Gerichten klagen zu dürfen. Also hat doch nun der Bauer die Erlaubniß und das Recht, sich beschweren zu dürfen. Der hatte es schon seit 1765 und durfte davon denn noch nicht Gebrauch machen! Aber wie kann dieses Gesetz an sich hinlängliche Kraft haben, da dem verklagten Edelmann das Recht unbenommen steht, die Kläger zu verkaufen? wo darf da der Bauer Satisfaction suchen und hoffen? — Wahrlich es gehört wenig Menschenkenntniß dazu, voraus zu sehen, daß derjenige Erbherr, der sich allzugroße Bedrückungen zu Schulden kommen läßt, auch die gerechtesten Klagen darüber nicht ungeahndet werde hingehen lassen, sobald er die Macht dazu in den Händen hat. Auch ist es ein feltner Fall, daß die Leibeignen, (die Kronbauern ausgenommen, die eher Gehör finden,) Schutz gegen ungerechte Bedrückungen bei der Obrigkeit suchen, weil sie wissen, daß sie gegen ihre Herrn in regula immer Unrecht behalten, und hinterher auf dem Hofe noch ge-

wohn:

wöhnlich Prügel bekommen. Zudem sind am Ende ihre Richter immer Adliche, die um ihres eigenen Interesses wegen ihre Mitgenossen selten oder schwerlich verurtheilen werden. „Sie machen immer den Advokaten meiner Domestiken, sagte einst der Baron Elodt zu mir, als ich einen Leibeignen gegen eine ungerechte Beschuldigung und Strafe vertheidigte.“ Bei den Gerichten gehet es den Advokaten und Sekretären nicht besser. Was hilft also den armen Echten die Erlaubniß, um Schutz sehen, was nützt ihnen das elende Recht, die Schande und der Spott des Jahrhunderts, Hülfe suchen zu dürfen, wenn die mächtige Caste ihrer Markausfänger dies, so wie das Entlaufen aus ihrem Elende, für ein großes Verbrechen erklärt? Daher haben sie auch das Sprichwort von einem, der Klage gegen seinen harten Herrn bei den Gerichten erhoben hat: er ist nach Kutzen gegangen. Und wirklich weiß ich etliche Fälle, daß Bauern, die bei einer eben auf dem Schlosse Oberpahlen gegenwärtigen gerichtlichen Kommission aus der Kreisstadt Zellin, gegen die Bedrückungen des Herrn und dessen Verwalter Klage erhoben, nicht nur abgewiesen wurden, sondern hinterher noch die grausamsten Kutzenstreiche erhielten. Nur die Kronbauern haben sich selten über Mangel an Hülfe bei Ungerechtigkeiten

Einmischung der Herrschaft gestöhrt werden. Ueber dieses Recht und Gesetz wird noch von Obrigkeitwegen in Rücksicht auf die Kopfsteuer und Bevölkerung am meisten gehalten. Dennoch greift auch hier der adliche Despotismus in die geheiligten Rechte der Natur und häuslichen Verhältnisse ein. Es giebt Herren, die dem Bauerburschen vorschreiben, welches Mädchen er ehelichen soll, und findet es die gnädige Herrschaft ihrem Interesse nicht konvenabel, so stehen dem Ehelustigen Ruthen und Peitsche zu Dienste, die ihm den Kitzel vertreiben sollen. Die Stimme der Eltern gilt hier nicht, sondern — wenigstens in vielen Fällen, — der gnädige aber nicht gute Wille des Erbherrn. Um die Bevölkerung auf ihren Gütern zu vermehren, geben es viele zu, ja befehlen es, daß die jungen Kerle sich Mädchen aus fremden Gebieten holen sollen. Die Herrschaften der letztern, um nicht Menschen zu verlieren, verbieten, daß ein Mädchen außerhalb ihrem Gebiete heirathen sollte. Gleichwohl sollen die Ehen auf keine Weise gebindert werden, und die Obrigkeit befahl, durch öftere Klagen bewogen, daß kein Gutsherr einem Freier die Braut abschlagen soll. Allein was half es? Der fremde abgewiesene Freier klagt, weil sein eigener Herr ihn unterstützt, und er außer der Macht dessen ist, den er erzürnt

jürnt hat. Thut ihm aber seine eigne Herrschaft Zwang an, so schweigt er und kriecht ins neue Joch, weil er und sein Weib zeitlichens unter der Peitsche derselben stehen. Auf P. . . I hatte der Hofmeister, ähnlich seinem Herrn, ein Hofsmädchen geschwängert und gestand es diesem. Ohne im geringsten darüber betreten zu seyn, oder es unsittlich zu finden, sagte er zu ihm, „dem Dinge wollen wir bald abhelfen,“ und lies auf der Stelle einen jungen Burschen kommen, dem er die Alternative vorlegte, entweder das Mädchen, welche zwei Rühe mitbekommen solle, zu nehmen, oder, so er das nicht wolle, den Augenblick mit 10 Paar Ruthen regalirt zu werden. Natürlich wählte der Mensch das erstere. Gar oft geschiehet es, daß ein Bursche nur diejenige wählen darf, welcher der Herr als Mätresse überdrüssig ward, oder die er zu derselben tauglich findet. Es ist auch durch diese unnatürliche Behandlung alles bessere Gefühl in der Liebe in dem Herzen des Ehesten erstickt worden. Er nimmt es so genau nicht, kennt keine Delikatesse, und hat auch hier, so wie in andern Dingen eine gute Dosis von Apathie. Daher sagen auch die Adlichen: „ach, was weiß der Bauer von Liebe, es ist ihm gleichviel, wen er kriegt, wenn es nur ein Weib ist, die brav arbeitet, darauf steht er am meisten.“ Lieber Gott!

ihr habt alles Gefühl bei ihm unterdrückt, ihr Hochwohlgebohrnen Despoten! ihr habt ihn gleichgültig gemacht, und dahin gebracht, daß es ihm einerlei ist, ob er eine Meise oder eine Unholdin, oder ein liebendes Weib heisrathet.

7) Der Bauer hat das Recht, von seinem Herrn im Frühjahre Saats- und Brodkorn zu seiner Unterstützung zu fordern. Man sieht es diesem Gesetze an, daß es mehr zu Gunsten und zum Vortheil der Herren als der Sklaven ist gemacht worden. Wie wollten die Aecker bestellt, wie die Bauern ernährt, und bei mangelnden Kräften zur Arbeit angehalten werden können, wenn sie kein Saatkorn noch Brod hätten? zu dem Ende ist obigkeitlicher Befehl da, daß auf jedem Hofe ein Kornmagazin mit wenigstens 20 Scheffel Roggen für jeden Haken, für die Bauern bestehen soll. Dieser Befehl war nothwendig, weil die meisten Edelleute ihren ganzen Vorrath an Getraide verkauften oder zu Brandtwein verbrannten, und oftmals ihre Bauern darben ließen, so daß diese in fremden Gebieten Brodt kaufen mußten. Damit dies nicht geschähe und die Regierung überzeugt wäre, ob auf jedem Hofe so viel Korn vorrätzig sey, als zum Bauernvorschuss gehöre, befahl sie, die Kleeten oder Speicher alle

alle Frühlahre zu visitiren. Allein diese Visitation ist eine bloße Spiegelsechterei und ebensfalls ein unwirksames Mittel, den adlichen Räubereien Einhalt zu thun. Oft wird sie ausgesetzt und nie streng gehalten, es wird bloß nach einem oberflächlichen schnellen Blicke die Quantität beurtheilt und nicht nachgemessen; und wer hindert es, daß nicht das vorgewiesene Getraide sogleich nach der Visitation verkauft wird? — Und die Unterstützung selbst! ach, die trägt nur gar zu deutlich den Stempel des Eigennuzes und verkümmert den Bauer seine künftige Aermde um einen beträchtlichen Theil, denn er muß auf den erhaltenen Vorschuß schweren Bath geben, das heißt, eine Jubuse oder Uebermaß statt der Zinsen, oft auf drei Scheffel viere. Was sagen meine Leser zu diesem — nicht jüdischen, nein edelmännischen Wucher? — Ich kannte aber auch wahre Wohlthäter ihrer Bauern, die nicht nur keinen Bath nahmen, sondern den Aemern auch den Vorschuß ganz schenkten. Ein solcher Edler war der Herr von Mohrenschild in Furms, der Herr von Bietinghof zu Aldafer und der Herr von Nennenkampf auf Kosch. Diese Namen nenne ich mit Achtung.

8) In gefährlichen, besonders epidemischen Krankheiten sind die Kreis-

Kreis- und Wundärzte gehalten, den Bauern Hülfe zu leisten. Zu dem Ende sind durch den Stadthaltersehaftsetat von 1783 in jedem Kreise ein Arzt und zwei Chirurgen angestellt, welchen die Gesundheitspflege der Bauern anvertraut ist. Wenn nur auch die armen Leibeignen so gut bezahlten wie die Gutsherrn, zu welchen die Ehre des Aeskulap auf den ersten Wink, auch wohl ungerufen kommen! bei dem Bauer begnügt man sich damit, auf die unzuverlässige Aussage eines unwissenden Boten ein Recept zu schreiben. Viele Herrn lassen zwar, um ihres eignen Vortheils willen, die Aerzte nach Hofe holen, und von da aus in der Runde Besuche in ihren Dörfern machen. Wie aber, wenn man nun 10, 15 und mehr Meilen nach dem Arzte geschickt hat und er nicht zu Hause ist, so können indessen die Bauern familienweise hinsterven. Oder er kommt und muß, anderer dringender Geschäfte wegen, das Gebiet bald wieder verlassen, da hinterläßt er Verordnungen und Recepte, die bei veränderten Zuständen der Kranken von keinem Nutzen mehr sind. Die Aerzte in den Städten sind bloß an ihre Stadt gehalten. Manche Welleute haben daher den Anfang gemacht, für sich und zur Besten ihrer Bauern, in Verbindung von zwei oder drei Häusern, einen Hausarzt zu halten, den

den sie gemeinschaftlich salariren und die Arznei auf ihre Rechnung besorgen lassen. Dies geht schon besser, wenn der Ehke nur nicht so sehr an seinen Quacksalbern und alten Weibern hienge. Aerzte sind daher in Ehstland nur für Reiche, selten für den Mittelmann und Bauer eine zweckmäßige Hülfe. Der letztere sucht auch nur gar zu oft seine Zuflucht bei Hofe, wo er von der gnädigen Frau ein Pulver auf gerathewohl erhält, das bei seiner starken und durch künstliche Mittel noch nicht verwöhnten Natur meist von gutem Erfolge ist. Manche werden denn doch aber dabei zu Tode gequacksalbert, ohne daß die Hochwohlgebohrnen Pfuscher andere Gewissensbisse darüber empfinden, als daß sie sich um zwei oder vier arbeitende Hände gebracht haben.

Dies ist der ganze ärmliche Kodex von Rechten und Gesetzen zum Besten der Bauerschaft in Ehstland. Wer ihrer mehrere weiß, der zähle sie mir her. Die Schuld der Regierung ist es nicht, daß ihrer so wenige sind, und daß diese wenigen größtentheils nicht gehalten werden. So lange die Ehsten der Macht und Willkühr ihrer adlichen Gewaltthaten überlassen bleiben, sind alles verlorene Bemühungen, wodurch ihr Zustand nicht besser wird. Bekommen sie mehr Freiheit und Abhängigkeit von den kaiserlichen Gerichten, erhebt

118.
Fing.

hebt man sie zu Mitgliedern der Nation und Mitunterthanen des Adels, so wird man dergleichen Verordnungen nicht mehr nöthig haben, als die sind, daß sie Eigenthum besitzen, Schutz bei Bedrückungen vor der Obrigkeit suchen, und nicht mehr wie Vieh verkauft werden dürfen. Nur müßte dann der Landesherr auch nicht selbst sie in Englischen oder Amerikanischen Sold verkaufen! —

Unter solchen Umständen ist es nun wohl kein Wunder, wenn der so natürliche Trieb und Wunsch nach Freiheit in mehrere Versuche, dieses kostbare Gut zu erlangen, übergegangen ist. Die Ehten sowohl als die Ketten ergreifen jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, entweder allein oder in Verbindung mit auswärtigen Feinden, das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, und sich durch Wegräumung des Adels den Weg zur Unabhängigkeit und einer weniger drückenden Verfassung zu bahnen. Die neuere Geschichte ist reich an Beispielen, daß selbst bei den ungesittetsten Völkern, unter dem Drucke des verzehretesten Despotismus, das Bewußtseyn der ursprünglichen Absicht des Schöpfers, das edle Gefühl der Freiheit, wieder erwacht, und daß es ihnen nur an Gelegenheit fehlte, die schweren Schranken zu durchbrechen, um sich wenigstens von dem unerträglichen Joch der kleinen
Dess

Despoten loszumachen. Pugatschew, Pasfa Wanoglu, die Amerikaner, Kosciusko, die Neufrauken, alle tummelten sich mit blutigen Händen um dieses Kleinod herum, träumten alle den schönen Traum von Freiheit, wähten sich zum Theil Märtyrer für die Menschheit, und schlachteten in ihrer Schwärzerei Tausende ihrer Nebenmenschen, die durch Religion und Meinungen theils von ihnen unterschieden, theils mit ihnen einstimmig waren, und nach ihrem Wahn jenes Gut, um welches sie rangen, nicht verdienten. Es ist wahr, daß die Ehesten bei ihren einmal eingepflanzten Gesinnungen von Lücke, Haß und Vöthheit gegen die Deutschen, ihre Freiheit, wenn sie dieselbe auf einmal erhalten sollten, zum größten Schaden des Landes und dessen Herren mißbrauchen würden, und die Edelleute führen dies auch als die gewöhnlichste Ausflucht gegen die Freiheitsakte an. Aber wer hat denn je behauptet, daß dieses Volk so ganz mit einem mahle frei werden solle? eine weise Staatsverwaltung wird diesen Schritt allmählig thun. Es ist auch wirklich schon mehrmals zur Sprache gekommen und im Werke gewesen, die Bauern frei zu machen, oder ihre Sklaverei zu lindern, wenn nicht allezeit sich Personen gefunden hätten, die mit der Behauptung hervortraten, daß dies in dem gegenwärtigen Zeite

Zeitpunkte nicht rathsam wäre, sondern mit mehr Nutzen für die künftige Generation verspart werden könnte, weil sonst ihre Freiheit in Frechheit ausarten würde. Die Meinung hat gewissermaassen ihren Grund, denn die Ebliten sind sehr zur Zügellosigkeit und wilden Ausgelassenheit geneigt, wenn sie nur etwas mehr Nachsicht als gewöhnlich genießen; daher die Furcht, daß sie bei erlangter Freiheit alle Deutschen, als ihre Unterdrücker, todt schlagen würden, nicht ganz ungegründet ist. Der noch vielen geläufige Begriff von der alten heidnischen Wildheit und Ungebundenheit würde sich dazu gesellen, und der Gedanke: die Deutschen haben uns unsere Freiheit geraubt, sich damit amalgamiren, und sie bei dem ohnehin tief eingewurzelten Hasse gegen alles, was den Deutschen Namen führt, muthig machen, alles zu wagen, um sie zu vertreiben, und sich wieder in den Besitz ihrer ursprünglichen Ungebundenheit zu setzen. Das Heidenthum, die Finsterniß und der Aberglaube, die ohnedin noch gar nicht verdrängt sind, würden dann wieder mit ihrem ganzen Heere von Greueln um sich greifen, und so würde ihnen die Freiheit, die goldne, erwünschte Freiheit, mehr eine Pest als eine Wohlthat werden.

Allein wer versteht denn unter Freiheit
Eunblindung von allen Gesezen und bürgerlicher

cher Ordnung? Die Ehsten können frei werden, ohne daß ein Rückfall in das Heidenthum, oder eine Mezelei unter den Deutschen zu besürchten wäre. Diese können immer ihre Herren und ihre Obrigkeit bleiben; müssen sie denn deswegen ihre Tyrannen seyn? sie können sie ja auch Theil an Staatsämtern nehmen lassen, und sie so zum Range altiber Bürger erheben. Die absurde Einwendung aller Völkchen, wenn man mit ihnen auf diesen Punkt zu sprechen kommt: „die Ehsten sind nicht reif zur Freiheit, es würde ein wahres Unglück für sie seyn, wenn sie keine Herren mehr hätten, die für sie sorgten,“ ist ein lächerliches Nichts, eine beschönigende Tirade und feiner Deckmantel, unter dem sie ihre große herrliche Macht und ihr Unterdrückungssystem verbergen. Was wenn die Sorge dieser Herren für ihre Leibeignen ihnen sogar ein Ernst wäre! als wenn die Ehsten nicht Verstand genug hätten, bürgerliche Freiheit und Ordnung zu vereinigen; als wenn sie nun ihren Stand im Staate, als Ackerleute, verlassen müßten, ihre Pflichten nicht mehr erfüllen könnten, und den Befehlen auf einmal den Gehorsam aufkündigen sollten! Ist denn die Sklaverei ein Glück für sie? Es giebt sehr viele unter den Erbherren, welche von dem Schweiß und Blute ihrer Bauern Zweigen, und die Freiheit

haben,

Haben, zu behaupten, daß die Leibeigenschaft eine wahre Wohlthat für die Echten sey, und von ihnen selbst als ein Glück anerkannt wüßte. Erst haben sie ihre Mitmenschen und Mitunterthanen mit dem Vieh in eine Klasse gesetzt, und nun behaupten sie, daß sie der Freiheit unfähig wären und nicht frei seyn wollten. O nein! so tief sind die Echten und Leuten nicht gesunken als viele Ungarische und Böhmische Leibeigene, welche die von Joseph II. ihnen angebotene Freiheit verschmäheten, und mit Gewalt dazu genöthigt werden mußten. Die Edelleute haben ihnen nur das Streben nach derselben zum Vorwurf gemacht und ihnen die Erlangung erschwert, oder unmöglich gemacht. Die vielen Versuche, dieses theure Gut zu erlangen, die öfteren Empörungen und das Davonlaufen sind sprechende Beweise, wie tief der Trieb und Wunsch nach Freiheit in ihnen wurzelt. Zwar ist es natürlich, daß Sklavensinn und Sklaventücke bei einem Volke, das unter beständigem eisernen Drucke leidet, in einem hohen Grade angegriffen werden. Es sind zu viele Thatfachen für diesen sklavischen Charakter da. Die Niederträchtigkeit und kriechende Geduld, mit der die meisten die schändlichsten Mißhandlungen, ihrer Obren ertragen, die Feigheit und Gleichgültigkeit bei den entehrendsten Beleidigungen,

da

Da sie wohl noch die Ruthe, welche ihren Miß-
thaten zerfleischt, küssen, und sich vor ihren Ge-
waltigen demüthigen, sind häßliche Züge von
Esklavensinn. Allein so tief sind sie doch nicht
in das Knechtschaftsgefühl versunken, daß sie
dieses dem Freiheitsgefühl vorziehen sollten.
Wer dies zu behaupten wagt, hat die offens-
barsten Thatsachen gegen sich. Nicht nur die
strengen Gesetze, jeden Einsall zum Freimachen
mit Gewalt zurückdrängen und jede Aeußerung
von Freiheitsgeist auf der Stelle zu unterdrük-
ken, ehe er um sich greift; (welches doch gar
keinen Esklavensinn vorzusetzen scheint,) son-
dern auch die Voraussetzung des möglichen Fal-
les, daß ein kleiner Funke von Freiheitsliebe
das ganze Land in Flammen setzen könne, und
die mannichfaltigen Versuche, die Freiheit zu
erringen, zeugen für's Evidente. Man fürch-
tet z. B. daß die bessere Einrichtung der Schu-
len, die Uebersetzung deutscher Bücher in die
Eskhnische Sprache, welche man von Briten
des Nevvalsehen Komptociums den Eskhnern wohl-
feil in die Hände zu bringen sucht, derglei-
chen das Beckersche Noth- und Hülfsbuch-
lein, die Nohowschen Schriften u. indi-
recte die Liebe zur Freiheit nähren, und un-
sägliches Elend über das Land verbreiten könn-
en. Ich habe mehrere Edelleute darüber ge-
sprochen, welche geradezu behaupteten, es sey
besser,

besser, den Bauer in seiner Dummheit zu erhalten, als ihn klug zu machen, weil er sonst Streiche angäbe und sich frei zu machen suchen würde; denn man habe Beispiele, daß Bauern, die kaum etwas schreiben gelernt hätten, sich Freibriefe geschrieben, und damit davon gelaufen wären. Es sey mithin weit heilsamer für sie, nichts mehr als ihren Katechismus lesen zu lernen und die fünf Hauptstücke auswendig zu wissen. Das sey genug und mehr vom Uebel!

Dagegen habe ich wenig Spuren von dem Glauben gefunden, daß der Esste durchaus mit der Leibeigenschaft zufrieden sey und sich selbst glücklich bei ihr fühle. Ist mancher weiter nicht lüstern nach Freiheit, so ist er es nicht deswegen, weil er sich wirklich wohl befindet, wenn er von seinem Herren ernährt wird, und nach der Aernste einige Monate wohlleben kann, wenn er in Trägheit auf seinem Ofen liegt und im Krüge sein Schälchen trinkt, dafür aber auch alle Tage seinen Nacken unter das Knechtschaftsjoch beugen und seinen Rücken der Karbatsche unterwerfen muß; sondern weil er vielleicht eben einen guten Herren hat, der billig gegen ihn ist, nicht zu viel von ihm fodert, ihn gegen manche Beeinträchtigung schützt, oder ihm seinen Verdienst und Erwerb als Eigenthum läßt. Aber wie viel sind solcher Herren? und ich kann auch Beispiele von Freimüthigkeit anführen, die mit Gehorsam verbunden

bunden, stark gegen jenen, den Ehsten zu allem mein beigelegten Sklavensinn sprechen. „Es ist nicht recht, Herr, daß ihr so mit mir verfährt,“ sagte einst ein alter Ehste zu seinem Herrn, der ihn, welcher noch nie war gezüchtigt worden, zum erstenmale im Zorne wegen einer Kleinigkeit, schlagen ließ, ob dieser Mensch gleich sonst sehr gehorsam gegen die Befehle seines Herrn war. So gut fühlte er, was ihm als Menschen gebühre, und was er zu thun verbunden war. „Ich bin kein Hund, sondern ein Mensch!“ antwortete ein anderer, dem sein Herr diesen Ehrentitel aufgeworfen hatte, und freilich bekam er für diese Dreistigkeit eine Tracht Schläge. Gesezt aber, daß auch in der That Mangel und Druck mit der geduldigsten Gemüthsstimmung getragen wird; so ist dies höchstens bloß Unterwerfung unter die eisernen Gesetze der Nothwendigkeit, noch nicht Behagen an der Sklaverei. Die Versuche, sich frei zu machen, das Ergreifen jeder günstigen sich anbietenden Gelegenheit dazu, Weglaufen und Empörung gegen ihre Erbherrn, lehren nur gar zu deutlich, wie wenig Wohlgefallen die Ehsten an der Leibeigenschaft finden, trotz des Räsonirens und Deräsonirens der Edelleute, wodurch sie uns weis machen wollen, daß ihre Leibeignen bei der Freiheit nicht glücklich leben würden. Sie hassen die Abhängigkeit von diesen Markaus-

sau

fangern, die sie in ihrer Sprache Saxat, die Sachsen *), Deutsche, nennen, und suchen, wenn sie weiter nicht können, durch die Flucht ihre Freiheit. Viele laufen daher aus dem Gebiete ihres Guts Herrn weg, ohne die geringste Hoffnung zu bessern Ausichten zu haben. Nur der Trieb und Wunsch nach natürlicher Freiheit und der Haß gegen die unerträglich harte Sklaverei bestimmt sie zu diesem Unternehmen. Solche heißen nach dem hiesigen verhungerten Deutsch Käuflinge. Das Davonlaufen würde noch häufiger seyn, wenn es nicht so schwierig und durch scharfe Gesetze verpönt wäre. Schon vor der Vereinigung mit Curland war die Verfügung getroffen, daß die dorthin fliehenden Käuflinge ausgeliefert werden mußten. Die meisten gehen daher lieber nach Finnland und Schweden, wo sie sicher sind, im Winter über das Eis, und im Sommer mit Bötten über den Finnischen Meerbusen. Besonders geschieht es am häufigsten im März und Junius, wo der Adel mit seinen Bedienten

*) Weil die ersten Ankömmlinge in Lief- und Ehstland Niederachsen waren. Sie verstehen unter diesem Worte, so wie die Norwegerländer unter dem Nahmen Franken, alle Ausländer oder NichtEhsten, vorzüglich aber ihre Herrschaft.

ten nach Neval strömt, da sie denn ihren Herrn vielfältig die Chatullen und andere Sachen von Werth mitnehmen. In Schweden werden sie Soldaten, Tambours, oder nähren sich durch Arbeiten. Manchmal sind welche aus Lettland, Eurland und Petersburg zurückgesbracht worden, die schon mehrere Jahre von ihrem Gebiete entfernt gelebt hatten. Nur die, welche das Deutsche so weit gelernt hatten, daß sie sich für Deutsche ausgeben konnten, sind meistens ziemlich sicher. Dies ist auch die Ursache, warum bisweilen die Erbherrn ihre Leibeignen vor der deutschen Sprache und dem Schreiben, als wie vor einer Pest, zu verwahren suchen. Sie schreiben sich Freizettel, gehen damit in alle Welt und geben sich für Freigelassene aus.

Weil das Davonlaufen aus des Herrn Gebiete für ein so sehr großes Verbrechen der Ehstnischen Bauern gehalten wird, will ich doch eine etwas nähere Anzeige von den sogenannten Läuflingen geben. Viele entweichen aus Furcht vor einer verdienten oder unverdienten Züchtigung, andere aus Ueberdruß der elenden Sklaverei, (und das sind bei weitem die meisten,) noch andere aus Uebermuth. Die nur ein etwas bequemeres Leben, nur etwas bessere Mittel haben, werden ihre Wohnstelle nie verlassen. Solche Entlaufene finden bei an-

den Bauern immer ihre Aufnehmer, ohne daß sie allemal nöthig hätten, nach Schweden, Finnland oder Curland zu gehen, weil diese es für Pflicht halten, ihrem herumirrenden Bruder behülflich zu seyn, und gegen Arbeit Brod zu geben. So scharfe Gesetze man auch gegen solche Verheler gegeben hat, so ist dem Uebel dadurch doch nicht abgeholfen. Seinem Aufnehmer arbeitet ein solcher Läufer bloß fürs Brod, und klagt dabei seine liebe Noth, daß er nicht an seiner Erbselle bleiben könne, weil er einen gar zu strengen Herrn habe. Diesem zum Troge und aus Mitleiden gegen seinen leidenden Bruder, nimmt jeder Bauer ihn auf. Die Prediger sollen bei ihren jährlichen Kirchspielsvisitationen fleißig nach Läufern forschen, und wenn welche da sind, sie unvorzüglich dem Hofe anzeigen, zu dem jene gehören. Dieser läßt sie dann abholen, ihnen einen schweren Block an die Füße legen und sie nach Beschaffenheit schwer züchtigen. — Aber es zeigt sich dieser natürliche Hang zur Freiheit noch auf andere Art. Viele wenden alles an, um frei zu werden. Sie kaufen sich von ihren Erbherrn, oft für vieles, mühsam gesammeltes und lange verheimlichtes, wohl vergrabenes Geld, Freibriefe, oder suchen ihr Betragen so einzurichten, daß ihr Herr, wenn er mit ihnen zufrieden ist, ihnen, wenn sie alt

alt werden, und ihm genug gedient haben, zur Belohnung einen Freiheitsbrief schenket. Manche entrichten statt ihrer Frohndienste Geldabgaben, und sehen es gern, wenn ihr Herr die Leistungen in Geld verwandelt, weil sie so mehr verdienen können. Durch alle diese Mittel geben sie deutlich zu erkennen, daß sie, auch ohne lange Vorbereitung, zur Freiheit reif und fähig sind. Ob und wie, oder wenn dies aber einmal geschehen wird, wage ich nicht zu bestimmen. Ich wünsche ihnen die Aufhebung der Leibeigenschaft von ganzem Herzen, hoffen kann ich sie aber nach den Zeichen der Zeit sobald noch nicht. Alle starke Veranlassungen dazu sind bisher ohne Wirkung geblieben; und was in ruhigen fürchtlosen Zeiten nicht einmal angefangen wurde, wird in den jetzigen zur Freiheit eben nicht sehr geeigneten Zeiten noch viel weniger fortgesetzt, und am allerwenigsten vollendet werden. So geneigt sich die Kaiserin Katharina II. in ihrer Instruktion für die Gesandtschaft zur Freiheit der Bauern zeigte, und so mannichfaltige Versuche sie nachher machte, die Leibeigenschaft zu mildern und nach und nach gar aufzuheben; (welches auch wahrscheinlich geschehen seyn würde, wenn der Tod sie nicht übereilt hätte,) so abgeneigt war und blieb der Adel, so daß für die Einschränkung der

entehrenden adlichen Bauernflaverei in Kiez und Ebstland seit der Zeit nicht das Geringste gethan worden ist. Ich sage der adlichen Bauern, denn nicht nur hat die Verwandlung vieler ansehnlichen Krondomänen in Städte eine Menge Bauern zu freien Bürgern gemacht, sondern es hat auch die Krone unmittelbar das Schicksal der Bergwerksbauern gemildert. Ohne ihre Absicht hat aber auch die große Kaiserin durch die Auflage der Kopfsteuer und die Verschenkung vieler publicken Güter die Leibeigenschaft in Kiez und Ebstland drückender gemacht, wie ich im Vorigen gezeiget habe. Unter der lezten Regierung ist nun auch noch die Rekrutenaushebung dazu gekommen, die sonst in den deutschen Provinzen des Russischen Reichs nicht statt fand, und die Privilegien des Adels sind wieder durch den Kaiser Paul erweitert worden, so daß wohl fürs erste an eine Aufhebung der Leibeigenschaft unter solchen Umständen jetzt nicht zu denken ist. Der Verkauf so wie die uneingeschränkte Belastung der Bauern dauern in über ganzen Abscheulichkeit fort. Unter Paul I. durfte man nicht einmal die Unrechtmäßigkeit der Leibeigenschaft öffentlich berühren, ohne Gefahr zu laufen, über die Gränze geschäft zu werden. Bei dem Adel herrschen ebenfalls noch die alten Gesinnungen, die nicht sehr für die

die

Die Abschaffung der Sklaverei gestimmt sind. Auch kann auf ihn alles, was in Beziehung auf seinen eignen Vortheil für die Freilassung der Bauern gesagt oder geschrieben wird, wenig Eindruck machen, weil es selten der Wahrheit gemäß ist. Nicht nur der harte Herr würde einen großen Theil der Menschen verlieren, die ihm Arbeit leisten oder Abgaben entrichten, sondern auch der gütige. Viele Bauern würden ihren Stand verlassen, hört man gewöhnlich sagen, und die Herren so wenig als die Bauern einen Knecht behalten. Allein, wenn der Bauer seinen Acker eigen thümlich besäße, und dessen Ertrag ihm gehörte, wenn seine Kinder erben, was er erwürbe, und sie zu Wohlstand und Vermögen dabei kämen; gewiß, der Bauer bliebe an seinem Plage. Was die Erbherrn auf der einen Seite einbüßten, gewännen sie gewiß auf der andern dreifach wieder. Es braucht auch deswegen keine Totalumwälzung, und nicht so mit einem Male dieselbe zu geschehen. Ein in die Menschenrechte einmal gemachter tiefer Riß kann nicht sogleich wieder zugemacht werden. Eine solche schnelle Revolution, wenn es auf die Berechnung des möglichen Gewinns und Verlustes ankommt, können fast nur diejenigen wünschen, die hohes Spiel lieben. Man dringe lieber erst mehr und lauter auf die An erkens

erkenntnis der ursprünglichen und natürlichen Menschenrechte. Vielleicht daß mancher aus Achtung für die Menschheit und das in ihm liegende moralische Gesetz, sich nach und nach entschließt, die Freilassung der Leibeigenen vorzubereiten oder zu bewirken, sollte sie ihm auch ansehnliche Vortheile entziehen. Der Geist der Empörung unter den Bauern, eingewurzelte Vorurtheile, Eigennutz und Interesse des Adels herrschen noch allzumächtig, als daß zur gänzlichen Aufhebung der Leibeigenschaft eine baldige Aussicht sich eröffnen sollte. Einige wenige Erbherrn haben zwar ihre Güter an ihre Bauern verpachtet, und es geht alles ziemlich ordentlich. Allein ob dies den nämlichen Weg gehen würde, wenn es durchgängig eingeführt werden sollte, oder ob nicht vielmehr Nebellen, Faulenzen, Liederliche und Straßenräuber daraus entstehen würden, darüber läßt sich noch viel disputiren.

Wenn man mit den Edelleuten über diesen Punkt spricht, so ist ihre Haupteinwendung, ausser den vorhin angeführten, die Widerspenstigkeit und Empörungssucht der Ehrsüchtigen Bauern. Sobald sich diesen ein Strahl von Hoffnung, frei zu werden zeigt, so lehnen sie sich auf, werden trotzig und versagen allen Gehorsam. Dies zeigt sich bei der Uebergabe verkaufter Güter an einen neuen Herrn, bei

truy

truppreiſen Verſammlungen in den Krügen und auf Straßen, wenn ſie deutſchen Equipagen begegnen, die ihnen nicht gleich aus dem Wege gehen, bei der Freilaſſung eines oder des andern leibeignen Bedienten oder Dorfſbauern u. ſ. f. Vornämlich ſichtbar aber wurde dieſes Hauptverbrechen im Jahre 1783 bei der neuen Kopfſteueranlage, durch die ſie ſich von allen Arbeiten, Auflagen und von der Abhängigkeit von dem Adel crimirte glaubten. Sie vergriffen ſich bei dieſer Gelegenheit ſogar an dem Generalgouverneur, Grafen von Browne, der, um die Ruhe herzuſtellen, in die Gegenden des Aufſtands gekommen war, und würden ihn nicht geſchont haben, wenn nicht ſein Sekretär ihn ihren Händen entriſſen hätte. Der gedachte Aufſtand fiel im Rigiſchen vor, und hatte mehr Ketten als Eſten zu Theilnehmern. Er beruhete auf einem bloßen Miſverſtande, nach welchem die Bauern wähten, ſie ſollten nunmehr, gegen Erlegung eines gewiſſen Kopfgeldes an die Krone, kaiſerliche Unterthanen werden, und dafür von der Leibeigenschaft und den damit zuſammenhängenden Dienſtpflichten gegen die Edelleute, völlig frei ſeyn. Durch Schwärmerei und falſche Auslegung einiger bibliſchen Stellen von der chriſtlichen Freiheit, welche einige Bauern verbreiteten, als habe nun die Leibeigenschaft ihr Ende erreicht, und jeder

1783

Jeder Christ sey ein freier Mensch, wurde der Lärm immer weitaussehender. Sie bekamen bald einen großen Anhang, und es wären die schrecklichsten Auftritte zu besorgen gewesen, wenn man ihnen nicht durch nachdrucksvolle Verfügungen bei Zeiten vorgebeugt hätte. Schon hatte sich, als man sie auf ihre wiederholten zudringlichen Forderungen nicht freilassen wollte, von einem Gute zum andern eine dumpfe Gährung spüren lassen, die einer Nationalverschöderung nicht unähnlich sahe. Auf Johannisfest feiern die Ethen und Letten ein großes Fest, welches sie mit Schmausen, Sausen und allerlei Lustbarkeiten, z. B. Johannisfeier, angezündeten Theertonnen und Bechkränzen, begehen. Man glaubte damals, daß sie diesen Tag unter sich festgesetzt hätten, eine Sicilianische Vesper zu halten und alle Deutsche zu ermorden. Sie rottirten sich haufensweise zusammen und insultirten alle Deutsche, besonders manche Erbherrn. Es marschirten ein Paar Kompagnien Russen gegen sie an, welche sie mit geladenem Gewehr beständig beobachten mußten. Die Feier des Johannisfestes wurde aus Vorsorge untersagt, und alle Jahmärke auf dem Lande in demselben Sommer verboten, damit den Unruhigen alle Gelegenheit zum Aufklauf abgeschnitten würde. Als die Ruhe wieder hergestellt war, wollte kein Edels

Edelmann gesehen, daß auf seinem Gute jemand unruhig gewesen wäre; obgleich man von vielen gewiß wußte, daß sie sich aus Furcht vor der Vesper kurz vor Johannistag in der Stille von ihren Gütern entfernt und in der Stadt Sicherheit gesucht hatten. Es verlор bei dem ganzen Vorfall doch niemand sein Leben, außer etlichen wenigen Bauern, die sich den anrückenden Truppen widersezt hatten. Nachdem alles vorüber war, wurden die Rädelstührer ausgekundschaftet, und nach einer harten Züchtigung auf einige Jahre theils zu öffentlicher Arbeit verurtheilt, theils ins Exil nach Sibirien verwiesen. Dennoch blieben die Bauern vieler Güter noch immer dabei, die Kopfsteuer selbst den Gerichten abzugeben, damit sie nur nichts mehr mit den Edelleuten zu thun hätten und sich ihre Rechte für die Zukunft nicht vergäben. Es herrschte dabei ein Gemeingeist, der hinlänglich bewies, daß sie zur Freiheit reif und derselben allerdings empfänglich sind; es wäre auch gewiß bei diesen Unruhen um einen Theil des Adels gethan gewesen, wenn nicht zum Glück Militär in der Provinz gewesen wäre.

Im folgenden Abschnitte, wo ich von den groben Lastern der Chisten rede, werde ich mehr Gelegenheit finden, Belege von ihrem allezeit fertigen Empdrungsgeiste zu geben. Ich schlicke hier

hier den ersten Theil mit der Bemerkung, daß ich meine in demselben mitgetheilten Beobachtungen keinesweges für vollständig und untrüglich ausgeben. Aber das darf ich wohl sagen, daß sie, insofern sie selbst erfahrene, mit angesehen und im Lande selbst gehörte Dinge betreffen, nicht neue Märchen, sondern zuverlässige, wirklich aus dem Umgange und eigener Anschauung gehobene Wahrheiten sind. Was der Leser für Resultate, Schlüsse und Ausichten in die Zukunft hieraus ziehen will, überlasse ich seinem eignen Urtheile, dem ich nicht vorgreifen mag. Ich gebe als ein redlicher und treuer Menschenbeobachter die Dinge, wie sie sind, und mache blos den Referenten, der das, was er sehe und von glaubwürdigen Männern höre, erzählt, ohne sich darum zu bekümmern, welcher Gebrauch sich davon machen läßt. Vielleicht wären meine Nachrichten interessanter, wenn sie aus einem kultivirten Lande kämen, und von einem gebildeteren Volke abgezogen wären. Indessen, meine Leser, nehmen Sie den Willen einstweilen für die That an, bis ich Ihnen etwas Interessanteres und Angenehmeres zu Ihrer Unterhaltung geben kann, welches vielleicht im zweiten Theile geschieht. —

Druckfehler

im ersten Bande.

S. 72 B. 24	ließ Schießgewehr für Spießgewehr.
— 137 — 3	— Schwere für Schwere.
— — — 4	— meisten für mehrten.
— 140 — 25	— des für der.
— 142 — 23	— Nooren für Meeren.
— 144 — 13	— Widerstande für Widerstaude.
— 189 — 21	— ungestümen für ungestümmen.
— 208 — 21	— gefellende für gefellende.
— 247 — 23	— fetern für feimern
— 249 — 3	— Aufershebung für Anfershebung.
— 256 — 18	— war für wae.
— 287 — 8	— etnen für einen.
— 295 — 7	— strennen für streugen.
— 306 — 2	— vor für von.
— — — 8	— des für der.
— 393 — 4	— thue für thun.
— 440 — 23	— gesittetsten für gesittesten.
— 448 — 23	— Antdumlinge für Antdumlige.

**Nachricht an den Buchbinder
wegen der Kupfer im ersten
Bande.**

Das Kupfer Nr. 1. mit der Unterschrift: eine Ehstn in ihrem Brautschmucke, kommt vor das Titelblatt. Das zweite, einen Theil von Kloster Paradis vorstellend, zu Seite 161. Das dritte, Gegend bei Baitischport, zu Seite 269. Das vierte mit der Unterschrift: Ruinen eines alten Bergschlosses bei Weissenstein, zu Seite 287.

Nebenstehender Viertelbogen wird hinter den Titelbogen gebunden.

